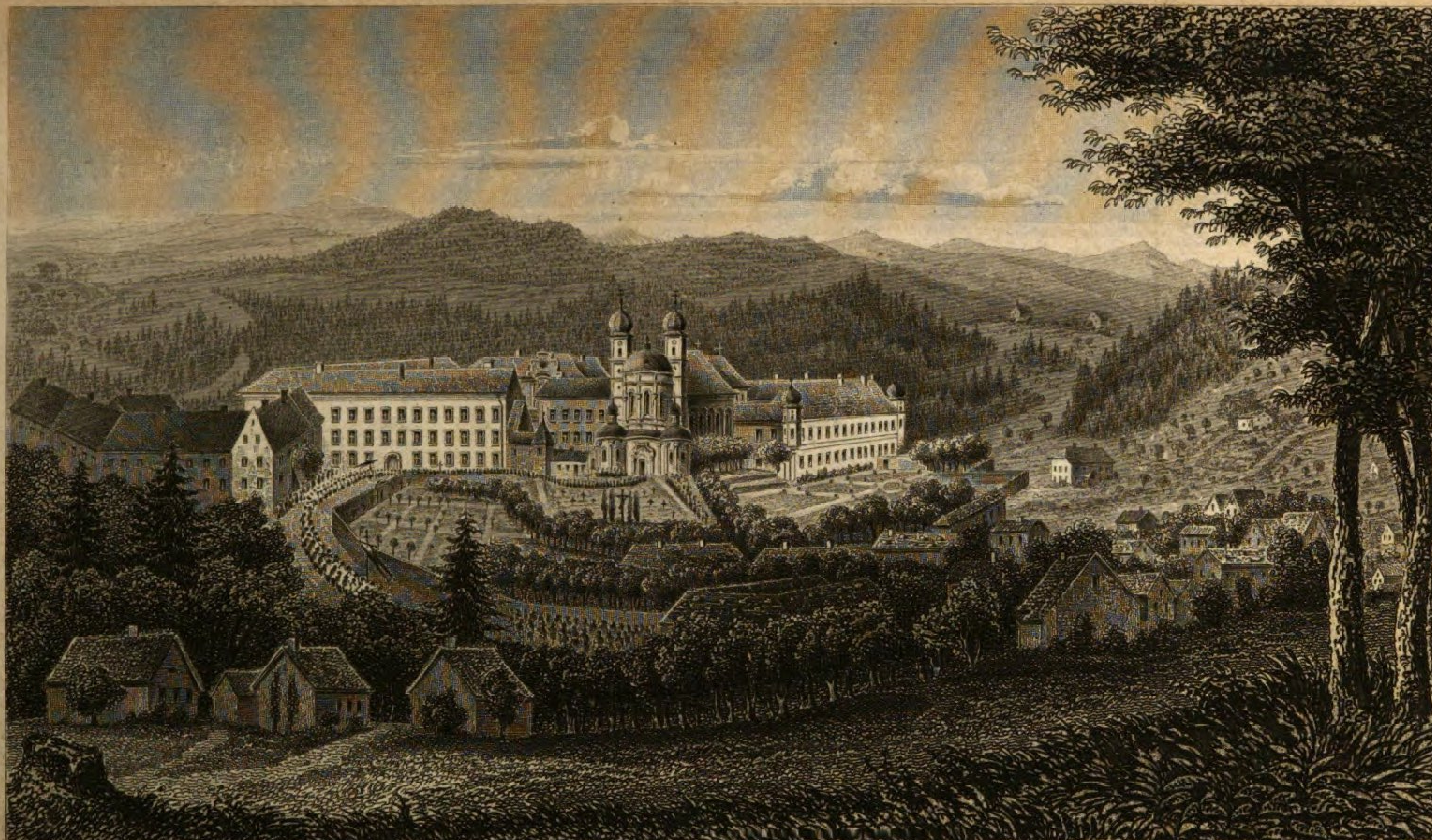


Kloster Metten.

Kloster Metten

und

seine Umgebungen.

Von

Georg Aichinger,

Cooperator in Pondorf.



Mit 2 Stahlstichen und 13 Holzschnitten.

Landshut, 1859.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung.

(J. B. v. Zabuesnig.)

Seiner Hochwürden und Gnaden

Herrn Herrn

Utto Lang,

Abte des uralten Benediktinerstiftes Metten,

als ein kleines Zeichen großer Verehrung und Dankbarkeit

gewidmet

von

dem Verfasser.

Vorrede.

Damit der Leser von diesem Büchlein nicht zu viel erwarte und eben deßhalb dann zu wenig darin finde, möchte es etwa zweckdienlich sein, die Veranlassung und den leitenden Gedanken bei der Abfassung desselben hier mit ein paar Worten anzugeben. Wenn der griechische Gastfreund von seinem scheidenden Gaste Abschied nahm, so gab er ihm ein Xenium, ein Weihegeschenk mit auf den Weg, damit dessen Anblick ihm stets von Neuem den fernen Freund in die Erinnerung rufe. In gleicher Weise schwebte seit meinem Scheiden aus der Anstalt und dem trauten Institute in Metten, wo ich die holde Frühlingszeit des Lebens verlebt und meine Studien gemacht habe, auch mir der Gedanke vor, dereinst eine Schilderung des Klosters, seiner Vergangenheit, seiner Anstalten, der hervorragenderen historischen Punkte in seinen roman=

tischen Umgebungen zu entwerfen und den Schülern, insbesondere den scheidenden oder bereits in der Ferne lebenden Zöglingen der Anstalt zu Metten als eine Art von Weihegeschenk in die Hand zu geben, das sie öfters wieder an das liebe Plätzchen mancher Jugendfreuden erinnern sollte. Schon dieser Zweck des Buches ließ es nicht rathsam erscheinen, dasselbe mit unverdaulichem gelehrtem Apparat zu bescheeren und darin eine Gelehrsamkeit zu ostendiren, welche nicht zu besitzen ich für keine Schande halte; — ich wollte eben erzählen und beschreiben. Daß ich mich dessen ungeachtet von ernstlichem Studium keineswegs dispensirte, wird kundigen Lesern nicht entgehen, und die Freunde der vaterländischen Geschichte werden dem Büchlein die Anerkennung kaum versagen, daß in demselben mancher neue Beitrag zur Vervollständigung unserer Kenntnisse über die Vergangenheit dieser Gegend geboten werde. Besonderen Dank hat sich Herr Lukas verdient, indem er aus einem alten Regestenbuche des Klosters Gotteszell die Geschichte dieses Stiftes und des Marktes Ruhmannsfelden zum erstenmale an das Licht brachte.

Die Gegenstände, welche ich zu schildern unternahm, sind groß und edel, nehmen die Aufmerksamkeit und das Interesse gebildeter Menschen lebhaft in Anspruch. Die menschliche Seele gleicht

einem Erdreiche: wüst und öde, wenn sie nicht gepflegt und gebildet wird, aber der herrlichsten Entwickelung fähig. Keime und Anlagen zu allem Guten und Edlen schlummern in ihren verborgenen Tiefen, aber sie müssen geweckt werden; sie muß zuerst den Saamen empfangen, soll die erfreuliche Saat des Schönen und Rechten gedeihen. Darum ist es ein göttlich schöner Beruf und von allen Verdiensten das höchste, Menschen zu bilden, Seelen zu entwickeln, in jugendliche Herzen guten Saamen zu streuen, und die Edlen, welche diesem hohen Werke sich widmen, sind als Wohlthäter der Menschheit auf dem Schild zu erheben. Sie wirken und vollbringen die segensvollsten Absichten Gottes unter den Menschen, jeder Spur ihres Weges entblüht Freude und Glück und nur durch sie blicken wir mit trostvoller Zuversicht noch in die Zukunft: denn in ihren Händen liegt die Zukunft der Welt. Unser jugendliches Geschlecht wird einst die Geschichte der kommenden Tage wirken am ernsten Webstuhl der Zeit und dieß nach den Grundsätzen, die dasselbe jetzt empfängt. Soll in dem, was in unseren Zuständen faul ist, eine Aenderung zum Besseren eintreten, so kann eine solche Regeneration der Gesellschaft nur in dem heranwachsenden Geschlechte grundgelegt werden.

Die Anerkennung des Gesagten ist allgemein

und darum glaube ich, daß diese Schrift auch außerhalb des engeren Kreises, den sie behandelt, manches Herz finden werde, in welchem eine Saite sympathetisch anklingt. Sie behandelt ja eines der bedeutendsten katholischen Erziehungsinstitute des deutschen Vaterlandes, ein Institut, welches in seiner Einrichtung und Ausdehnung als kompakte Vereinigung völlig abgeschlossener, unter steter geistlicher Aufsicht stehender Seminarien wohl einzig dastehen wird.

Außerdem befindet sich dieses Institut in einem Kloster, es ist eine Klosterschule. Und weil es in meinem Plane liegt, auch die Umgebungen Mettens zu schildern, so werden auch noch andere Klöster in den Rayon der Besprechung hereingezogen werden müssen, da die Gegend um Metten vor Zeiten ein wahrer Pfaffenwinkel gewesen ist. Vor ein paar Jahrzehenten wäre es noch als ein crimen laesae am heiligen Geist der Zeit betrachtet worden, von Klosterwesen und Mönchthum anders als lästernd zu reden; — gegenwärtig ist man über solche Anschauung historischer Institute hinaus und ich werde so frei sein, auch von Verdiensten der Mönche zu sprechen, nicht achtend auf die Zornausbrüche der modernen Heliodore, welche die geheiligten Schätze der Braut Christi angriffen und gleich dem verblendeten Aaron die Halszierden der Toch-

ter Israels einschmolzen, um ihrer Habsucht einen goldenen Götzen zu bauen.

Für diejenigen aber, denen nun einmal der Chorgesang betender Menschen zuwider ist, wie dem Hunde Orgelton und Glockenklang, für diese habe ich noch ein anderes Gericht bereit, welches ihnen vielleicht mehr zusagen wird, zumal es auch des beliebten Hautgout der Romantik nicht völlig entbehrt. In den Psalmengesang frommer Klosterbrüder tönt das Waffengeräusch eisengepanzerter Ritter, neben den Wohnungen des Friedens steigen die Burgen des Krieges auf. Ich habe die Geschichte mehrerer dieser Schlösser geschrieben und davon Veranlassung genommen, über das Ritterwesen und dessen Bedeutung in der Weltgeschichte überhaupt einige Bemerkungen einzustreuen, die zwar manchem vielleicht nicht ganz orthodox erscheinen werden, nach meinem Gefühle aber ebenso richtig sind, als sie nützlich werden können. Wenn ein vorgefaßtes Urtheil dir auch noch so lieb und angenehm und in deine ganze Vorstellungsweise verflochten ist, gib es auf, sobald du es als Vorurtheil erkennst, oder du bist nicht werth, daß die Wahrheit dich beglücke.

Neben dem Mönchthum und vor dem Ritterthum hat das Bürgerthum der Städte hohen Einfluß auf die Bildung des Mittelalters und auf die

Veredlung des Lebens in jenen Zeiten geübt, und ich habe Gelegenheit gefunden, auch davon zu sprechen und das ansprechende Bild deutschen Bürgerwesens, wenn auch noch so unvollkommen, zu zeichnen. Auch auf das Leben und die Sitte eines biederen Volkes habe ich einen Blick geworfen und einige Züge seines Wesens dargestellt. Immer aber habe ich gefunden, daß unsere Zeit nicht in Allem den mittleren Zeiten vorausgeeilt, ebenso wenig aber auch in Allem hinter dieselben zurückgesunken sei. Viele edle Gemüther hat in unserer Zeit ein unüberwindlicher Eckel an der Gegenwart und eine scheue Sehnsucht und Flucht nach der Vergangenheit übermannt, ein Gefühl, welches mehr von guter Gesinnung und trefflichem Wollen, als von Federkraft und Energie der Seele zeugt. Nein, keiner verzweifle an seiner Zeit, sondern es arbeite nur jeder in seinem Kreise und mit all seiner Kraft an ihrer Hebung und Reinigung, denn die Menschen bilden den Zeitgeist.

Was ein rechter Kritikus ist, der wird vielleicht in diesem Buche öfters die scharfsinnige Bemerkung machen, daß in demselben Manches stehe, was nicht gerade dastehen müßte. Ich notire dieß hier selbst, damit Keiner sich etwa die Ehre der Entdeckung zuschreibe und auf seinen Scharfsinn sich zu viel einbilde. Ich wollte eben auch bisweilen ein wenig

docíren und weil ich sonst keine Gelegenheit dazu habe, so habe ich dann und wann den gelegenen Augenblick ersehen und die Gelegenheit vom Zaun gebrochen. Auch war ich in dem Wahne befangen, daß nicht Alles überflüssig sei, dessen Nothwendigkeit Hans und Petrus nicht einsehen, und wenn etwas vollends schon geschrieben war, so huldigte ich dem Grundsatze des römischen Landpflegers: quod scripsi, scripsi. Daß übrigens hundert andere die Sache viel besser gemacht hätten und meine Kräfte nicht hinreichten, der Darstellung großer Gegenstände die rechte Wärme und Kraft zu geben, fühlt Niemand mehr als ich selbst. Ich selbst erkenne die Mängel des Buches gar wohl, aber es geht mir wie dem Ovidius:

Cum relego, scripsisse pudet, quia plurima cerno,
Me quoque, qui feci, judice digna lini, —
Nec tamen emendo, labor hic quam scribere major.

So gehe denn das Büchlein hinaus in die Welt und klopfe mit freundlichem Gruße an die Thüren aller derjenigen, die wie der Verfasser in dem lieben Kloster zu Metten die schönen Jahre der Jugend in süßem Frieden verlebten und dort ihre Bildung und die Richtung der Seele empfingen. Mancher wird es wohlwollend aufnehmen, es ruft ihm dann durch Wort und Bild die schöne Zeit und das Plätzchen seiner Jugendspiele in die Erin-

nerung zurück und das Herz geht ihm auf. Auch einige Andere, die nicht in demselben Falle sich befinden, werden es aus Interesse für seine Geschichtchen nicht vor die Thüre stossen, und wenn das Büchlein Jedem auch nur einen Theil des Vergnügens bereiten könnte, welches der Verfasser an seiner Arbeit gefunden, so würde das Büchlein nie sein Dasein und der Verfasser nie seine, wenn auch noch so geringe Mühe bedauern dürfen. Das walte Gott!

Pondorf, am Feste der hl. Apostelfürsten 1859.

Der Verfasser.

Inhalt.

I.

Metten.

Hic locus aetatis nostrae primordia novit,
Annos felices laetitiaeque dies!
Hic locus ingenuis pueriles imbuit annos
Artibus et nostrae laudis origo fuit.
Hic artes didici fideliter atque libenter.

Alex. Necham von seiner Studienzeit zu St. Alban ap. Berington, III, 223.

---

§. 1.

Gründung und Gründer.

Die Benedictinerabtei Metten, welche in neuerer Zeit durch ihre großartigen Anstalten für Jugendunterricht einen weitverbreiteten, herrlichen Ruf erlangt hat, liegt eine Stunde oberhalb der Stadt Deggendorf, eine Viertelstunde vom linken Ufer der Donau, an dem westlichen Saume jenes von der Natur mit dem reichsten Segen der Anmuth beschenkten Theiles von Niederbayern, welcher der „bayerische Wald" genannt wird. In lieblicher Umarmung umschlingen von drei Seiten waldgrüne Hügel das gottgeweihte Haus und wehren die rauhen Stürme des Nordens von ihm ab, so daß Metten schon seiner Lage nach als ein sicherer, sturmfreier Hafen sich darstellt und in dieser Weise seine Bedeutung als schirmender Port unsterblicher Seelen gesinnbildet erscheint, die hier fern von dem hochfluthenden Meere des Weltgetriebes in stiller Zurückgezogenheit herangebildet werden, vor den verheerenden Stürmen der Verführung gesichert.

Die südliche Fronte des Klosters ist offen und frei dem Donaustrome zugewendet, dessen grüne Gewässer hier so langsam und behaglich dahinfließen, als zauderten sie, das freundliche Bild des Klosters zu meiden; — den Hintergrund aber bilden die duftig umblauten Bergriesen des

Bayerwaldes, welche in ernster Majestät über die erste um das Kloster sich ziehende Hügelreihe herüberschauen und den Charakter von Großartigkeit einer Landschaft verleihen, die sonst vorzüglich geschmückt ist mit den sanfteren Reizen der Anmuth. Auf der östlichen Seite des Klosters eilt unmittelbar unter den Fenstern der äußeren Zellen vorüber ein frisches, früher perlenführendes Bächlein durch grünes Wiesengelände dem unfernen Strome zu und leiht dem Kloster seinen Namen voll schönen und treffenden Sinnes (vom altsächsischen mêdm = res pretiosa, Perle, vgl. Schmellers bayr. Wörterb. II, 648); vom nahe gegenüber liegenden Walde herüber aber dringt der Tannenzweige feierlich geheimnißvolles Rauschen in die stille Einsamkeit der Klosterzellen, sich mischend mit dem melodischen Plätschern und Quirlen des Bächleins und belebt von den mannigfaltigen Weisen der gefiederten Sänger des Luftraumes. Wem käme da nicht das berühmte horazische Winkelchen, das behagliche, in den Sinn, wenn er die Umgebungen dieses Stiftes betrachtet, und wer priese nicht glücklich die Jünglinge, die hier fern von den beengenden Mauern und bösen Lockungen der Städte, unter dem Leib und Seele erquickenden Einfluß der reinen Landluft, unter der väterlich sorgsamen Obhut frommer Ordensmänner ihre Jugendjahre verleben und ihre Erziehung erhalten?

Doch hier, wo uns jetzt Alles so schön und lieblich anspricht, war es nicht immer so: vor eilfhundert Jahren stand hier noch kein Kloster, Gott dem Höchsten zum Preise und den Menschen nah und ferne zum Segen, da bedeckte ein finsterer, sumpfiger Urwald die Gegend, von keinem Beile gelichtet, von keinem Menschen bewohnt, nur von Bären und Wölfen und anderen Ungethümen der Wildniß durchtobt. Nur eine kleine halbe Stunde östlich von der Stelle, wo jetzt das Kloster steht, schon tiefer im Walde

und durch die erste Hügelkette des Bayerwaldes von der Donau getrennt, war wie eine freundliche Oase in der Wüste eine lichte Stelle dem Walde abgewonnen und zu einem schönen Garten umgewandelt; eine frische Quelle entquoll dem Boden und an der Quelle erhob sich ein Hüttchen nett und freundlich, von einem frommen Gottesmanne bewohnt. Der Name des Siedlers war Utto.

Er war jenseits der Alpen im schönen Lande Italia von vornehmen Eltern geboren, und da am Tage seiner Geburt der Priester des Dorfes eben abwesend war, so brachte man ihn einem deutschen Priester, der auf der Rückkehr von einer Pilgerfahrt nach Rom eben im Dorfe eingekehrt war, zur Taufe. Der Priester war der selige Gamelbert, ein heiliger Mann und Pfarrer zu Michaelsbuch, einem zwei Stunden von Metten jenseits der Donau gelegenen Dorfe. Dieser bereits siebenzigjährige Priestergreis taufte das Kind, gab ihm den Namen Utto und ermahnte die Eltern, den Knaben sorgsam im Christenthum zu unterrichten. „Der Knabe, so fügte er mit prophetischem Blicke in die Zukunft bei, wird dereinst mein Erbe und Nachfolger sein; schickt ihn also zu mir, wenn es einmal sein Alter zuläßt, und damit ihr meinen Aufenthalt nicht vergeßt, schreibe ich euch Ort und Gegend genau auf.“ Der heilige Mann ging hierauf wieder über die Alpen nach seinem lieben Michaelsbuch im schönen bayerischen Lande zurück und lebte dort noch viele Jahre unter seinen Pfarrkindern. Zu seinen vielen Abtödtungen und Buß-Uebungen fügte hier der alte Mann noch die hinzu, daß er seinen Füßen jegliche Bewegung versagte. Er machte sich also vier hölzerne Kreuze, steckte dieselben in geringen Entfernungen zu den vier Seiten seines Hauses in den Boden und legte sich das Gesetz auf, nie mehr über den von diesen vier Kreuzen umschriebenen Raum hinaus seine

Füße zu setzen. Nur ein einziges Mal während vieler Jahre erlaubte er sich noch eine Ausnahme von der strengen Regel und überschritt die selbstgesetzten Marken; dieß that er aber keineswegs zur Befriedigung eines sinnlichen Antriebes, sondern weil zur Schlichtung einer in seiner Heerde eingerissenen bitteren Uneinigkeit seine persönliche Vermittelung nothwendig war. — Das Gemälde, welches sein alter Lebensbeschreiber von dem hl. Gamelbert entwirft, ist so reich an liebenswürdigen Zügen, daß ich mir das Vergnügen nicht versagen kann, noch Einiges aus demselben anzuführen. Aus einem edlen bayerischen Geschlechte entsprossen ward er von seinem Vater in der frühesten Jugend schon zum Dienste der Waffen bestimmt, und weil er zu diesem rauhen Berufe durchaus sich nicht wollte bewegen lassen, von dem erzürnten Vater als entarteter Feigling und eine Schmach seines Namens betrachtet und ihm mit Hohn die Hut der Heerden übertragen. Eines Tages nun, als der Knabe bei seiner Heerde auf dem Felde selig eingeschlummert war, traf es sich, daß er beim Erwachen ein Buch auf seiner Brust liegen fand, und der Chronist zweifelt keinen Augenblick, dieses Buch als von Engels-Händen auf die Brust des Knaben gelegt zu betrachten. Doch was soll der des Lesens nicht kundige Gamelbert mit dem Buche anfangen? Er betrachtet das Ereigniß als einen Wink der Vorsehung, daß er das Lesen erlernen und dereinst den geistlichen Stand erwählen solle, — denn beides war Eines in jenen Zeiten, da nur die Geistlichen des Lesens und einiger Wissenschaft kundig waren. Er ging also mit Einwilligung seines Vaters zu einem wegen seiner Kenntnisse und Tugenden berühmten Manne der Gegend, erzählte demselben, was sich mit ihm zugetragen und bat ihn um seinen Unterricht. Der Knabe machte schnelle Fortschritte und wuchs wie an Kenntnissen, so an

Tugend und Frömmigkeit vor Gott und Menschen. Frühe schon lernte er seine Zunge bezähmen und sich vor einem jeden unnützen Worte in Acht nehmen, alle Unmäßigkeit, Feindseligkeit und Unredlichkeit war ihm verhaßt, Nachgiebigkeit gegen den Zug der Sinne unbekannt. Nie in seinem Leben verletzte er einen Menschen durch ein beleidigendes Wort, er ließ bei ungünstiger Witterung seine Dienstboten nicht auf das Feld gehen und trug selbst gegen unvernünftige Geschöpfe eine solche Liebe in seinem Herzen, daß er gefangene Vögel loskaufte und in Freiheit setzte. Vom Tage seiner Priesterweihe an enthielt er sich durch mehr als fünfzig Jahre jeglichen Genusses von Fleischspeisen und während der vierzigtägigen Fasten verließ er seine Wohnung nie anders, als um in der nahen Kirche das heilige Opfer darzubringen*); am Abend genoß er dann ein Stücklein schwarzes Brod, wobei Wasser aus der Quelle sein Trank war.

So hatte der heil. Gamelbert bereits eine sehr hohe Anzahl von Jahren erreicht, und da seine Kräfte sichtlich schwanden, gingen ihn seine Freunde einmal mit dringenden Bitten an, er möchte doch für einen Nachfolger in seinem Amte sorgen. Der Heilige dankte ihnen für ihre liebevolle Aufmerksamkeit und sagte, daß Gott selbst bereits für seinen Nachfolger gesorgt und im fernen Lande auf seiner Pilgerfahrt ihm denselben gezeigt habe: ehe noch das Jahr vorüber, würden sie alle ihn sehen. Wirklich kam noch in demselben Jahre der nun zum Manne herangewachsene Utto nach Michaelsbuch; Gamelbert nahm ihn mit großer Freude auf und übergab ihm alle seine Güter und Ob-

*) Ausdrücklich ist noch beigefügt: Wenn er die Messe las, verhüllte ein Vorhang den Altar, damit die Laien die Feier der schrecklichen Geheimnisse nicht unmittelbar im Auge hätten.

liegenheiten. Bald darauf starb er, fromm und gerecht wie er gelebt hatte.

So war nun Utto Pfarrer von Michaelsbuch und er ließ es seine angelegentlichste Sorge sein, das ungebildete und im Christenthum noch nicht sehr befestigte Volk zu bilden und immer mehr in die tiefen Wahrheiten und Lehren der heiligen Religion des Kreuzes einzuführen. Die Schlichtung alter Feindschaften, die Bändigung des gewaltthätigen Sinnes, der Kampf gegen verschiedene Mißbräuche und Unsitten nahmen seine Kräfte in Anspruch, mehr als Alles aber beschäftigten ihn die Ueberbleibsel heidnischer Anschauungen und Gebräuche, welche in dem wehl noch nicht sehr lange zum Christenthume bekehrten Volke noch viele Anhänger hatten. Die Religion wird nicht so leicht gewechselt wie ein Kleid, und das Gesetz der Liebe legte dem kriegerischen Volke der Germanen eine so totale Umgestaltung seines ganzen Geistes und Charakters auf, daß es uns nicht befremden darf, wenn neben dem öffentlichen Dienste des wahren Gottes noch lange die stille Uebung altgewohnten Aberglaubens einherging und der christianisirte Deutsche noch immer von dem Altare des großen Opfers einen ehrfurchtsvollen Seitenblick auf jenes geheimnißvolle Wesen warf, das er im feierlichen Rauschen der Wälder zu hören und zu ehren wähnte. Bei der ersten Bekehrung unserer Väter wurde mehr die Saat zur künftigen Ernte ausgestreut, als daß die Früchte sogleich sichtbar geworden wären. Die allermeisten drangen noch nicht bis zum innern Kern und Wesen des Christenthumes durch; viele fühlten mehr Scheu vor dem Geheimnißvollen der neuen Religion, das ihnen wie eine unbekannte hohe Macht Ehrfurcht abnöthigte, als daß es bis zum Verständniß und zu sittlicher Besserung durchgedrungen wäre. Die Geschichte der Merovinger liefert einen leider nur zu klaren Beweis für das

Gesagte und der heil. Bonifacius hatte bekanntlich gar schwere Kämpfe gegen dieses Fortwuchern des heidnischen Unkrautes unter dem christlichen Waizen zu führen.

Mochte also Utto der fruchtlosen Bemühungen zur völligen Ausrottung des heidnischen Götterwahnes überdrüßig sein, wie (nach Selender) Adlzreiter angibt, oder mochten ihm die Stürme des Krieges zwischen Thassilo und Karl dem Großen den Aufenthalt in Michaelsbuch verleiden, wie Bruschius schreibt, oder mochte nur die Sehnsucht nach einem beschaulichen Leben in Ruhe und Zurückgezogenheit seine Entscheidung bestimmen, — genug, er legte nach einigen Jahren die Verwaltung seiner Pfarrei nieder, setzte über die Donau und rodete sich in der von keinem menschlichen Fuße betretenen Waldeinsamkeit jenes stille freundliche Inselchen aus, wo wir ihn oben getroffen haben. Auf sein Gebet, wie die Legende erzählt, entquoll eine reiche Quelle des vortrefflichsten Wassers dem Boden, der in dieser Gegend noch heute sonst keine Brunnen hat, und das dankbare Volk ehrt noch immer den Segen dieses Gebetes, indem es die Quelle und den Ort „Uttobrunn" nennt. An der Quelle baute er sich eine Zelle, die er dem hl. Michael weihte und mit einem freundlichen Gärtchen umgab. Hier lebte der heilige Mann in tiefer Verborgenheit, ferne allem Geräusche der Welt, enthoben aller niederdrückenden Sorgen, nur mit sich selbst und seinem Gotte beschäftigt — und hier geschah es denn auch, daß der mächtige Frankenherrscher Karl der Große den frommen Einsiedler traf, als er im Jahre 792 auf seinem Zuge gegen die heidnischen Avaren in jener Gegend eine Brücke über die Donau schlagen ließ und bis zur Beendigung dieser Arbeit in den nahen Wäldern jagte. Als Utto den Kaiser und sein Gefolge erblickte, legte er das Beil, mit dem er eben den

Wald lichtete, weg, übersah aber den Pflock, auf den er es legen wollte, und Karl sah mit Erstaunen, wie dasselbe von einem Sonnenstrahl schwebend in der Höhe erhalten wurde. Der fromme Kaiser erkannte in diesem Wunder sogleich ein Zeugniß, welches Gott von der Heiligkeit seines Dieners Utto ablegte und er sagte daher zu demselben, er möge sich eine Gnade, welche er nur immer wolle, von ihm ausbitten. Bei diesen freundlichen Worten warf Utto sich auf die Erde und bat den Kaiser um die Erlaubniß, in dieser Gegend ein Mönchskloster mit einer dem heil. Erzengel Michael geweihten Kirche zu erbauen. Karl willigte mit Freuden in das fromme Begehren und gab dem Einsiedler nicht bloß Grund und Boden, sondern auch das zum Baue nöthige Geld *). Utto aber, so berichtet uns wiederum die treue Ueberlieferung des Volksmundes, wollte die Stelle des neuen Klosters nicht nach eigenem Gutdünken wählen, sondern die Bestimmung derselben göttlicher Fügung überlassen. Er warf also sein Beil in die Luft mit dem Entschlusse, an der Stelle, wo es zur Erde niederfiele, das Kloster zu errichten — und siehe da, das Beil erhob sich wie von einer unsichtbaren Hand getragen und berührte erst in der Entfernung einer halben Stunde von der Zelle des Klausners wieder den Boden.

*) Raderus (Bav. S. II. 127) besingt diese Begegnung in folgenden Distychen:

„Carolus umbrosas cingens indagine silvas,
Ut caperet sparsas per nemus omne feras,
Sanctius his animal divinum cepit Uthonem:
Sed Rex a praeda captus Uthone sua est.
Larga Ducis cui dextra dedit camposque lacusque
Et quicquid silvae, quicquid et arva ferunt.
In sedes Divûm migrarunt antra ferarum,
Aula Dei nunc est, quae modo caula fuit.“

Hier nun ward das Kloster erbaut, — das einzige, welches Karl der Große in Bayern gestiftet hat *).

Das war nun freilich das finstere Mittelalter: da stiftete ein Fürst ein Kloster, da sollte für ewige Zeiten in frommem Psalmengesange das Lob des Herrn erschallen, da sollte gelehrt werden durch Wort und That, das sollte eine Zufluchtsstätte sein für die Armuth, eine Schule für die Jugend, ein ewiger Strom der Gnade und Lehre für Alle, die ringsum wohnen, ein Segen für das Land. Das war ein herrlicher Akt fortdauernder Nächstenliebe, eine Bewährung tiefen Verständnisses der Zeit und ihrer Heilmittel, ein Gedanke, heilig und großartig und eines erhabenen Fürsten würdig, — ein Gedanke aber, für den eine spätere Zeit alles Verständniß verloren hat.

Im Jahre 792 wurde mit dem Baue des Klosters begonnen und dasselbe im Jahre 801 vollendet und eröffnet; nur so läßt sich die Discrepanz in den Angaben der Geschichtschreiber ausgleichen. Mitten in der Wildniß, in tiefer Waldeinsamkeit erhielt es seine Stätte und die spätere Anmuth und Fruchtbarkeit der Landschaft ist dem Fleiße betender Mönche zu danken. Diese fällten den Wald und trockneten den Sumpf, ihre Hände wurden schwielig im Bebauen des Landes, indem sie einem wüsten Boden Wohnstätte und Unterhalt abzwangen und es ist schon deßwegen höchst ungerecht, über die Trägheit der Mönche zu schmähen, der Mönche, denen wir die Cultur unserer Länder wie unserer Sitten verdanken. Aus den Klöstern gingen damals jene heldenmüthigen Glaubens-

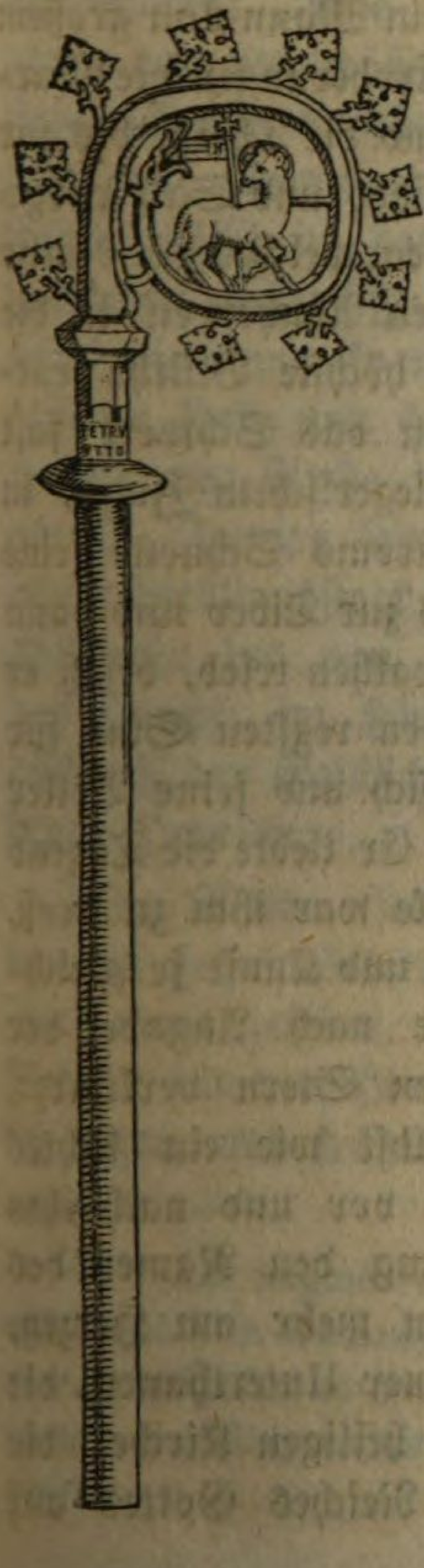
---

*) Das Bisherige nach Raderi Bav. Sancta II., 127—132, Adlzreiter Ann. Boic. Gent. I., 203—5, Brusch. Suppl. p. 20 seqq. und AA. SS. Oct.

boten hervor, die von Eifer und Liebe getrieben sich unter die Heiden wagten, das Evangelium zu predigen, die mit Aufopferung aller Lebensgenüsse und Bequemlichkeiten, mit Verleugnung des Hungers und Frostes Hunderte von Meilen weit unbetretene Wüsten durchirrten, barbarische Sprachen erlernten, keine Beschwerde und keine Gefahr achteten und selbst ihr Leben mit freudigem Muthe dahingaben, um das Reich der Kirche auszubreiten. Wo in einer noch unangebauten Gegend ein Kloster entstand, da entwilderte sich mit dem inneren Leben auch das äußere und das wüste Land gewann in Kurzem ein fruchtbares, blühendes Aussehen. So war es in Metten der Fall. Die große Selbstverleugnung wiederum, mit welcher die Mönche sich überall ihrem Berufe hingaben, ihr anhaltender Fleiß, ihre bedachtsame Ordnung wurde den Bewohnern der ganzen Gegend ein großes, folgenreiches Beispiel. „In jenen von wildem Kriegsgetümmel geängsteten Zeiten, bezeugt selbst der Protestant Löbell, waren die Klöster ein sicherer Zufluchtsort für die Bedrängten; stille Seelen, die dem Geräusche und den Leidenschaften der Welt entgehen wollten, flüchteten in ihren Schooß. Damals, wo der Sinn für Gelehrsamkeit und Wissenschaft bei den entarteten Abkömmlingen der alten Welt ganz erstorben war, bei dem frischen Geschlechte aber noch keine Wurzeln geschlagen hatte, waren die Klöster die einzigen Oerter, welche das völlige Abreißen des Fadens verhüteten und ihn aus der alten Welt in die neue hinüberleiteten."

Doch um wieder auf unseren Gegenstand zurückzukommen, so führen wir weiter an, daß Kaiser Karl den Utto trotz seines Sträubens als ersten Abt des neugegründeten Klosters einsetzte und daß der erhabene Stifter Mettens selbst bei seinem Aufenthalte in Rom i. J. 800, als er von dem Papste Leo III. die römische Kaiserkrone

empfing, mitten unter den Gedanken und Sorgen der Regierung eines ungeheueren Reiches doch seiner jungen Stiftung im fernen Nordwald nicht vergaß und vom Papste für seinen geliebten Utto den abteilichen Hirtenstab erwirkte. Dieser Stab wurde durch den eben in Rom anwesenden Bischof Adalwin von Regensburg im Jahre 801 nach Metten überbracht und wird noch heute neben



den Gebeinen des seligen Abtes im Heiligenschrein aufbewahrt. Der Schaft dieses merkwürdigen Bischofsstabes ist von Holz, die Curve im frühromanischen Style aus einem Wallroßzahne angefertigt. Diese Krümme, die in ihrer ziemlich rohen technischen Ausführung für das hohe Alter ihres Entstehens beweisführend ist, zeigt in der innern Rundung das Lamm, das für uns geschlachtet ward, mit der Fahne; ein Drache stellt mit geöffnetem Rachen dem Lamme nach — die symbolische Darstellung der Auferstehung des Heilandes, des Triumphes der christlichen Religion über das überwundene Heidenthum und des siegreichen Kampfes des Guten gegen die Mächte des Bösen in der sittlichen Welt. — Die ornamentale Einfassung der Curve mit ausgesägten gothischen Blättern wurde wohl im 15. Jahrhundert zum Schutze um dieselbe herumgelegt. Am Manubrium des Stabes liest man die Inschrift: „**Quod Dominus Petro, Petrus tibi contulit Utto**“ („was

der Herr dem Petrus, hat Petrus dir, Utto, verliehen.") Vgl. den Katalog der Regensb. Kunstausstellung 1857 von Bock und Jakob.

Von den beiden Stiftern des Klosters Metten schied zuerst der Kaiser Karl aus dieser Welt: er starb am 28. Januar 814 in seiner Kaiserburg zu Aachen, nachdem er 72 Jahre gelebt, 48 Jahre geherrscht und 14 Jahre die römische Kaiserkrone getragen hatte. Ein Mann von großem und gewaltigem Geiste hatte er durch Eroberungen die Marken seines Reiches bis an den Ebro und die Theiß, bis zur Eider und Elbe und wieder bis zur Tiber und Sau vorgerückt. Von allem Großen und Herrlichen, welches die Natur seinem Vater und seinen beiden großen Ahnherren in die Brust gelegt, hatte sich in ihm die höchste Blüthe entwickelt. Obwohl er in vierzig Jahren das Schwert fast nie aus der Hand legte und in kriegerischem Zuge, in beständigen Kämpfen mit des Waldstroms Schnelle seine athemlosen Franken von der Weser bis zur Tiber und dann wieder von den Pyrenäen zu den Karpathen trieb, besaß er doch ein mildes, frommes Gemüth, den regsten Sinn für alles Gute und das edle Verlangen, sich und seine Völker zu bessern Zuständen emporzuheben. Er liebte die Tugend und ehrte jede gute Sitte, kein Gedanke war ihm zu groß, kein höheres Streben in Wissenschaft und Kunst je gleichgiltig. Schon seine Geburt wurde nach Angabe der Chronisten durch einen hellen, schönen Stern verkündet, und so glänzt seine Erscheinung selbst wie ein lichtes Gestirn durch die Nacht der Zeiten: vor und nach ihm hat keiner mit solcher Uebereinstimmung den Namen des „Großen" erhalten. Nichts lag ihm mehr am Herzen, als das Glück und die Wohlfahrt seiner Unterthanen, die Ausbreitung und Verherrlichung der heiligen Kirche, die Erweiterung und Befestigung des Reiches Gottes auf

Erden. Es wird berichtet, daß er 25 Erzbisthümer und Bisthümer, Klöster und Kirchen gestiftet habe *), deren Anfangsbuchstaben gerade unser Alphabet bilden: traun, ein schönes Alphabet! In dem von der bayerischen Provinz der Gesellschaft Jesu herausgegebenen „Theatrum virtutis et Gloriae Boicae.“ (Monach. 1680), worin dieß angeführt ist, stehen mit Recht unter seinem Bildnisse die Worte: „Hoc alphabeto — itur ad astra.“ Der gegen den rechtmäßigen Papst Alexander III. von Kaiser Friedrich dem Rothbart aufgestellte Gegenpapst Paschalis III. trug den Namen des großen und frommen Kaisers im Jahre 1166 in das Verzeichniß der Heiligen ein; die folgenden rechtmäßigen Päpste haben dieß stillschweigend genehmiget und so wird der durch so viele Thaten unvergeßliche Held und Gesetzgeber mit Recht auch unter den Helden der Kirche verehrt (A. A. SS. Jan. III.) und am 28. Januar sein Gedächtnißtag gefeiert. Im Dom seiner Lieblingsstadt Aachen ruht der Leib, in der Kathedralkirche des von ihm gestifteten Bisthums Osnabrück das Haupt, im Himmel die Seele und im ewigen Gedächtniß der Geschichte das gesegnete Andenken des erhabenen Herrschers.

In Metten selbst, der Stiftung des großen Karl, wurden seine Wohlthaten zu allen Zeiten mit dankbarer Verehrung gefeiert. Der Tag seines Todes und seiner Geburt für den Himmel wird hier als Fest erster Klasse begangen, und früher wurde auch das Andenken der feier-

---

*) »Ad augmentum christianae religionis novem sedes episcopales in Germania excitavit. Viginti septem ecclesias principales et monasteria extruxit, alias fere innumeras vetustate collapsas instauravit.« Propr. Mettenense. Landish. 1856.

lichen Erhebung seiner Gebeine durch ein eigenes Fest am Ende des Monats Juli gefeiert. Als der gekrönte Dichter und Monasteriologe Kaspar Bruschius sich im Jahre 1552 in Metten aufhielt, ließ der damalige Abt Oswald II. durch denselben ein Lobgedicht auf Karl den Großen verfassen und in der Klosterkirche aufhängen. Der Abt Johann Christoph Guetknecht (1628—1645) ließ im Klosterhof einen schönen steinernen Brunnen errichten und zierte denselben mit einer hohen Säule von Mettner Granit, die eine Statue Karls des Großen trägt; Abt Roman II. ließ im Jahre 1708 die Vergoldung dieser Statue erneuern. Dieser Brunnen, in dessen Becken früher vier am Fuße des Säulenschaftes angebrachte Adler von Blei den lebendigen Wasserquell ausströmten, galt immer und gilt noch heute als das eigentliche Wahrzeichen von Metten, wenn gleich jetzt die Adler davon geflogen sind und die Vergoldung der Statue dem „nagenden Zahne der Zeit" erlegen ist. Eine andere große Statue Karls steht auf dem Hochaltar der Stiftskirche und eine gleiche auf dem Hochaltar der Kirche zu Uttobrunn. Die Begegnung des Kaisers mit dem seligen Utto und die ganze Geschichte der Gründung war dargestellt in hübschen, nun übertünchten Freskomalereien des früheren Sommer-Refectoriums, welches im Jahre 1851 zur Abtswohnung umgestaltet wurde.

Utto überlebte seinen kaiserlichen Gönner noch mehrere Jahre und sicherte durch treue und einsichtsvolle Führung den Bestand seiner Stiftung. Drei Jahre nach des großen Kaisers Hintritt finden wir Mettens Namen zum ersten Male wieder in den Tafeln der Geschichte verzeichnet, da Ludwig der Fromme im Juli des Jahres 817 einen Reichstag zu Aachen hält und auf demselben das Verhältniß der Klöster zum Reiche in eine bestimmte Ordnung bringt. Bisher hatten nämlich die Klöster von ihren Beneficien

nicht nur die Geschenke darzubringen gehabt, die von Vasallen überhaupt gefordert wurden, sondern sie waren gleichfalls verpflichtet gewesen, die angemessene Mannschaft zum Kriegsdienste zu stellen. Man sieht leicht ein, wie lästig dieß besonders für ärmere Klöster sein mußte, und es mochten also manche Klagen und Bitten um Erlassung an den schon von Natur so wohlwollenden Kaiser gelangt sein. Es wurden demnach jetzt die Klöster nach Maaßgabe ihres Vermögens in drei Censusklassen eingetheilt. Vierzehn Klöster und unter diesen vier diesseits des Rheins (von den bayerischen Monsee, Tegernsee und nach der Vermuthung einiger Geschichtschreiber auch Niederaltach) sollten auch fortan Geschenke geben und Kriegsdienste leisten; — sechszehn und unter denselben zwölf im eigentlichen Deutschland (in Bayern Oberaltach, Benedictbeuern, Mattsee, Kremsmünster und Weltenburg oder Altomünster) sollten zwar Geschenke geben, aber vom Kriegsdienste frei sein; — achtzehn andere endlich und unter diesen sieben in Deutschland (in Bayern Wessobrunn und unser Metten *) sollten von diesen sowohl als von jenen befreit sein und einzig die Verpflichtung haben, für das Wohl des Kaisers und seiner Söhne, und für die Erhaltung des Reiches zu beten (**Baluz. Capitul. I, 589. Mabillon ann. Bened. II, 436 seqq.**).

Um diese Zeit hatten große Reichthümer und verschiedene andere Ursachen dem Benedictinerorden durch Erschlaffung der Zucht und Abtrennung von der Regel in vielen Klöstern Verfall gebracht. Eine Hauptquelle des

*) In diese letzte Kategorie gehören noch die bayerischen Klöster Berg (cf. Falkenstein Antiqq. Nordgav. P. II. c. 4. s. 2.), Moseburg (Moosburg) und Scozenawa (Schönau zu St. Martin im Innviertl, oder ein Kloster im Rottthal bei Neumarkt? cf. Leuthner hist. monast. Wessofont. p. 18).

Verderbnisses lag in dem Mangel jeglichen inneren Zusammenhanges unter den Klöstern, wornach Alles ausschließlich von der Persönlichkeit eines jeden Abtes abhing und dieser das Gepräge seines eigenen Wesens im Guten wie im Bösen leicht auf die ihm untergeordnete Genossenschaft übertragen konnte. Viele fromme und erleuchtete Männer erkannten dieses Uebel und seine Ursachen, aber zumeist der Abt Benedict von Aniano, ein Mann von tiefer Einsicht und durchgreifender Thatkraft. Dieser arbeitete nun eine Klosterordnung aus, welche zwar in allem Wesentlichen der Regel des hl. Benedict von Nursia getreu blieb, in vielen Punkten aber dieselbe auch milderte, genauer bestimmte und erklärte oder ihre Anwendung ordnete. Diesen seinen Reformplan legte er, in 72 (oder nach anderer Abtheilung 80) Kapiteln formulirt, auf der oben schon erwähnten Synode zu Aachen den versammelten Klosteroberen vor, erklärte ihnen Kapitel für Kapitel, löste ihre Zweifel, beantwortete ihre Einwendungen und brachte endlich die einstimmige Annahme der Reform zu Stande. Der Kaiser war hoch erfreut über den glücklichen Ausgang der Verhandlungen; er ernannte den Benedict zum Generalvisitator aller Klöster seines Reiches und gab ihm noch einige der tüchtigsten Mönche an die Seite, in deren Begleitung nun der fromme Abt von Aniano das Reich durchzog und in allen Klöstern seine Reform und damit vollkommene Gleichmäßigkeit der Lebensweise einführte. Es war dieß die erste, jener von Clugny vorangehende Reformation des Benedictinerordens, und so groß war das Ansehen dieser Klosterordnung, daß sie nach dem Zeugnisse des Cardinals Leo Marsicanus in seiner Chronik von Monte Cassino (I, c. 16) selbst in diesem Stamm- und Mutterkloster des ganzen Ordens eingeführt und mit der tiefsten Ehrerbietung befolgt wurde

(Mabillon l. c. II, 428 seqq. Hartzheim conc. Germ. II, 1 seqq. Haefften disquisit monast. p. 1091 seqq).

Die Zeit, in welche die Gründung und die ersten Jahre des Klosters Metten fielen, war demnach in Bezug auf die klösterlichen Verhältnisse eine Periode der Reformation, eine Epoche der Erneuerung und Auffrischung des jene Institute belebenden Geistes, und wir dürfen nicht zweifeln, daß auch auf dieses eben aufblühende Klösterlein am waldumschatteten Donaustrom der wohlthätige Einfluß jener Bestrebungen sich erstreckt habe. Der selige Utto stand seiner jungen Stiftung mit erleuchteter Frömmigkeit vor und es ist sicher, daß ein Mann, den das dankbare Volk seit alten Zeiten immer als einen Heiligen verehrte, mit Freude und gewissenhafter Treue die reformatorischen Bestrebungen seines großen Ordensgenossen ergriff und in seinem Kreise zur Ausführung brachte.

Im Jahre 828 oder 829 starb Utto, der Gründer und erste Abt des Klosters. Im Chor seiner Kirche ward er nach Sitte der Zeit begraben und die dankbaren Nachfolger errichteten ihm über seinen Gebeinen ein Monument, das glücklicher Weise bis auf unsere Tage gekommen ist, um Zeugniß abzulegen von dem geübten Kunstsinn der Mettner Mönche in mittleren Zeiten. Es ist eine stattliche Tumba aus Mettner Granit, deren Unterbau jedoch bei der unter dem Abte Maurus am 3. Mai 1646 vollbrachten Uebertragung derselben aus der Mitte des Presbyteriums an die Evangelienseite beseitiget ward. Des ehrwürdigen Abtes Bild ist in vollem gottesdienstlichen Ornat erhaben in edlen Verhältnissen auf die Platte gemeißelt. Das schön gestaltete Haupt mit der großen Tonsur ruht auf einem Kissen, eine Kasula von alter Häuschenform, wie sie nach dem zwölften Jahrhundert schwerlich mehr vorkommt, legt sich in weichgeschlungenen



Falten um den Leib; die Stole ist nur etwa 2" breit und reicht über das Meßgewand, bis an die Füße hinab. Die Rechte trägt ein geschlossenes Buch; der steinerne Hirtenstab, den die linke Hand früher hielt, ist gegenwärtig durch einen hölzernen, wenn auch nicht ersetzt, so doch vertreten. Die Hände haben den Schmuck der Chiroteken (Ornathandschuhe). Die ganze Gestalt ist in großem edlem Style ausgeführt und gehört nach Form und Gewandung dem 12. Jahrhundert an. Auf der eingeschrägten Randplatte umläuft die Tumba nach Länge und Breite eine Inschrift, die sich in folgender Weise, wenn auch zum Theil verstümmelt, entziffert:

„Abbas hic primus Utho nec laudibus imus
Hic jacet ut limus, coelis requiescit opimus,
Qui tempore magni Karoli transiisse narratur." *)

---

*) Die letzte hier mitgetheilte Zeile fehlt in allen bisherigen Angaben der Inschrift.

Zu beiden Seiten der Figur sieht man in der Randplatte noch die Spuren von vier gegenwärtig abgemeißelten eisernen Säulen, die in früherer Zeit eine große Platte trugen, auf welcher sich in einem Reliquiarium vielleicht die Gebeine Utto's befunden haben dürften. Gegenwärtig befinden sich die irdischen Ueberbleibsel des verehrten Stifters in einem neben der Tumba stehenden, mit vier Siegeln verschlossenen zinnernen Kästchen mit der Aufschrift: „**Reliquiae B. Uttonis Abbatis I. in Metten. 1691.**" Zu gleicher Zeit mit der Verlegung der Gebeine Utto's in dieses Kästchen, unter Abt Benedict I., geschah wohl auch die Ueberkleidung des ganzen Grabmales mit einer hölzernen Decke, über welcher in einem großen Glaskasten ein unächter „heiliger Leib" mit dem ächten Stabe Utto's ausgestellt ward. Bald wird wohl kommen die Zeit, da diese Umhüllung dahinsinkt, und der Anblick der interessanten Tumba dem Kunstfreunde wieder gegönnt wird.

Das Volk hat ein gutes Gedächtniß für empfangene Wohlthaten wie für erlittene Unbilden und den Namen des Edlen, der Gutes gewirket im Leben, ehrt und segnet nach Jahrhunderten noch die dankbare Liebe der Nachwelt. So ward denn auch Utto zu allen Zeiten von dem Volke der Gegend als ein Heiliger verehrt und ist es auch nicht bis zu seiner Canonisation gekommen, so ist doch die Gewohnheit und das Ansehen seiner Verehrung so allgemein, daß sein Name in vielen Matyrologien und in den **Actis Sanctorum** überall mit der Bezeichnung des „Seligen" eingereiht ist. Viele Wunder und übernatürliche Gnadenerweisungen geschahen an seinem Grabe, an seinem Brunnen und durch seinen Stab und trugen dazu bei, die Verehrung des Volkes gegen den ehrwürdigen Gründer

des Klosters noch zu steigern *). Vom Jahre 1303 an wurde ein eigenes Pergamentbuch zur Aufzeichnung aller Wunder gehalten, nachdem die früheren Berichte in dem Brande von 1236 zu Grunde gegangen waren. Der Abt Christoph Gutknecht bemühte sich sehr, die öffentliche und allgemeine Verehrung des seligen Utto beim päpstlichen Stuhle auszuwirken; er ließ an der Abfassung einer genaueren Lebensbeschreibung des seligen Stifters arbeiten und veranlaßte im Jahre 1635 die Abordnung einer bischöflichen Commission zur Berichterstattung über die bisherige Verehrung und die Wunderwerke Utto's. Der Bericht fiel vollkommen günstig aus, allein bei den Stürmen und Kriegen jener aufgeregten Zeit, hauptsächlich aber wohl wegen Abgang des **nervus rerum** blieb die Sache dennoch unerledigt.

Am meisten äußerte sich die Kraft der Fürbitte Utto's an seinem Brunnen, zu Uttobrunn. Als im Jahre 1303 unter Abt Ulrich I. der St. Emmeramer Mönch Bertold das seit längerer Zeit verlorene Gehör und die Sprache am Grabe des seligen Utto wieder erlangte, begann ein mehrere Jahrhunderte lang andauernder Zulauf von Kranken und hilfsbedürftigen Menschen aller Art, besonders zur Quelle in Uttobrunn. Die Heilkraft des Uttobrunnens bewährte sich besonders gegen die Blattern, und als im 14. Jahrhundert der sog. schwarze Tod seine furchtbaren Verheerungen anrichtete und die Bevölkerungen decimirte, da eilten die Angesteckten haufenweise zum freundlichen Thale von Uttobrunn, wuschen sich mit dem Wasser der Quelle und fanden in großer Anzahl dort Hilfe.

*) Von nun an folgen wir in den geschichtlichen Angaben über Metten der trefflichen, mit ausgezeichneter Gründlichkeit bearbeiteten „Geschichte des Klosters Metten und seiner Aebte von P. Rupert Mittermüller. Straubing 1857."

Und doch erklärten Aerzte und Physiker nach genauer Untersuchung, das Wasser der Quelle trage durchaus kein Mineral in sich, so daß dessen heilkräftige Wirkungen auf natürlichem Wege wohl nicht dürften erklärt werden können. Das Zuströmen der Leute dauerte hauptsächlich bis in den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, doch hörte es auch nachher nicht ganz auf, und noch im 17. Jahrhunderte werden der Bischof Wolfgang II. von Regensburg, der fürstlich kempten'sche Stiftskastner Jakob, P. Paulus Haunstorfer von Metten und andere als solche genannt, die in schweren Körperleiden bei der Uttosquelle Hilfe fanden. Eine eigene Badeanstalt, die das Kloster deßhalb in Uttobrunn errichtet hatte, ließ man später eingehen, theils weil die Gäste die Hospitalität des Klosters gar zu sehr in Anspruch nahmen, theils weil die Klosterzucht dadurch Abbruch litt. Der Brunnen und ein vom Kloster zu Uttobrunn erbautes Haus erscheinen noch gegen die Mitte des 17. Jahrhundert als verpachtete Realitäten in den Saalbüchern Mettens und Abt Benedict I. (1686 bis 1706) war es, der die Quelle in der Weise, wie sie heute vor uns ist, fassen und das Brunnenhaus herstellen ließ.

Noch viel mehr aber machte sich dieser Abt um Uttobrunn verdient, als er am 30. Juni 1699 dort den Grundstein zu einem Kirchlein legte, welches auf den Namen und zu Ehren der unbefleckten Empfängniß erbaut und von dem Abte mit Vollmacht des Bischofs Albert Ernst im Jahre 1701 eingesegnet wurde. Es war dieß eine Schuld der Pietät und der Dankbarkeit gegen den edlen Stifter des Klosters, die nun in würdiger Weise an der Stelle seines einsamen Aufenthaltes, an dem stillen Plätzchen seiner Gebete und Bußübungen, an der historischen Stätte seiner folgenreichen Begegnung mit dem großen



Frankenfürsten bezahlt ward. Bei den Bewohnern der Gegend steht das liebe Kirchlein mit dem Gnadenbilde der Hochgebenedeiten in sehr hohen Ehren und auch bei dem Brunnen des frommen Utto sucht der Leidende noch immer Hilfe in körperlichen Gebrechen; die vielen Votivtafeln in der Kirche geben Zeugniß, wie sehr das fromme Vertrauen der Gläubigen auf die Fürbitte der Gottesmutter und des frommen Utto von Gott geliebt und belohnt wird. Ich wüßte kaum ein freundlicheres Plätzchen, als dieses stille Heiligthum zu Uttobrunn mit seiner hohen uralten, ehrwürdigen Linde am Eingang, umweht von dem geheimnißvollen Rauschen des Waldes und auf der anderen Seite von einem lieblichen Kranze grüner duftiger Wiesen und fruchtbarer Felder umsäumt. Das hohe Bild vergangener Tage tritt vor die Seele; es ist ein historischer Boden mit aller Weihe des Heiligen. Noch

jetzt ruht meine Seele voll Freude in dem Gedanken an das liebe Plätzchen mancher Jugendfreuden und Jugendspiele und wenn ich im Geiste in dem freundlichen Kirchlein kniee, finde ich in mir selbst die Bestätigung jener Worte des frommen Novalis:

„Gott, deine heiligen Kapellen
Sind meines Lebens Ruhestellen!"

---

§. 2.

Ein halbes Jahrtausend.

„Beneidenswerther preis' ich jenen
In dieser schalen Welt des Scheins,
Der dich gelernt, wenn auch durch Thränen,
Du stille Kunst des Einsamseins."

Ernst v. Feuchtersleben.

Nach Utto's Tode sind uns für die nächsten Jahrhunderte nur mehr seltene Blicke hinter den dunklen Schleier gestattet, der sich ehrfurchtsvoll über die Geschichte des von ihm gegründeten Klosters webt und neugierigen Blicken das ruhige Leben jener frommen Männer entzieht, die hier in tiefer Verborgenheit „die stille Kunst des Einsamseins" üben und die erhabene Kunst „gut zu sterben" erlernen. „Veteres didicere sat, si didicere mori" sagt der Kardinal Bona in seinem lieblichen Büchlein Manuductio ad coelum, und die Mettener Mönche waren wohl schon in jener für finster geltenden Zeit recht große Gelehrte in dieser Wissenschaft: berühmt freilich werden solche Gelehrte nicht „in dieser schalen Welt des Scheins." Die Geschichte berücksichtiget nur das Außer-

ordentliche und Unordentliche, nicht das Ordentliche, und wir dürfen uns also mit Sicherheit der wohlthuenden Ueberzeugung hingeben, daß Metten in jener Zeit das schönste Bild ruhiger, klösterlicher Ordnung dargeboten habe. Doch ist es unsere Obliegenheit, wenigstens die vereinzelten Bruchstücke von Nachrichten aus jenen Zeiten zu sammeln, und wir wollen uns dabei nach Möglichkeit bemühen, zwischen der Scylla der Seichtheit und der Charybdis der Langweiligkeit hindurch zu kommen.

Im Jahre 837 stand Abt Nithardus, wahrscheinlich des seligen Utto unmittelbarer Nachfolger, dem Kloster vor. In jenem eisernen Zeitalter rauher Sitten und übermüthiger Gewaltthätigkeit, wo vielfach die Waffen die Stelle der Rechtsgründe vertraten und keine hemmende Schranke den Schwachen vor dem Ueberlegenen schützte, mochte wohl das ohnehin erst im Aufblühen begriffene Klösterlein manche Unbild erleiden müssen, gegen die kein Helfer und kein Rächer war. Abt Nithardus wendete sich deßhalb an König Ludwig den Deutschen, der eben in Regensburg Hof hielt, stellte ihm seines Großvaters, des Kaisers Karl besonderes Wohlwollen gegen das von ihm gegründete Metten vor und bat ihn, das Kloster ebenfalls in seinen mächtigen Schutz zu nehmen. Ludwig willfahrte gerne dem Wunsche des ehrwürdigen Abtes und stellte im angegebenen Jahre 837 einen königlichen Schutzbrief aus, durch den das Kloster und seine Bewohner unter den Schirm der königlichen Macht gestellt wurden, damit sie in Ruhe leben und um so mehr die Barmherzigkeit Gottes für das königliche Haus und das ganze Reich anflehen könnten. Dieser Schutzbrief, die älteste unter allen Mettener Klosterurkunden, existirt noch und befindet sich gegenwärtig im königlichen Reichsarchiv zu München.

Eine nicht minder wichtige Begünstigung erhielt derselbe Abt Nithardus von König Ludwig dem Deutschen vierzehn Jahre später, im Jahre 851. Es war nämlich in jener Zeit häufig der Fall, daß die Aebte und Aebtissinen der Klöster vom Könige ernannt wurden, wie denn z. B. Karl der Große seinem Freunde Alkuin mehrere Abteien gab und ihm selbst gestattete, dieselben später unter seine Schüler auszutheilen. Indessen ist es klar, daß bei diesem Gebrauch die Klöster für ihre Bestimmung nicht immer gesichert sein konnten, wie man besonders in der Geschichte Kaiser Heinrichs IV. sehen kann, dessen Hoflager ein förmlicher Handelsplatz deutscher Abteien war. Abt Nithardus stellte demnach an König Ludwig die Bitte, seinem Kloster die Wahlfreiheit zu gewähren, — und Ludwig willfahrte sogleich dem Gesuche, in der Hoffnung, „daß es ihm den Lohn der ewigen Vergeltung eintragen werde, wenn er die billigen Bitten der Diener Gottes erfülle.“

Derselbe König Ludwig der Deutsche schenkte durch Diplom vom Jahre 868 dem von ihm sichtbar sehr geliebten Kloster große Besitzungen im Gau Treismafeld (Niederösterreich — an dem Flusse Traisen) auf dem Krongute Drousinindorf (Traisendorf) und legte damit den Grund zu dem nachmals so bedeutenden Güterstand des Klosters in Oesterreich.

Gegen das Ende dieses Jahrhunderts tritt ein wildes asiatisches Nomadenvolk von zweifelhafter Abkunft in das Licht der Geschichte ein und erfüllt schon bei seinem ersten Erscheinen die Seele mit Eckel und Schauder. Es ist das Volk der Ungarn oder Magyaren. Unter der Regierung des Kaisers Arnulph stiegen diese schrecklichen Horden über das Karpathengebirge in das schöne Land am königlichen Donaustrom herab, das in der Folge der Zeiten

ihren Namen erhalten hat. Aber kaum hatten sie die Donau begrüßt, so wuchs im leicht erworbenen Besitz der fruchtbaren Ländereien in ihnen die wüste Begierde nach neuem Raube immer mehr, und während der ohnmächtigen Regierung eines königlichen Kindes ergossen sie sich bald wie ein reißender Strom, der unaufhaltbar alle Dämme durchbricht, über das in sich selbst entzweite Deutschland. Schreckende Gerüchte, daß sie Menschenblut söffen und Menschenherzen als Heilmittel verzehrten, gingen ihnen voran und wo sie erscheinen, bezeichneten die lodernden Flammen der Klöster, Kirchen und Ortschaften und das Blut der Erschlagenen ihren schauerlichen Zug*). So drangen sie besonders im Jahre 907 wieder in Bayern ein. Der tapfere Markgraf Luitpold, den man nicht ohne Grund als den Stammvater des scheyerisch-wittelsbachischen Regentenhauses verehrt, stellte sich ihnen mit einem starken Heere an der Ostgrenze des Landes entgegen. Bei Presburg kam es zur Schlacht und die schnelle Beweglichkeit der ungarischen Reiterschwärme gewann den Sieg über die schwerfällige Kriegsweise der Deutschen. Der edle Luitpold selbst fiel im Kampfe, viele Bischöfe und Grafen fanden ihren Tod und nur geringe Ueberreste des christlichen Heeres entrannen dem Gewürge der Heiden. Ganz Bayern stand nun offen vor den Siegern und sie erfüllten das Land mit Brand, Blut und jeglichem

---

*) Ein Zeitgenosse, Bischof Salomon von Constanz († 919), schildert die Gräuel der ungarischen Raubzüge also:

„Non miseret patris, nulla est miseratio matris,
Transfigit natum feritas ante ora parentum,
Nec natam redimit, quod mater funera plangit.
Junior atque senex, lactens puer atque puella
Alter in alterius moribundi caede volutant.“

ap. Canis. lect. antiqq. T. II., P. III., p. 241.

Gräuel. Bei dieser Ueberschwemmung des Landes durch die blutigen Barbaren hatten besonders die gottgeweihten Orte und Personen viel zu leiden: die Klöster Ober- und Niederaltach, Osterhofen und auch unser Metten wurden nach dem Berichte der Chronik von Niederaltach geplündert, verbrannt und zerstört. Nach Hundius und dem Mettener Todtenbuche führte in dieser betrübten und armseligen Zeit Eppo III. den abteilichen Hirtenstab Mettens, der ihm bei dem Brande seines Klosters schwer genug geworden sein mag.

Zweihundert und zwanzig Jahre nach dieser unglücklichen Katastrophe begegnet uns in der Geschichte Mettens ein Vorfall, den wir zwar wegen der Uebereinstimmung der Nachrichten als sicher annehmen müssen, dessen Ursachen wir aber nicht mehr mit Bestimmtheit zu erkennen vermögen. Es geschah nämlich im Jahre 1129 unter Abt Gerbert II. die Verdrängung der Benedictiner von Metten durch die regulirten Chorherren von Pfaffenmünster und der Wechsel des Personals beider Klöster. Bruschius glaubt den Grund dieser Versetzung in der tiefen Versunkenheit des Welt- wie Klosterklerus im 11. Jahrhundert erblicken zu müssen, und es ist allerdings nicht zu läugnen, daß uns die Berichte der gleichzeitigen Geschichtschreiber ein sehr düsteres, ja schaudererregendes Bild von dem sittlichen Verfall der damaligen Geistlichkeit liefern. Auch ist es wahr, daß damals das Institut der regulirten Chorherren, besonders durch die von dem seligen Petrus de Honestis († 1119) von Porto bei Ravenna (**Congregatio Portuensis**) und dem Propst Manegold von Marbach im Elsaß (**constitutiones Marbacenses**) vollbrachte und allgemein angenommene Reform großes Ansehen sich erworben hatte und besonders auch in Bayern sich allgemeiner Bevorzugung erfreute. Die

meisten der zu jener Zeit in Bayern gestifteten Klöster wurden mit regulirten Chorherren besetzt und selbst bestehende Klöster anderer Orden, wie Au am Inn, Beyharting, Dießen, Herrenchiemsee, Weltenburg diesem Orden übergeben. Mag also bloß dieser Zug der Zeit, welche damals gerade dem eben neu aufblühenden Institute der Chorherren ihre Vorliebe zuwendete, oder mag die von Bruschius insinuirte Zerrüttung des Klosters oder was immer der Grund jenes Wechsels gewesen sein, — genug daß er stattfand und nach einigen Jahren wieder der Herstellung des alten Verhältnisses wich. Nur ungefähr zwanzig Jahre lebten die Benediktinermönche von Metten in dem schön auf einem hohen Hügel gelegenen Pfaffenmünster bei Straubing. Der Bayernherzog Odilo hatte einst mit der Mitwirkung des hl. Pirminius dieses Kloster zu Ehren des hl. Tiburtius gestiftet und dem Benediktiner-Orden übergeben. Erst im 11. oder Anfang des 12. Jahrhunderts war es den regulirten Chorherren eingeräumt worden, die nun auf eine Reihe von Jahren den Benedictinern von Metten wichen und dafür in letzterem Kloster ihren Sitz wählten. Die Kanonie zu Pfaffenmünster kam im Laufe der Jahrhunderte unter den Schlägen widriger Schicksale so sehr herab, daß Herzog Wilhelm der Fromme sie 1581 mit Zustimmung des Papstes und Bischofes auflöste, in ein weltliches Collegiatstift verwandelte und nach Straubing transferirte, wo er ihm die Stadtpfarrei St. Jakob überließ. Erst in unserem Jahrhundert hat auch dieses tausendjährige Stift das Schicksal völliger Vernichtung getroffen.

Um das Jahr 1150 führte der edle Babenberger-Herzog Heinrich Jasomirgott die Benediktiner wieder nach Metten in die trauten Zellen zurück, die sie vor zwanzig Jahren wohl nicht ohne bitteren Schmerz verlassen hatten;

die Kanoniker bezogen wieder ihren alten Sitz zu Pfaffenmünster. Heinrich Jasomirgott wurde deßhalb immer als der zweite Stifter und große Wohlthäter Mettens dankbar verehrt und im Mettener Todtenkalender am 13. Januar als „restaurator monasterii" angeführt, sowie von dieser Zeit an auch die späteren babenbergischen Herzoge von Oesterreich besondere Zuneigung gegen Metten an den Tag legten und dem Kloster viele Wohlthaten erwiesen.

Im Jahre 1236 unter der Regierung des Abtes Bernold wurde Metten schwer vom Unglück heimgesucht: ein furchtbarer Brand verwandelte das ganze Kloster in einen Aschenhaufen, selbst alle Mauern verzehrte das wilde Element und leider ging bei diesem Brande auch das Archiv mit den meisten auf die frühere Geschichte Mettens Bezug habenden Nachrichten und Diplomen zu Grunde. Der Umstand, daß ausdrücklich das Verbrennen aller Mauern in den Nachrichten über jenes Unglück erwähnt wird, scheint die Vermuthung zu bestätigen, daß Metten vor dem Brande ein einfacher Holzbau gewesen. Ueberhaupt war ja im früheren Mittelalter die Holzarchitektur sehr verbreitet und zu hoher Ausbildung gebracht. Besonders war es der von den Römern wenig oder gar nicht berührte Theil Europa's, welcher unbekannt mit dem monumentalen Steinbau jener Zwingherrren, in seinen dichtbewaldeten Gauen stattliche Burgen, ja selbst Königssitze, am häufigsten aber Kirchen in ganz eigenthümlicher Holzconstruction entstehen sah, und die Frithjofsage ist entzückt über den „herrlichen Trinksaal, gezimmert aus Föhren." Im alten England hatten sich nach einer Vorschrift der Leges Wallicae die Vasallen des Königs mit Aexten zum Bau seines Palastes einzufinden. Besonders waren es die schottischen Benediktiner, welche sich im Holzbau eine Berühmtheit erwarben und das sogenannte

„opus scoticum“ zugleich mit der Glaubenslehre verbreiteten, wie denn z. B. die von dem hl. Bonifacius im 8. Jahrhundert in Deutschland erbauten Kirchen und Klöster zumeist aus Holz waren („exiguas construunt casas quas arborum corticibus tegunt.“ Mabillon Ann. II. 95). Erzbischof Willigis von Mainz baut dort im Jahre 990 eine hölzerne Kirche zu Ehren des hl. Stephanus und der Dom zu Würzburg wurde erst im Jahre 1186 aus Holz in Stein umgewandelt. Besonders schien bei Klöstern schon das Gebot der Armuth den Holzbau zu begünstigen; — die berühmte Abtei Morimond war im 12. Jahrhunderte nichts als eine Gruppe von Gezelten, aus Baumzweigen erbaut und mit Rohr oder Binsen bedeckt. So mag denn auch Metten als eines der ältesten und ärmeren Klöster vor dem Brande von 1236 wenigstens in seinen Haupttheilen noch Holzbau gewesen sein, obwohl Stein-Bauten in dieser Gegend damals sonst keineswegs mehr ungewöhnlich waren und z. B. die Mönche des benachbarten Niederaltach sich schon im 9. Jahrhundert einen großen Ruf als Meister im Mauerbau erworben hatten. — Wir wissen nicht mit Bestimmtheit, wann sich das Kloster Metten wieder aus seiner Asche erhob, denn die Nachricht eines im 14. Jahrhunderte lebenden Mönches, daß dasselbe erst 1264, also 28 Jahre nach dem Brande wieder hergestellt worden sei, unterliegt gegründetem Zweifel.

Unter Abt Albert I. (1242—1268), der sich besonderer Achtung von Seite des heiligen Regensburger Bischofes Albertus Magnus erfreute, lebte im Kloster ein Mönch mit Namen Gerhard, den uns Bruschius als einen Versemacher bezeichnet, von dessen Poesieen jedoch außer einem Lobspruch auf Christus und einem Epigramme auf den Abt Albertus nichts auf uns gekommen ist.

Abt Friedrich II. (1272—1277) war Doctor des

Kirchenrechts, ein sehr gelehrter und charaktervoller, willensstarker Mann. Er war zuvor Mönch im Kloster des hl. Emmeram zu Regensburg gewesen und nachdem er von dorther als Abt von Metten postulirt worden, ergriff er die Parthei seines früheren Mitbruders, des mit dem Bischofe Leo zerfallenen Abtes Haymo von St. Emmeram. Dieser hatte sich sowohl vom Papste als vom Könige die Exemtion seines Klosters bestätigen lassen, zog sich aber gerade dadurch den Zorn des Bischofes zu und wurde von diesem aus seinem Kloster vertrieben. Abt Friedrich stellte sich auf die Seite des Vertriebenen, ward deßhalb ebenfalls von seiner Stelle durch den gewaltthätigen Bischof verdrängt und ein anderer Abt durch erzwungene Wahl dem Kloster vorgesetzt. Immer aber fanden Aebte, die sich durch erlangte Exemtion entweder ganz oder doch im Wesentlichen der bischöflichen Aufsicht entzogen und den Papst zu ihrem unmittelbaren Oberen wählten, bei diesem Schutz und Hilfe gegen die Verfolgungen erbitterter Bischöfe, und so wendete sich denn auch Friedrich klagend an Papst Gregor X., der sich eben beim allgemeinen Concil in Lyon aufhielt. Der Papst bestätigte die Excommunication, welche der Abt gegen einige auf die Seite des Bischofs übergetretene Mönche seines Klosters verhängt hatte, bevollmächtigte die Aebte von Prüfening und Oberaltach, alles zu Friedrichs Nachtheil Geschehene abzustellen, belegte den Bischof Leo selbst, da er nicht Folge leistete, mit dem Kirchenbanne, — ja, um seine Zufriedenheit mit der Handlungsweise des Abtes von Metten und seine Mißbilligung gegen die Eingriffe des Bischofes noch klarer an den Tag zu legen, verlieh nun (1275) der Papst dem Kloster Metten selbst eine Exemtionsbulle und stellte es unter den besonderen und unmittelbaren Schutz des apostolischen Stuhles. Zunächst wurde die Stätte, auf

welcher das Kloster lag, sodann sein gesammter Besitz im Allgemeinen, unter namentlicher Anführung aller Kirchen, Kapellen und Ortschaften nebst allen dem Kloster darin zustehenden Rechten, sowie auch Alles, was dasselbe in Zukunft erwerben wird, unter den Schutz des heiligen Stuhles gestellt. Das Kloster und alles Klostergut ist zehentfrei, und darf auch in Zukunft weder von geistlichen noch weltlichen Personen mit Auflagen beschwert werden, die Aufnahme von Novizen ist aller Beschränkung ledig, der Austritt eines Conventualen aus dem Kloster verboten, außer er tritt zu einem strengeren Orden über. Wenn das ganze Land mit dem Interdict belegt, aller Gottesdienst, alle Spendung der Sakramente suspendirt ist, kann doch im Kloster bei geschlossenen Thüren stiller Gottesdienst gehalten werden, jedermann darf im Gottesacker oder in der Gruft des Klosters seine Grabstätte wählen*) und die Räume der Clausur, sowie die Umfriedungen aller Klosterbesitzungen werden zu Freistätten erhoben, innerhalb deren Niemand gefangen genommen oder getödtet, kein Blut vergossen, noch sonstige Gewaltthat verübt werden darf. Volle Freiheit ertheilt der Papst den Brüdern in der Wahl eines Abtes nach der Regel des heil. Benedikt, nur die Ordination der Kleriker, die Weihe der Altäre und heil. Oele verbleibt als ausschließliches Recht dem Diözesanbischofe. Zuletzt heißt der heil. Vater alle Freiheiten gut, die von seinen Vorfahren oder von weltlichen Machthabern dem Kloster je sind gewährt worden, bedroht alle diesem apostolischen Gnadenbriefe zuwider Handelnden mit dem göttlichen Strafgericht, sowie

*) Dieses in den Exemtionsbullen immer wiederkehrende Privilegium wurde die ergiebigste Quelle von Schenkungen und Stiftungen an Klöster.

hienieden mit Verlust ihrer Würde und Gewalt und mit dem Kirchenbanne und segnet endlich mit zeitlichem und ewigem Segen alle, welche die Rechte und Privilegien des Klosters achten und schirmen (M. B. XI, 447. seqq.).

So nahm sich damals der römische Stuhl der Wehrlosen an — und wer sollte dem Schwachen Schutz bieten in jenen rauhen Zeiten des Faustrechts und wilder Unterdrückungslust, wenn es nicht eine Macht gab, die hoch über allem Hinfälligen schwebend dem Mißbrauch weltlicher Gewalt ein Ansehen entgegenstellte, welches höher, heiliger und unantastbarer wäre, als jeder richterliche Ausspruch? Der Schutz des Papstes war in jenen Zeiten die größte Sicherheit, denn zum Bewußtsein der unrühmlichen That trat hier bei dem frevelnden Rechtsverletzer das beängstigende Grauen vor der überall bereit stehenden göttlichen Rache.

Um das Jahr 1280 wurde Heinrich Stero, der Kaplan und Sekretär des berühmten Abtes Hermann von Niederaltach, aus diesem Kloster als Abt von Metten postulirt. Durch hohe geistige Bildung ausgezeichnet, hat sich dieser Abt Heinrich in der bayerischen Gelehrtengeschichte einen Namen gesichert, indem er die Annalen Hermanns von Niederaltach fortsetzte und die Thaten der Könige Rudolph von Habsburg, Adolph von Nassau und Albrecht von Oesterreich der Nachwelt aufbewahrte. Sein Nachfolger in der Leitung des Klosters Metten war wieder ein Conventual von Niederaltach, Konrad von Auerbach (1287—1297), der mit Hilfe des Herzogs Otto III. von Niederbayern die Verhältnisse des Klosters so glücklich aufbesserte, daß er in der Geschichte Mettens den ehrenvollen Beinamen eines Wiederherstellers des Stiftes sich erworben hat. Unter seiner Regierung stiftete im Jahre 1291 der edle Herr Dietrich der Forster von Wildenforst und Neu-

hausen in der Vorhalle der Klosterkirche zur Ehre des hl. Apostels Andreas eine Kapelle als Familiengruft und legte dadurch den Grund zu der ununterbrochenen Zuneigung dieses ritterlichen Geschlechtes „zu dem lieben herrn sanct Michel in Metten“, die sich in zahlreichen Schenkungen kundgab. Der Regensburger Bischof Heinrich von Rotteneck übertrug im Jahre 1294 dem Stifte die Pfarrei Michaelsbuch, damit aus den Erträgnissen derselben ein Krankenhaus für die Brüder errichtet werden könnte, und im darauffolgenden Jahre 1295 verkauften die drei niederbayerischen Herzoge Otto, Ludwig und Stephan dem Kloster aus Geldnoth ihr Vogteirecht, welches sie bisher über dasselbe ausgeübt hatten. Im Jahre 1290 bestätigten die Herzoge dem Kloster den von Kaiser Heinrich III. 1051 demselben verliehenen dreitägigen Pfingstmarkt mit Bann- und Zollrecht; von jedem verkauften Stück Vieh bezog das Stift 6 kr., von jedem unverkauften 3 kr. Standgeld. Daß Abt Konrad noch in seinem Todesjahre 1297 den Singerhof bei Natternberg ankaufte, wird hier bloß aus dem Grunde erwähnt, weil ich darin eine Stütze für meine Vermuthung zu finden glaube, daß die zwei gegenwärtig auf diesem ehemaligen Klosterhofe befindlichen, mit großer künstlerischer Vollendung um die Mitte des 15. Jahrhunderts in reinem gothischen Style ausgeführten Flügelaltäre ursprünglich in Metten sich befanden und bei dem Neubau der Klosterkirche oder auch schon früher beim Einbruch der Zopfbegeisterung nach diesem Klosterhofe gebracht wurden. Einen Monat nach jenem Kaufe starb Abt Konrad, am Tage des hl. Ordens-Vaters Benedictus 1297. Sein Leib ward in der Kirche zur Gruft gesenkt. Seine Seele weht im Himmel.

§. 3.

Das zweite halbe Jahrtausend.

Still bescheiden Gutes üben,
Stille Gott und Menschen lieben,
Stille meine Pflicht erfüllen,
Still erfassen Gottes Willen,
Stille, wenn mich Menschen kränken,
Stille meiner Schwäche denken,
Stille theilen fremden Schmerz,
Stille fliehen himmelwärts,
Still in Wünschen und Verlangen,
Stille Jesu Kreuz umfangen,
Stille opfern und entsagen,
Still des Lebens Wechsel tragen,
Stille Tugend mir erwerben,
Stille — Stille — bis zum Sterben:
Diese fromme Seelenstille
Bietet reiche Gnadenfülle.

Alter Spruch.

Die zwei Aebte, welche den vorigen Abschnitt schlossen, waren aus dem benachbarten Kloster Niederaltach postulirt — und auch jetzt nach Konrads Tode war der Zustand Mettens noch nicht der Art, daß ihm aus dem eigenen Convent ein Nachfolger hätte gegeben werden können, weßhalb wieder ein Mönch desselben Niederaltach von den Brüdern zum Abte erwählt wurde. Der Umstand, daß drei unmittelbar auf einander folgende Aebte von Metten dem Kloster Niederaltach entnommen waren, weist auf ungemein innige und freundliche Wechselbeziehungen zwischen beiden Klöstern hin, welche für Metten insbesondere von sehr ersprießlichem Einfluß waren. Hatten es schon die zwei vorhergehenden aus Niederaltach postulirten Aebte allmälig wieder aus seinem Verfall herausgehoben,

so führte es jetzt der zuletzt gewählte Abt Ulrich I, ein durch Frömmigkeit, Geist und Gelehrsamkeit in gleichem Grade ausgezeichneter Mann, während seiner zwanzigjährigen Regierung (1297—1317) wieder zu einer gewissen Blüthe und Kraft aller ökonomischen wie disciplinären Verhältnisse.

Unter seiner Regierung, im Jahre 1301 geschieht zum erstenmale einer Klosterschule in Metten Erwähnung, welcher in diesem Jahre der Mönch Dietrich vorstand, während im folgenden Jahre ein anderer Mönch, Namens Konrad, als Scholastikus erscheint. Die Klöster waren überhaupt damals fast die einzigen Erziehungs- und Bildungs-Anstalten, aus welchen die Jugend beiderlei Geschlechts, wenn auch nicht so vielseitig unterwiesen wie heutzutage, so doch mit jener inneren sittlichen Kraft ausgerüstet in's Leben hinaustrat, welche unverzagt den ernsten Kampf mit den Begegnissen zu führen wußte und in dem Gewoge des Lebens den Funken bewahrte, der am Ende in Hinwendung zum Ewigen meist noch zum hellen Lichte aufging. Wie der hl. Gregorius der Große erzählt, übergaben schon dem heil. Ordensvater Benedict selbst viele gottesfürchtige Eltern aus römischen Adelsgeschlechtern ihre Knaben zur Erziehung, und die Bemühung des Stifters, in junge Herzen nützliche Kenntnisse und Keime des Guten zu legen, fand bei seinen Jüngern zu allen Zeiten eifrige Nachahmung. Mit der Vermehrung der Klöster vermehrten sich überall auch die Gelegenheiten, sich die nothwendigen Fertigkeiten zu verschaffen, das heilige Feuer der schönen Wissenschaften und Künste ward von den jungfräulichen Händen frommer Mönche gepflegt und erhalten und ihnen gebührt das Verdienst, mitten in den Stürmen wilder Völkerwirren den Musen eine rettende Zufluchtsstätte geboten zu haben. Alle Achtung vor der Aufklärung unserer

Zeiten — aber sie steht durchaus und in allen Stücken nur auf den Schultern jener mittelalterlichen Mönche, auf deren Andenken sie so viel Unglimpf gehäuft hat: es würde keine Wissenschaft und keine Kunst mehr geben ohne den Orden des hl. Benedict.

Ich kann mich hier nicht auf eine Geschichte der Klosterschulen einlassen, aber einige Andeutungen über ihre Wirksamkeit, besonders in unserem engeren Vaterlande Bayern, mögen mir doch gestattet werden. Es ist ziemlich sicher, daß mit den meisten Klöstern schon gleich bei ihrem Ursprunge Schulen und Unterricht verbunden waren und der gelehrte Thomassin (**N. et V. eccl. discipl. II. 200**) wird wohl Recht haben, wenn er sagt, es seien in jenen Zeiten so viel Schulen als Klöster erbaut worden: von St. Peter in Salzburg, Benedictbeuern, Wessobrunn, Tegernsee, Schliersee ꝛc. ist dies erwiesen. Im Kloster Chiemsee errichtete 767 der Grieche Dobda, der Freund des hl. Bischofes Virgilius von Salzburg, eine öffentliche Schule, der die Schüler schaarenweise zuströmten: selbst ausländische Fürsten, wie der Herzog Boruth von Kärnthen, sandten ihre Söhne dahin. Zu St. Emmeram in Regensburg lehrte schon zu Ausgang des 7. Jahrhunderts der Abt Apollonius die Jünglinge fremde Sprachen und unterwies sie in vielerlei Künsten. Die Schulen zu St. Gallen, Fulda, Hirschau, Neu-Corvey in Sachsen, Prüm, Stablo, St. Maximin in Trier, Niederaltach ꝛc. waren in einer Weise frequentirt, von der wir uns kaum eine rechte Vorstellung mehr machen können: hatte ja doch das französische Kloster Fleury bei Orleans im 9. Jahrhundert über 5000 Schüler, von denen jeder am Schlusse des Jahres dem Lehrer statt eines Honorars zwei eigenhändig abgeschriebene Bücher als Beitrag zur Klosterbibliothek zu übergeben hatte. Der Zudrang zur Klosterschule in

Reichenau war so groß, daß mit Ausschluß aller bürgerlich gebornen nur mehr Fürsten- und Grafensöhne aufgenommen wurden, ein Verfahren, welches auch in anderen deutschen Klöstern aus Grundsatz eingehalten ward. Man findet bei Klostergeistlichen des 9. Jahrhunderts Kenntnisse, die uns mit Recht in Erstaunen setzen, und Einrichtungen, die Bewunderung verdienen. In Tegernsee besteht im 10. Jahrhundert bereits eine Stiftung für Lehrer und in Niederaltach finden wir Stipendien für die Schüler. Um in Tegernsee zu studieren, verlassen im 11. Jahrhundert wißbegierige Jünglinge selbst ihr Vaterland und ziehen aus fernen Gegenden dem Kloster zu; Abt Gotthelm von Benediktbeuern läßt in der inneren Klosterschule einmal 20 Jünglinge für den Lehrerstand vorbereiten; St. Emmeram in Regensburg feiert das goldene Zeitalter seines literarischen Ruhmes und Männer wie Othlo, Wilhelm und Arnold von Vohburg verschaffen ihm solches Ansehen, daß es von einem gleichzeitigen Schriftsteller „das deutsche Athen" genannt wird; Niederaltach bildet in dieser Zeit einen wahren Gelehrtensitz, aus dem die trefflichsten Männer für das eigene sowohl, als für fremde Klöster und selbst für bischöfliche Stühle hervorgehen; in Weihenstephan wird in allen Gegenständen des menschlichen Wissens damaliger Zeit Unterricht ertheilt und in Scheuern eröffnen gleich bei der Gründung des Klosters die aus Hirschau herbeigerufenen Mönche eine rege literarische Thätigkeit; in den Frauenklöstern zu Obermünster in Regensburg, zu Geisenfeld, Raitenbuch u. s. f. scheinen auch bereits Erziehungsanstalten für die weibliche Jugend bestanden zu haben. Der Unterricht in diesen Schulen umfaßte das bekannte Trivium (Grammatik, Rhetorik und Dialektik) und Quadrivium (Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie), — die sogenannten sieben freien Künste

(**„lingua, tropus, ratio, numerus, tonus, angulus, astra“**). Donat und Priscian, Dindimus und Hugucio waren die Lehrbücher der Grammatik und wurden durch die Werke christlicher und heidnischer Schriftsteller erklärt; in der Philosophie herrschten Boethius, Aristoteles und Plato; die Singkunst wurde als ein Theil der Mathematik betrachtet und für so nothwendig gehalten, daß ohne dieselbe keiner ein Kirchenamt erlangen konnte. Tutilo von St. Gallen unterrichtete seine Schüler auch im Gebrauch der Violine und der Blaseinstrumente — **„in omni genere fidium et fistularum“** und selbst Arzneikunde und Rechtsgelehrsamkeit gingen von den Klöstern aus *). — Wir glaubten an diesem Orte, da die Klosterschule von Metten zum erstenmale in das Licht der Geschichte eintritt, einen kurzen Ueberblick über das Erziehungswesen einer Zeit wagen zu dürfen, in der sich alle Bildung und Wissenschaft in den stillen Zellen der Klöster concentrirte und diesen einen unabsehbar wichtigen und heilsamen Einfluß verlieh. Von diesem Ausfluge kehren wir nun wieder nach Metten zurück und fahren fort, die Regierung des Abtes Ulrich I. zu schildern.

Gleichwie unter dem vorigen Abte Konrad die Wildenforster in der Stiftskirche die Andreaskapelle gegründet und dort sich ihre Gruft erwählt hatten, so errichtete nun unter Ulrich I. der edle und feste Ritter Eberwein vom Degenberg jener gegenüber die Laurentiuskapelle als Familiengrabstätte seines Geschlechtes und stiftete in dieselbe eine tägliche Messe. Ebenso stiftete 1316 auch Dietrich von Forst ein ewiges Licht und eine tägliche Seelenmesse in seine Kapelle zum heil. Andreas: dem celebrirenden

*) Ziegelbauer hist. rei liter. ord. S. Bened. IV T. fol. Günthner Gesch. d. literar. Anstalten in Bayern. 2 Bde.

Priester sollten täglich drei „Pfembert" Wein verabreicht werden. Ueberhaupt waren in jener guten Zeit mit gestifteten Jahrtagen, Seelenmessen, der Gedächtnißfeier der Gutthäter u. dgl. in Klöstern immer die sogenannten „Frohmale" für die Brüder (**caritates coenobii, pietantia**), verbunden und wurde in den Stiftungen schon darauf Rücksicht genommen. Im Jahre 1314 ließ Abt Ulrich eine 14 Zentner schwere Glocke gießen, die noch jetzt im Gebrauche ist. Sie trägt in Majuskeln die Umschrift: „**Nos locet in coelis tuba clara sacri Mihahelis MCCCXIV.**" Unter seiner Regierung schloß oder erneuerte Metten Verbrüderungen mit den Klöstern Heiligenkreuz in Donauwörth, Gleink bei Steyer, Mallersdorf, Nieder- und Oberaltach. Der Zweck dieser **pacta fraternitatum** erstreckte sich auf Lebende und Verstorbene, in der Weise, daß Mönche auf Reisen in verbrüderten Klöstern so lange bleiben konnten als sie wollten und für jeden abgeschiedenen Bruder im conföderirten Kloster dieselbe Todtenfeier gehalten wurde, wie im Profeßkloster. Starb daher ein Conventual, so wurde sein Leben beschrieben und diese Biographie (**rotula**) an alle verbrüderten Klöster geschickt, damit der hingeschiedenen Seele die versprochene Hilfe gereicht würde. Auch weltliche Gutthäter eines Klosters wurden oft zur Theilnahme an allen guten Werken und Verdiensten desselben aufgenommen und hießen dann **fratres conscripti**.

Um diese Zeit waren Reisen auf die Universitäten, welche in verschiedenen Städten blühten, schon etwas ziemlich Allgemeines. Die Urkunden dieses Zeitraumes zeigen uns Pfarrer, welche mit dem Genusse ihrer ganzen Präbende die akademischen Studien besuchen, und es darf uns demnach kaum Wunder nehmen zu sehen, wie auch Abt Ulrich **I.** im Jahre 1316 mit Erlaubniß des Bischo-

ses und des Convents sein Kloster verläßt und nach Bologna zieht. Aber es war ihm nicht mehr lange vergönnt, den Wissenschaften zu leben, denn schon im folgenden Jahre 1317 starb er in der fremden Stadt, ferne dem Vaterlande und seinem Kloster. Dieses wählte ihm in Ulrich II., Pfarrer in Neuhausen (1317—1319) einen Nachfolger, nach dessen frühzeitigem Tode der abteiliche Hirtenstab Mettens auf Albert II. (1321—1349) überging, einen Mann von hoher Einsicht und durchgreifender Thatkraft.

Albert erhielt 1322 von den niederbayerischen Herzogen das Recht, Bier zu brauen, zu schenken und zu verschleißen ohne Abgabe und Aufschlag, und dieses Recht sollte das Kloster selbst dann ausüben dürfen, wenn sonst überall im Lande alles Bierbrauen untersagt wäre. Wenn nämlich in jenen Zeiten Mißwachs, Ueberschwemmungen oder andere dergleichen Calamitäten eine Theuerung des Getreides herbeigeführt hatten, so wurde für einige Zeit alles Malzen und Brauen verboten, wie z. B. 1293 durch die Herzoge Otto und Ludwig in Niederbayern und 1317 durch König Ludwig in Oberbayern geschah. Eine solche unbestreitbar sehr wohlthätige Maßregel mochte wohl schon damals in den Augen Vieler den Druck der schlechten Zeiten erst recht hart erscheinen lassen.

Im Jahre 1331 stiftete der Ritter Peter von Egg in die St. Martinskapelle auf dem Friedhofe zu Metten eine ewige Seelenmesse auf jeden Montag, Mittwoch und Freitag und einen Jahrtag mit Vigil. Diese Kapelle war Familiengrabstätte des Geschlechtes der Egger und diente in späterer Zeit als Pfarrkirche. Bei der Aufhebung des Klosters wurde sie „zur Verschönerung des Friedhofes" niedergerissen und gegenwärtig ist keine Spur von ihr mehr übrig. — Drei eigene Kapellen bestehen also nun

bereits in Metten als die letzten Ruheorte ebenso vieler berühmter und mächtiger Rittergeschlechter. Nach einem Leben voll Kampf und Streit, voll Unruhe und Aufregung werden die geharnischten, eisernen Männer aus ihren Burgen getragen und im Kloster zur Gruft gesenkt: hier ruhen sie aus im stillen Gottesfrieden des Heiligthums und harren fröhlicher Urständ. Dadurch aber bildet sich ein immer freundlicheres Verhältniß zwischen dem Kloster und den Burgherren der Nachbarschaft: diese werden die Beschützer und Wohlthäter des Ortes, an dem ihre Ahnen, ihre Verwandten oder liebe Kinder bereits ruhen und der auch sie dereinst aufnehmen soll nach des Lebens Last und bitterem Wirrniß. Burg und Kloster, Ritter und Mönch verbinden sich und ihre Eintracht ist beiden Theilen zum Segen.

Albert hatte eine fromme Schwester mit Namen Irengard, die als Reclusin *) beim Kloster lebte. Dieselbe war eine vielgerühmte Schönschreiberin und hinterließ dem Kloster eine sehr klein und nett auf Pergament geschriebene Handbibel in Oktavformat, die jedoch jetzt verloren ist. Ueberhaupt beschäftigten sich gebildete Klosterfrauen sehr häufig mit dem Abschreiben alter Handschriften und trugen auf diese Weise zur Verbreitung der Literatur sehr viel bei. Es ist ungemein rührend, bei Leuthner (**Hist. monast. Wessofont. p.** 166—176) ein Verzeichniß von mehr als 60 mitunter sehr bedeutenden Schriften zu lesen, welche die einzige Diemut, eine fromme Reclusin zu Wessobrunn, in ihren von Gebet und anderen frommen

*) Die Reclusinen (Inclusae, reclusae, die Eingeschlossenen) mußten das Gelübde eines zurückgezogenen Lebens und strengen Stillschweigens ablegen, standen unter der Leitung des Abtes und bewohnten abgesonderte Klausen am Kloster.

Uebungen freien Stunden abschrieb. Gleiches Lob verdient die edle Luitgard von Mallersdorf, die der schottischen, deutschen, lateinischen und griechischen Sprache mächtig war und ebenfalls ihre freien Augenblicke dem Bücherabschreiben widmete. Wir bewundern einen Fleiß, der die Nachkommenschaft von mehreren Jahrhunderten beschämt und schauen mit Verehrung auf jene stark und edel wollenden Männer und Frauen, die mit so unendlicher Mühewaltung fern von der Welt nach Kenntnissen rangen, die wir so leicht auf unseren Schulbänken uns erwerben.

Zu gleicher Zeit mit jener Irengard lebte in Metten auch ein Mönch, der sich durch seine Schönschreibkunst auszeichnete und im Jahre 1332 das **speculum majus** des Vincenz von Beauvais in vier großen Foliobänden auf Pergament mit sehr schönen Lettern, edlem Colorit und vielen zierlich gemalten Initialen abschrieb. Ein Band dieses ungemein großen und schönen Codex ist verloren gegangen, die übrigen drei befinden sich seit der Säcularisation auf der Staatsbibliothek zu München. Um sich einen Begriff von der Größe dieses Werkes und von der unbeschreiblichen Mühe eines noch dazu so künstlichen Abschreibens machen zu können, wird es dienlich sein zu wissen, daß dieses **speculum** nach jetziger Art des Bücherdruckes wenigstens 60 Octavbände bilden würde. Es zerfällt in 4 Theile (**speculum naturale, doctrinale, historiale** und **morale**, letzteres unecht), 82 Bücher und 9905 Kapitel und ist eine Encyklopädie aller Wissenschaften und freien Künste, umfaßt Jurisprudenz und Astronomie, Theologie und Arithmetik, Grammatik und Diätetik, Staatswissenschaft, Feld- und Hauswirthschaft, Erziehung und Kleidung, die Verhältnisse und Obliegenheiten aller Stände, kurz was nur immer aus Vergangen-

heit und Gegenwart, aus den obersten wie aus den untersten Regionen den Menschen beschäftigen kann. Vincenz von Beauvais hat bereits beinahe alle römischen und sehr viele griechische Schriftsteller, die meisten Kirchenväter und manche Werke der Araber, sowie alle Geschichtsbücher bis zu seiner Zeit gelesen und mit Mönchsfleiß (er war Dominikaner) ein Werk geliefert, welches heute eine ganze Gesellschaft von Gelehrten schwerlich mehr zu Stande brächte, ja welches auch nur durchzulesen unseren weichlichen Sinnen schon eine Riesenarbeit wäre. Daß ein solches Werk in Metten copirt wurde, läßt auf große literarische Regsamkeit des Klosters schließen und zeigt, daß die Schreibstube desselben gar trefflich bestellt war. Jedes Kloster hatte nämlich vor Erfindung der Buchdruckerkunst eine eigene Schreibstube (**scriptorium**), in welcher eine bestimmte Anzahl von Brüdern unter Aufsicht des Bibliothekars (**armarius**) dem Abschreiben von Büchern oblag. Wenn die Brüder das Scriptorium betraten, wurde ein Gebet gesprochen und dann die Arbeit begonnen. Außer dem Abt, dem Prior und dem Bibliothekar durfte dann Niemand das Scriptorium betreten, strenges Stillschweigen war in demselben vorgeschrieben und mit Gebet wurde die Arbeit des Tages wie begonnen, so geschlossen. Diese stillen Schreibstuben der Mönche waren damals die Conservatorien alles Wissens und aller Bildung der Zeit, sie sind die Wiege unserer gesammten geistigen Aufklärung, die nun ihren Stolz darein setzt, ihre Quelle zu trüben und die Mutter zu schmähen.

Abt Albert II. starb 1349 und sein Nachfolger war Ulrich III. (1349—1382). Dieser erlebte im Jahre 1367 die Freude, daß einer seiner Mönche mit Namen Eberwein zum Abte von Oberaltach gewählt wurde, wo er zwölf Jahre ein sehr löbliches Regiment führte. Nach

dem Ableben des Abtes Altmann (1382—1388) aus dem edlen Geschlechte der Degenberger wurde der Infirmarius Peter von Oberaltach als Abt von Metten postulirt. Keiner von allen Mettener Aebten regierte so lange und wenige regierten so trefflich wie Peter I. (1389—1427). Er erhob das Kloster aus tiefem Verfalle zu einer bedeutenden Höhe ökonomischen Credits und disciplinärer Ordnung, seine Zeit gilt als eine Glanzperiode des Stiftes.

Unter ihm kam (1398) der Edelsitz Rimperg durch Schankung Pesolt des Pankofers an das Kloster. Dieses Rindberg ist gegenwärtig ein simples Bauerndorf der Pfarrei Edenstetten, malerisch auf einem weithin schauenden Bergrücken, eine Stunde nordöstlich von Metten, gelegen. Ueber dem Dorfe, im Walde beim sogenannten Todtenacker sieht man noch geringe Spuren eines Schlosses, von dem einst ein edles Geschlecht sich schrieb. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts erscheinen jedoch im Besitze von Rindberg bereits die Pankofer, welche von dem Dorfe Pankofen bei Plattling ihren Namen trugen und sich am Ende des 14. Jahrhunderts von ihren Bergschlössern in die Sicherheit der Stadt Deggendorf zurückzogen, unter deren Bürgerschaft sie sich verlieren.

Im Jahre 1407 ließ Abt Peter die alten Urkunden des Klosters neuerdings gerichtlich beglaubigen und durch amtlich vidimirte Abschriften vor Verlust und Beschädigung sichern. In demselben Jahre ließ er die Marienkapelle im Kreuzgang neu bauen und mit schönen Glasmalereien zieren; gegenwärtig befindet sich die Klosterpforte an der Stelle dieser Kapelle, die mitsammt ihren schönen Fenstern beim Neubau des Klosters beseitiget worden ist. Bruschius hat diese Fenster selbst noch gesehen und spricht an verschiedenen Orten begeistertes Lob für dieselben aus (**fecit fieri fenestras ingeniosissime picturatas et**

loquacissimas, . . Albertus I. sepelitur in ambitu prope ingeniose pictas et variis inscriptionibus sacris, mathematicis et historicis insignitas fenestras). An diesem Orte mag es auch nicht unerwähnt bleiben, daß die gewichtigsten Gründe, die in neuester Zeit an Wilhelm Wackernagel*) wieder einen tüchtigen Vertreter gefunden haben, die Erfindung der Glasmalerei unserem bayerischen Vaterlande vindiciren. Mag nationale Eifersucht die Ehre dieser Erfindung noch so oft bald für Flandern (wie Levi in seiner 1854 in Brüssel erschienenen Geschichte der Glasmalerei versucht), bald für Frankreich in Anspruch nehmen, — die früheste geschichtlich nachweisbare Ausübung dieser Kunst ist doch nur in Bayern, und zwar auch hier wieder in einem Kloster, in Tegernsee zu treffen. Die Kirche dieses Klosters besitzt schon unter Abt Gozbert (983—1001) am Ende des 10. Jahrhunderts schöne Glasgemälde (discoloria picturarum vitra) und aus einer Beschreibung dieses Abtes ersieht man, daß die Glasmalerei damals eine ganz neue Erfindung war, dergleichen man weder von den Alten gehört, noch von der Gegenwart hoffen konnte (qualia nec priscorum temporibus comperti sumus, nec nos visuros esse sperabamus. — Pez. anecd. T. VI, P. I, p. 122). Dieser Abt Gozbert legte bereits bei Tegernsee eine eigene Glashütte an, die schon unter seinem Nachfolger Berengarius zu einer großen Blüthe gelangte.

Auch die viel edle Schönschreibkunst und Miniaturmalerei der vorgutenbergischen Zeit stand unter Peter I. zu Metten in hoher Blüthe, und die zwei Codices, welche ein Mönch des Klosters in den Jahren 1414 und 1415 schrieb, stehen noch heute in wohl verdientem Ansehen.

*) Die deutsche Glasmalerei. Leipz. 1855.

Der erstere derselben, in Folio zierlich auf Pergament geschrieben und mit vielen schönen Miniaturen und feinen Federzeichnungen geziert, enthält den Urtext und eine deutsche Uebersetzung der Regel des heil. Benedikt. Viel größere Berühmtheit aber hat der Codex von 1415, der sogenannte „Mettner Hexencodex" erlangt. Er enthält die vier Evangelien, das eigenthümliche Werk des Hrabanus Maurus **de laudibus sanctae crucis**, eine Marianische Bibel und endlich am Schlusse unter dem Titel „**synopses doctrinarum spiritualium, eruditionum et mysteriorum**" allerlei mit ungemeinem Scharfsinn und Fleiß ausgearbeitete symbolische Darstellungen. Eine dieser Figuren zeichnet den hl. Benedict, wie er in der einen Hand ein Kreuz hält mit der Aufschrift: „**crux sacra sit mihi lux, non draco sit mihi dux,**" — in der anderen aber einen Spruchzettel mit der Inschrift: „**vade retro satana, nunquam suade mihi vana, sunt mala quae libas, ipse venena bibas**" Dies sind die Worte, welche auf die sogenannten Benedictenkreuze geprägt werden, und weil man diesen Benedictenkreuzen im Hexenzeitalter besonders kräftige Wirkungen gegen Zauberei zuschrieb, nannte man auch diesen Codex den Hexencodex. Schon die Außenseite des Einbandes dieses prächtigen Codex trägt vielfache Gemälde und Figuren an sich und war früher mit Edelsteinen besetzt. In einer Höhlung zwischen der inneren und äußeren Seite des Vorderdeckels sind kostbare hl. Reliquien eingeschlossen, wie z. B. von der Dornenkrone Christi, von einer Rippe des heil. Benedict, weßhalb der Codex früher als Reliquiarium auf dem Altare ausgesetzt war. Jetzt befinden sich beide Codices in der Staats-Bibliothek zu München und obwohl es besonders beim zweiten wegen der heil. Reliquien unschicklich erscheinen muß, daß er so als bloßes Schaustück ausgestellt ist, hat

man doch bisher keinem Gesuche um die Zurückgabe desselben willfahrt.

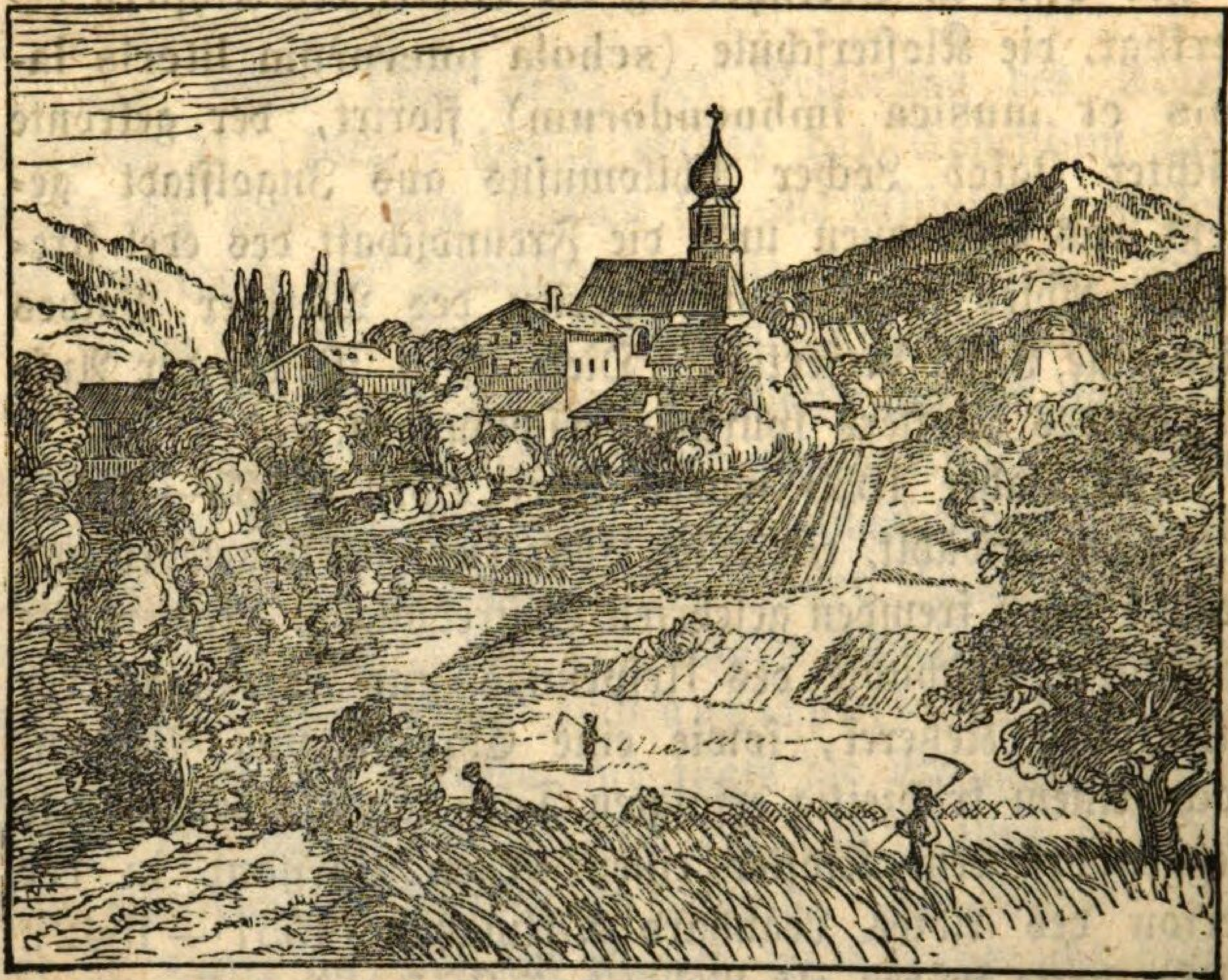
Im Jahre 1439 unter der Regierung des Abtes Andreas II. (1435—1446) verlieh das Concilium von Basel den Aebten von Metten für alle zukünftigen Zeiten den Gebrauch der Pontificalien: sie sollten Infel, Ring und Stab und alle übrigen Pontifical-Insignien gebrauchen und den feierlichen Segen nach der Messe und der Matutin ertheilen dürfen. In der darüber ausgefertigten Urkunde nennt der Kirchenrath Metten ein angesehenes und in seiner Gegend sehr hervorragendes Kloster. Papst Pius II. dehnte 1463 jenes Indult des Basler Concils noch dahin aus, daß die Pontificalien auch außerhalb des Klosters gebraucht werden konnten und fügte die Befugniß hinzu, Kelche und alle Kirchengeräthe für das Kloster und die ihm einverleibten Kirchen zu weihen. Als Grund gibt der hl. Vater an, daß im Kloster die Ordenszucht blühe und der fromme Abt in großem Ansehen stehe, so daß Metten damals eine lichte Oase in dem bereits allgemein hereinbrechenden Verderben der Zeit zu sein schien.

Aber selbst zur Reformationszeit, wo doch die meisten Klöster von einer gewissen Seite her als moralisch und literarisch verkommen geschildert werden, herrschte in Metten nach dem Zeugnisse des protestantischen Bruschius echte Frömmigkeit, mit regem wissenschaftlichen Leben schön gepaart. Dieser Geschichtschreiber schildert den damaligen Abt Oswald I. (1497—1515), einen gebornen Deggendorfer, als einen frommen, einsichtsvollen und gelehrten Mann voll feuriger Beredsamkeit und heiligen Eifers, als einen Mann, der mit Macht die Feder und noch mehr das lebendige Wort zu gebrauchen verstand, den Könige und Fürsten ihrer Freundschaft würdigten. Während seiner Regierung macht sich unter den Mönchen Mettens ein

großer Eifer in Bereicherung der Liberei des Klosters bemerkbar, die Klosterschule (**schola puerorum literis latinis et musica imbuendorum**) florirt, der gekrönte Dichter Jakob Locher Philomusus aus Ingolstadt genießt das Vertrauen und die Freundschaft des edel strebenden Abtes, aus lauter Perlen des Mettner Baches wird eine Insel verfertigt. Diese Insel ist bei der Aufhebung des Klosters spurlos verschwunden.

Im Jahre 1535 wurde Karl Dorn (1535—1537) zum Abte gewählt, ein edler Charakter, selbst gelehrt und Freund aller fremden gelehrten Bestrebungen. Er verfaßte eine kurze Geschichte des Ursprungs und Fortgangs der lutherischen Ketzerei, sowie eine Chronik von Bayern. Nach seinem frühzeitig erfolgten Tode gab das benachbarte Deggendorf dem Kloster einen neuen Vorstand in der Person des Abtes Leonhard Ortmayer (1537—1542). Dieser hatte früher als Prior das Kloster verlassen, war kriegerischen Sinnes eine Zeit lang dem Heerlager des Kaisers Karl V. gefolgt, hatte sich aber endlich wieder reuig in sein Kloster zurückbegeben und wurde hier seiner trefflichen Eigenschaften wegen nun durch eine neue Metamorphose zum Abte erwählt. Er leitete als solcher das Kloster gut und väterlich, starb aber schon nach einer nur fünfjährigen Amtsführung.

Um diese Zeit, im Jahre 1543, stossen wir wieder einmal auf den Namen eines Pfarrers von Berg, obwohl bereits das bischöfliche Visitationsprotokoll des Jahres 1492 den Bestand einer Pfarrei Berg verbürgt. — Dieses Berg ist ein auf einem ziemlich hohen, die ganze Gegend weithin beherrschenden Berge, eine halbe Stunde nordöstlich von Metten an der Verbindungsstraße zwischen Deggendorf und dem Schlosse Egg gelegenes Dorf von 21 Häusern, mit einer dem heil. Apostelfürsten Petrus



geweihten Kirche. Ehedem war es ein Edelsitz, zu welchem außer dem Schlößchen noch das Wirthshaus und drei Sölden gehörten. Von dem Geschlechte, das sich nach diesem seinem Sitze nannte, ist nicht viel bekannt. Der Priester Rudolph aus dem Geschlechte der Edlen von Perg schenkte 1298 ein Gut zu Ratolsdorf zum Seelentroste seiner Schwester Hedwig dem Kloster Metten, das übrigens schon 1274 nach Ausweis des von Papst Gregor X. erhaltenen Freiheitsbriefes in Berg ein Landgut mit Wald, Feldern und Weiden besaß. Liebhart der Perger von Perg erscheint 1355 als Zeuge. Das Verhältniß der Herren von Berg zum Kloster Metten war nicht immer ein freundliches, denn im Jahre 1344 faßte Abt Albert und sein Convent den Beschluß, daß keiner von den Söhnen und Nachkommen des Friedrich von Berg, der das Kloster in

seinen Rechten beeinträchtigt hatte, in's Kloster jemals sollte aufgenommen werden. Das Schloß ging von den Pergern auf die Herren von Schleich zu Harbach über und im vorigen Jahrhunderte waren die Freiherren von Schuß auf Peilstein in dessen Besitz. — Eine Kirche in Berg finden wir bereits im Jahre 1299 angegeben; sie wurde von Metten aus versehen und im gedachten Jahre von dem hl. Stuhle mit einem Ablaß für bestimmte Fest-tage beschenkt. Die jetzige Pfarrei Edenstetten war nach Berg eingepfarrt. Vom Jahre 1637—1805 haben wir noch die fortlaufende Reihe aller Pfarrvikare des Klosters in Berg, unter denen sich mehrere durch große Hirtentreue und erleuchtete Seelenführung sehr auszeichneten. Am 28. Oktober 1805 wurde durch allerhöchsten Befehl Sr. Majestät des Königs die Pfarrei Ettenstetten er-richtet und Berg sank zu einer Filiale herab. Die Rechte auf die Kirche sind gegenwärtig zwischen dem Kloster Metten und der Stadtpfarrei Deggendorf in der Art ge-theilt, daß letztere nur an gewissen Tagen, bei Kindsleichen ꝛc. den Gottesdienst hält, die Schule und die übrigen Gottesdienste an Sonn- und Festtagen ꝛc. dagegen vom Kloster Metten durch einen excurrirenden Conventualen besorgt werden. Wegen seiner ausgezeichneten Lage gehört Berg zu den schönsten Punkten in der nächsten Umgebung des Klosters.

Unter dem Abte Sebastian Kastner (1569—1577) findet sich zum erstenmale erwähnt, daß Mettener Kleriker behufs ihrer theologischen Studien an die Universität Ingolstadt geschickt wurden. Der edle Herzog Ludwig der Reiche von Niederbayern hatte in hochherzigem Eifer für die Kultur der Wissenschaften einst diese Universität ge-gründet (1472) und seit dem Anfang der Reformation war sie durch die Bemühungen der frommen bayerischen

Herzoge ein Bollwerk des katholischen Glaubens in Süd-Deutschland geworden. Albrecht V. faßte um diese Zeit den Entschluß, der Geistlichkeit in seinen Landen eine tüchtigere und gleichförmigere Bildung an der Universität zu verschaffen, und zu diesem Ende ein allgemeines Seminarium zu errichten. Im Jahre 1583 unter der Regierung Wilhelms V. kam der Plan zur Ausführung; das Collegium Georgianum in Ingolstadt wurde zur gemeinsamen Wohnung der dort studierenden Klosterkleriker bestimmt und P. Augustin Strobl, ein Benedictiner aus dem Kloster Niederaltach, zum ersten Vorstand der neuen Anstalt ernannt. Wir haben gesehen, daß Metten dieser Einrichtung bereits vorausgeeilt war und wie manche andere Klöster schon zuvor seine Kleriker freiwillig hingeschickt hatte. Von nun an aber wurde dies vermöge der gleichsam schon verjährten Oberherrlichkeit der Herzoge in kirchlichen Angelegenheiten zu einem Gesetz gemacht, und wir begegnen deßhalb von jetzt an längere Zeit immer wieder diesen Absendungen junger Ordenskleriker in's Georgianum zu Ingolstadt. So finden wir bereits 1586 in diesem Ordensseminar 36 Kleriker aus verschiedenen bayerischen Klöstern, die dort einen von den übrigen Alumnen des Collegs abgesonderten Raum bewohnten, eigenen Tisch hatten und in Hinsicht ihrer Sitten und Studien dem Vicekanzler der Hochschule unterworfen waren.

Abt Markus Besch (1581—1592) beförderte in Metten Wissenschaft und Kunst wieder mit besonderem Eifer. Er begann eine Klosterchronik (**chronicon Mettense**), welche von seinen Nachfolgern fortgesetzt und von Adlzreiter, Lackner und anderen in ihren Geschichtswerken benützt wurde. In der Klosterschule (Singschule) Mettens führte er die Figuralmusik statt des einfachen Choralgesanges ein und brachte sie zu solchem Rufe, daß sie allgemein und

bis zur Aufhebung für die beste Bildnerin trefflicher Musiker galt, ohne daß man deßhalb glauben dürfte, es sei der wissenschaftliche Unterricht darüber vernachläßiget worden. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte ich auf den Nutzen hinweisen, den diese klösterlichen Anstalten dem Vaterlande brachten, indem sie größtentheils gerade dem Kern der Nation — dem gemeinen Mann — zu Gute kamen. Frühzeitig lösten sie arme Kinder vom elterlichen Tische, unterhielten sie im Kloster, entwickelten und bildeten ihre Talente und Anlagen und setzten so die Jugend des Volkes in den Stand, die höhere Laufbahn der Wissenschaften zu betreten, ohne ihren gewöhnlich armen Eltern zur Last fallen zu müssen. — Unter dem Abte Markus war es schon nahe an dem, daß Metten an die Jesuiten übergehen sollte. Dieser Orden erfreute sich damals einer außerordentlichen Beliebtheit. In Bayern wurden demselben in Amberg, Biburg, Burghausen, Ebersberg, Ingolstadt, Landsberg, Landshut, Mindelheim, München, Oetting, Straubing und Regensburg Collegien erbaut, welche bei der Aufhebung der Gesellschaft im Jahre 1773 von 391 Priestern und Klerikern und 164 Laienbrüdern bewohnt wurden. Die Verdienste, welche sich diese Männer in jenen Zeiten um unser Vaterland erworben haben, wären wohl des Dankes der Nachwelt werth.

Um diese Zeit, an dem Wendepunkte des 16. und 17. Jahrhunderts, beginnt unter dem aus St. Emmeram in Regensburg postulirten Abte Johann III. Nablas (1595 —1628) die schönste Periode Mettens während seines ganzen früheren Bestandes. Durch die einsichtsvolle Verwaltung dieses trefflichen Vorstandes erhielten bald alle inneren wie äußeren, disciplinären wie ökonomischen Verhältnisse des Stiftes eine neue Gestalt, keiner der folgenden Aebte brauchte mehr aus einem fremden Kloster gewählt

zu werden und in dem Kranze der bayerischen Klöster nimmt Metten von jetzt an eine ehrenvolle Stelle ein. Während der Regierung dieses Abtes wurde 1604 das Beneficium in Egg und 1613 auch die Pfarrei Stephansposching dem Kloster übergeben; die große Orgel der Stiftskirche (1604), der ganze Stock der Prälatur (das jetzige zweite Seminar) und der östliche Flügel des Convent-Gebäudes wurden unter Johann III. hergestellt. Ueberzeugt, daß Wissenschaft und Frömmigkeit die Simsonslocken des Klerus seien, wirkte er nicht minder thätig auch für die Aufnahme der wissenschaftlichen Studien, und als 1617 der große Erzbischof Marx Sittich von Salzburg dort ein Gymnasium errichtete, war der Abt von Metten neben Joachim Puchauer, dem Abte von St. Peter, der erste, der im Jahre 1618 mit mehreren anderen Klöstern jene Urkunde unterzeichnete, wodurch sie sich zur Absendung tüchtiger Lehrer an diese Anstalt verbindlich machten. Dadurch ward der Grund gelegt zu der Benedictiner-Universität Salzburg, dem ewigen Ruhm dieses Ordens in Deutschland. Sie wurde 1623 von Papst und Kaiser bestätiget und ihre Annalen weisen viele Mitglieder des Klosters Metten als treffliche Professoren und **Rectores Magnifici** auf. Die Tüchtigkeit des Abtes Johann machte sich jedoch in Metten zu sehr bemerkbar, als daß sie in weiteren Kreisen hätte unbeachtet bleiben können: so kam es, daß sein Heimathskloster St. Emmeram wieder die Augen auf ihn richtete und ihn im Jahre 1623 zu seinem Abte erwählte. Auch als Abt von St. Emmeram behielt er Metten noch bis 1628, in welchem Jahre er resignirte. Am 29. November 1639 starb er.

Auf dem abteilichen Stuhle von Metten folgte ihm sein bisheriger Prior Christophorus Guetknecht (1628—1645), fast noch ein Jüngling dem Alter nach, denn er

zählte erst 32 Jahre, — aber alt an Erfahrung und Einsicht, mit einem seltenen Verwaltungstalente begabt und ausgezeichnet durch einen ungewöhnlichen Verein der trefflichsten Eigenschaften des Geistes und des Herzens. Ernst und Würde waren bei ihm mit der einnehmendsten Milde und Güte gepaart und alle seine großen Anlagen und Vorzüge wurden durch eine ungeheuchelte Frömmigkeit und reinen religiösen Eifer noch geadelt. Unter allen Aebten Mettens ist ihm vielleicht nur sein Vorgänger gleich zu setzen und man muß mit einer Art von Bewunderung zu ihm aufschauen, wenn man seine vielseitige Wirksamkeit mit den drückenden Schwierigkeiten der damaligen Zeitverhältnisse zusammenhält. Seine Regierung fiel mit den räuberischen Invasionen der schwedischen Barbarenhorden zusammen und zweimal störten die blutigen Gräuel jenes verheerenden dreißigjährigen Krieges auch in Metten den stillen Frieden der Klosterzellen. Zweimal (1633 und 1641) mußte der Abt mit allen seinen Mönchen die Flucht ergreifen, um im Auslande wenigstens Leben und Freiheit zu retten — und zweimal, wenn endlich die schmutzigen Wogen des feindlichen Raubgesindels sich wieder verlaufen hatten, fanden die zurückkehrenden Brüder nichts mehr als leere Wände und verwüstetes Land; Wohnhaus, Getreidekästen, Stallungen, Alles rein ausgeplündert und ausgeleert im Namen der unterdrückten Religionsfreiheit. Aber auch, da die Feinde abgezogen waren, konnte man ein paar Jahre weder säen noch ernten, weil jeden Augenblick neue Ueberfälle zu befürchten waren; Getreide und Futter mußte bis aus Oesterreich geholt und davon noch schwere Mauth gegeben werden; eine verheerende Seuche, gewöhnlich im Gefolge solcher Calamitäten, decimirte (1634) die Bevölkerung und raffte in Metten allein 10 Conventualen aus der Mitte der Brüder dahin. Um sich

einen Begriff von dem furchtbaren Umfang dieser Pest des Jahres 1634 machen zu können, genügt es zu wissen, daß in München (nach Hemauer) gegen 15000 Personen und im Kloster Oberaltach 24 Religiosen dahinstarben. Und bei diesen wiederholten Plünderungen, trotz der drückenden Contributionen, die außerdem noch zu bezahlen waren, trotz Mangel und Theuerung aller Lebensbedürfnisse ist Christophs Regierung mit Unternehmungen erfüllt, die selbst einer von keinem Unglück getrübten Regierung zur Ehre gereichen würden. Er baute den ganzen Bauhof in Metten und stellte auf den meisten übrigen Klosterbesitzungen neue Oekonomiegebäude her, er erbaute den schönen und großen Bibliotheksaal, den Reitstall (dessen Stelle heute der Speisesaal des bischöflichen Seminars einnimmt), den schönen Brunnen im äußeren Klosterhof und den steinernen Wörth am Perlbach, wodurch er den Bach ins Kloster leitete. Er erneuerte das ganze Innere der damaligen Stiftskirche, verschaffte ihr kostbare Ornate, kaufte bedeutende Güter an das Kloster, – bezahlte bei alledem die Schulden desselben und brachte Ordnung in die Bewirthschaftung der Güter. Unter ihm erscheint zum ersten Male ein auswärtiger Gelehrter, P. Willibald Lendlin aus Ochsenhausen als Lehrer der scholastischen Philosophie und Theologie in Metten, woraus des trefflichen Abtes Liebe zu den Wissenschaften zur Genüge hervorgeht. So ist es denn kein Wunder, daß Abt Christoph die Liebe seiner Untergebenen in hohem Grade sich erwarb und daß Alles in Trauer versetzt war bei dem Tode des edlen Mannes, der nach so vielen Widerwärtigkeiten, die nicht ihn, sondern die er besiegt hatte, in der Blüthe und Vollkraft der männlichen Jahre am 15. Januar 1645 diese elende Welt mit dem Glücke des Himmels vertauschte. Sein Denkstein im Kreuzgang zeigt uns eine edle Physio-

gnomie; der Stab in seiner Linken hat das Velum, das Gesicht den Schmuck eines kräftigen Schnurr- und Knebelbartes, wie wir dieß auch an dem Grabstein des Abtes Johann Schleich († 1668) finden. Abt Roman II. († 1744) war der letzte Abt von Metten, der sich den Bart wachsen ließ.

Unter Christophs Nachfolger, dem Abte Maurus (1645—1651) kam noch einmal kriegerischer Ueberfall und feindliche Plünderung über Metten (1648) und wieder mußte der Abt mit allen seinen Mönchen das Kloster verlassen. Ueberhaupt traf diesen Abt viel Mißgeschick und schmerzliche Verkennung seiner Absichten, was ihn endlich nach einer nur sechsjährigen Amtsführung bewog, die Bürde der Abtswürde niederzulegen und eine Pfarrei in Oesterreich zu übernehmen.

Sein Nachfolger Augustin I. Gerlstetter (1651—1658), ein geborner Deggendorfer, trat 1653 einem neuen Vereine zur Erhaltung der wissenschaftlichen Anstalten Salzburgs bei und machte sich außerdem noch dadurch denkwürdig, daß er die von nun an völlig veränderte Stellung Mettens zur bayrischen Benedictiner-Congregation begründete. Abt Johann III. war 1627 einer der ersten gewesen, welche sich um die Errichtung einer solchen Congregation bemühten, damals aber war das Project durch den Widerstand der Bischöfe vereitelt worden. Jetzt waren die Bischöfe dem Plane günstiger gestimmt und er wurde deßhalb von den Klöstern wieder aufgenommen: aber nun war es gerade Metten, welches anfangs ganz allein, später aber im Bunde mit noch ein paar anderen Klöstern (Ober- und Niederaltach, St. Veit, Ettal und St. Jakob der Schotten in Regensburg) sich dem Anschlusse an die Congregation widersetzte und weder durch die vielen Bemühungen des Congregations-Vorstan-

des, noch durch die angedrohte Ungnade des Papstes und des Landesfürsten sich mehr von diesem Widerstande abbringen ließ; es hat sich der Congregation niemals angeschlossen.

Unter Abt Johann IV. Schleich (1658—1668) übten die Religiosen von Metten die Seelsorge nicht bloß in Michaelsbuch, Posching, Neuhausen, Rettenbach und Berg, sondern auch in Grafling und Plattling aus, ja es wurde sogar der gelehrte Stiftsprior P. Gottfried Blümel in die Oberpfalz, seine Heimath, geschickt, wo derselbe viel zur Belebung des vor noch nicht langer Zeit dort wiederhergestellten katholischen Glaubens und Gottesdienstes beitrug. Daß aber das Kloster zu gleicher Zeit eine so vielseitige Thätigkeit ausüben konnte, läßt auf einen wohl geordneten Zustand desselben mit Recht schließen.

Abt Roman I. (1668—1686) befreite Metten wieder von seinen Schulden, wobei er durch ein Legat des Bürgermeisters Höller von Straubing bedeutend unterstützt ward, der dem Kloster 10,000 fl. letztwillig vermachte. Sein Nachfolger Benedict I. Ferg (1686—1706) war der erste in der eigenen Stiftskirche zu Metten benedicirte Abt. Er ordnete die bereits von Christoph Guetknecht ins Werk gesetzte Kanalisirung des Mettner Baches und ließ zu diesem Ende (1688) mit großer Mühe und vielen Kosten einen Felsen durchbrechen, damit der Kanal eine dem Kloster und den beiden Mühlen günstigere Richtung gewänne. Außerdem führte dieser Abt noch bedeutende Bauten, verlieh den gelehrten Studien neuen Aufschwung, hielt gewissenhaft auf klösterliche Regelzucht und mehrte trotz der vielen Lasten und Contributionen, die der spanische Erbfolgekrieg für das Kloster mit sich brachte, den Besitzstand und Credit seines Stiftes. Die hinterlassenen Berichte rühmen ihn als den Wiederhersteller der Gebäude,

als Erneuerer und großen Freund der Wissenschaften; er ward von allen wie ein Vater geehrt und geliebt und nur darin benahm er sich gewaltsam, daß er die Gemüther Aller durch seine Güte unwiderstehlich an sich zog.

Benedicts Nachfolger Roman II. Märkl (1706—1729) baute den südlichen Tract des Conventgebäudes, das Bräuhaus und die Stiftskirche; die von Abt Christoph erbaute Bibliothek ließ er durch den Maler Aug. Heindl ausmalen und ornamentiren.

Die Grundsteinlegung zur Stiftskirche geschah am 16. Juli 1720 und 1729 wurde sie durch den Weihbischof v. Simmern eingeweiht. Sie ist 140 Fuß lang, 40 Fuß breit, 32 Fuß hoch; die Fresken und das Gemälde des Hochaltars sind von dem bekannten K. D. Asam, der Tod des hl. Benedict ist von Christian Wink. Während die ganze Kirche und ihre sämmtliche Ausstattung dem Geschmacke der Zeit gemäß ist, entstammt der hintere Chor mit der Sakristei noch der gothischen Zeit. Abt Johann I. (1459—1479) hat ihn erbaut und nach seiner Anlage und der guten Ausbildung seiner Strebepfeiler zu urtheilen muß die alte Kirche ein gar schöner Bau gewesen sein. Gegenwärtig bilden den edelsten Schmuck der Kirche die trefflichen Malereien des Fr. Lukas Schraudolph, der wie ein zweiter Fiesole in der demüthigen Verborgenheit der Klosterzelle seine lieblichen Werke schafft.

Nach einer trefflichen Regierung, die ihm den schönen Beinamen eines „Wiederherstellers der Zucht und Oekonomie" verschaffte, legte Abt Roman II. im Jahre 1729 sein Amt nieder und lebte nun noch fünfzehn Jahre im Seniorat in völliger Zurückgezogenheit. Durch Mäßigkeit hatte er sich eine so feste Gesundheit bewahrt, daß er bis an seinen Sterbetag täglich das hl. Opfer darbringen konnte; er sah in seiner Zurückgezogenheit noch drei

Nachfolger in der abteilichen Würde, feierte 1733 seine priesterliche Secundiz und starb endlich allgemein betrauert den 10. April 1744 in dem hohen Alter von 85 Jahren.

Sein Nachfolger Benedict II. (1729—1730) berechtigte zu den schönsten Hoffnungen, starb aber schon nach einem Jahre in Folge der Beschwerden einer in großer Eile gemachten Reise nach München und Ettal. — Augustin II. Ostermaier (1730—1742) begann 1734 den Bau des großen Saales und des Stockes von der Küche bis zum Bräuhaus, worin gegenwärtig das erste Klosterseminar untergebracht ist. Um eine Summe von mehr als 2200 Gulden erwarb er von Rom das Recht, täglich Rocchet und Mozzet tragen zu dürfen, zur Kirche schaffte er reichen Schmuck und viele Kostbarkeiten. Im österreichischen Erbfolgekrieg hatte auch Metten durch den berüchtigten Panduren-Häuptling Trenk viel zu leiden. Man erzählt, der mit einer großen Körperstärke begabte Abt Augustin habe diesen wilden Menschen, aufgebracht über dessen Schmähungen gegen den Churfürsten Karl Albrecht, durch ein Fenster des hohen Refectoriums hinauswerfen wollen und nur Trenks Begleiter hätten ihn davon noch abgehalten. Dafür ließ dieser alle Ställe des Klosters plündern, riß mit eigener Hand dem Abte das kostbare Pectorale von der Brust und schleppte zwei Religiosen als Geißeln mit sich fort. Nicht lange überlebte Augustin diese schmachvolle Behandlung: er wurde 1742 zu Stephansposching nebst noch acht seiner Conventualen von einer Seuche hinweggerafft. Nach einer Aufzeichnung des Abtes Marian von Niederaltach äußerte der General Bärnklau, den lieben Herrn Abt Augustin habe der Trenk in das Grab geschoben. Unter ihm lebte und lehrte in Metten P. Gregor Zeller, Verfasser mehrerer philosophischer Schriften und nach dem competenten Urtheile Rix-

ners einer der scharfsinnigsten und gründlichsten Scholastiker jener Zeit.

Abt Columbanus Gigl (1744—1752) wird als ein höchst leutseliger und liebenswürdiger Vorstand gerühmt, eine Eigenschaft, die nicht minder seinen vielthätigen Nachfolger Adalbert Tobiaschu (1752—1770) in hohem Grade zierte. Unter Adalbert wurde der große Saal, die jetzige Studienkirche vollendet (1755); die Fresken an den Wänden sind im Hausknechtsstyl gehalten und rühren von dem Maler Martin Speer her.

Auf dem Paulusberg bei Metten stand seit uralten Zeiten ein Kirchlein, dessen Besitz dem Kloster bereits in dem Freiheitsbriefe des Papstes Gregor X. 1274 bestätiget worden war. Dieses Kirchlein war im Laufe der Zeiten ziemlich verfallen und anderseits in seiner Einsamkeit so unsicher, daß selbst die Glocken auf dem Thurme gestohlen worden waren. Abt Adalbert ließ nun dasselbe 1755 völlig abtragen und transferirte es auf den früher Jahrhunderte lang mit Wein bebauten Himmelberg, wo das Kloster schon vorher ein Haus erbaut hatte. Mit diesem Hause ward nun die Kirche verbunden, ein geräumiger, recht niedlicher Bau mit Fresken von dem bereits genannten Maler Speer. Der große Salon des Hauses ist geschmückt mit Stuckaturen des Mettener Laienbruders Albert Pärtl († 1742), welche zu den schönsten und zierlichsten Arbeiten in diesem Genre zu zählen sind. Im Hause befindet sich ein sehr tiefer Brunnen mit trefflichem Wasser, den ebenfalls Abt Adalbert durch einen bis auf den Grund des Berges gesprengten Felsen graben ließ. Auf drei Seiten fallen die Wände des Hügels ziemlich steil ab und sind mit dichter Birkenwaldung bedeckt, während die der Donau zugewendete Südseite völlig offen ist und dem Auge eine sehr bedeutende Fernsicht bis in das

bayerische Hochgebirge darbietet. Vor der Aufhebung war der Himmelberg ein Vergnügungsort der Conventualen und die Aebte brachten hier bisweilen einen Theil der schönen Jahreszeit zu; — seit der Wiederherstellung des Klosters und der Errichtung der Studienanstalt ist er ein beliebter Tummelplatz der Studenten, die hier oft in den Freizeiten ihre Spiele treiben, wobei nur selten ein phlegmatischer Tityrus recubans patulae sub tegmine fagi das seltene Glück des dolce far niente zu seinem Antheile wählt. Es ist dieser Himmelberg einer der anziehendsten Punkte in der nächsten Nähe Mettens, von dem er nur eine Viertelstunde entfernt ist, — eine Idylle mit allen Reizen schöner Landschaft und der ewig jungen Poesie der Natur. Der Wald ladet unwiderstehlich ein zu seinen kühlen Schatten und wenn man aus dem Helldunkel der Bäume in die freie Sonnenhelle vor dem Hause hinaustritt, entfaltet sich ein Panorama von seltener Anmuth, unwillkürlich erinnernd an die Hintergründe mancher alter Gemälde, in denen Wärme und Inbrunst des Colorits, Andacht und Seele der Zeichnung allen Schimmer der Weitsicht und des prunkenden Glanzes ersetzen. Keiner, der hier als Knabe an heiteren Spielen sich ergötzt und im Anblick der fernher schimmernden Alpen an dieser Stelle zuerst den unbestimmten, sehnsuchtsvollen Drang nach Idealen seine Brust schwellen gefühlt hat, wird je das freundliche Bild des Himmelberges aus seiner Erinnerung tilgen können.

Abt Adalbert erstreckte seine Thätigkeit jedoch keineswegs bloß auf den Himmelberg. Er legte in Metten den großen Saalgarten an und umgab ihn mit einer Mauer, tilgte die Schulden, verwischte die Drangsale der früheren Kriege und erwarb dem Kloster wieder Zutrauen und Credit. Die hl. Leiber der Marthyrer Felician und

Fortunat, welche die Stiftskirche besitzt, rühren von ihm her. Die meiste Sorgfalt jedoch verwendete er auf die Förderung der Künste und Wissenschaften: er sorgte für den guten Stand der Hausstudien, sandte seine Kleriker auch an andere gelehrte Anstalten, erweiterte das Knaben-Seminar und machte Metten zu einer wahren Akademie von Gelehrten. Unter seinen Auspicien gab P. Gregor Geyer in den **Monumentis boicis (T. XI.)** die Urkunden Mettens heraus und auch sonst war unter seiner Regierung die literarische Thätigkeit der Religiosen eine sehr bedeutende. Leider mußte dieser edle Abt bereits durch langwierige Streitigkeiten mit dem Bischofe und der Regierung den Widerwillen erfahren, mit dem der Zeitgeist schon damals auf die klösterlichen Institute blickte. Mußte schon dies den greisen Abt bitter kränken, so schmerzte ihn noch mehr der unordentliche Wandel eines seiner Religiosen, des gelehrten und durch viele Schriften in der literarischen Welt bekannten Leonhard Gruber, der 1770 das Kloster und den Orden verließ und nach einem unsteten Leben in Paris starb. Adalbert fühlte sich so schmerzlichen Zuständen nicht mehr gewachsen: er resignirte 1770 seine Würde, um nur mehr für sein Seelenheil zu sorgen und starb schon im folgenden Jahre 1771.

Sein Nachfolger Lambert Kraus (1770—1790) richtete den Gaststock (das jetzige zweite Seminar) glänzend ein, verschönerte die Prälatur, umgab den Prälaturgarten („Hopfengarten") mit einer Mauer, baute das Sommer-Refectorium (die jetzige Abtswohnung), legte die Straße an's Donauufer an, erwarb der Kirche eine Glocke von 82½ Zentner und unternahm es, das Wasser des Utto-Brunnens in das Kloster zu leiten, zu welchem Zwecke er bereits 400 steinerne Deichen hatte herstellen lassen. Er war ein Freund der Wissenschaften und besonders der

Musik, stürzte aber durch seine Prachtliebe und übertriebene Gastfreundschaft das Kloster so tief in Schulden, daß sein ökonomischer Nachfolger, der letzte Abt Cölestin Stöckl (1791—1803), unter unsäglichen Mühen nur immer an Tilgung der Schulden zu arbeiten hatte. Im Jahre 1802 hatte er die Freude, mit der Schuldentilgung zu Ende zu sein und er schien auf bessere Tage hoffen zu dürfen, — aber er sollte sich nicht lange des guten Standes seines Stiftes erfreuen. Tausend Jahre war jetzt Metten mit Ehren dagestanden unter den Stiften des Landes in freudigen wie drangvollen Tagen, durch Förderung christlicher Wissenschaft, durch segensvolle Wohlthätigkeit, durch fromm erbauliches Wirken seiner Bewohner eine Quelle von Segnungen zur Freude aller Guten und Edlen. Allein so sollte es nicht lange mehr sein: es war eine Zeit gekommen, in welcher gerade dieses gottgefällige, die Förderung des Reiches Gottes bezweckende Wirken den Klöstern vielen Haß und mächtige Feinde zuzog; — eine Zeit, in welcher ein gewisser herrschend gewordener Philosophismus mit dem Feldgeschrei „écrasez l'infame" die Fahne grimmigen Vernichtungskampfes wider die Religion und Kirche Jesu erhob und zu diesem Zwecke natürlich zuerst gegen die Außenwerke des gottgegründeten Baues seinen Angriff richtete. Um das Volk gegen die Kirche gleichgiltig zu machen und ihm allen religiösen Glauben nach und nach zu benehmen, fing man damit an, ihm die eifrigsten Diener der Kirche, die rührigsten Streiter für die Wahrheit der Religion durch Lügen- und Schmähschriften ohne Zahl und Ende erst verdächtig, dann lächerlich, endlich gar als höchst überflüssige, ja wohl schädliche Menschen gehässig zu machen, um sie desto sicherer überall unterdrücken, aufheben und fortjagen zu können.

Es war eine tolle Zeit, aber sie erkannte mit rich-

tigem Instinkt, daß der Bestand der socialen und religiösen Ordnungen nicht umgestürzt werden könne, wo die Klöster noch beständen. Diese natürlichen Bollwerke der gesellschaftlichen Hierarchie mußten fallen und um sie zu stürzen, berauschte man die Fürsten so lange in Wolken von Aufklärungs-Weihrauch, bis — um mich der Worte des großen Göthe zu bedienen — der Spiritus ihrer richtigen Einsichten zum Teufel ging und sie selbst ihre gebornen Vertheidiger hinopferten. In Deutschland war Kaiser Joseph II. im großen Werke des Kirchenraubs vorangegangen, indem er mit gewaltsamer Hand von 68 reich dotirten Stiftungen die jährlichen Einkünfte von 7 Millionen Gulden an sich riß und in dem kurzen Zeitraume von anderthalb Jahren 7354 Religiosen beiderlei Geschlechtes aus ihren Asylen stieß und „auf die Gasse setzte.“ Friedrich II. von Preußen hob die Klöster nicht auf, weil er, wie er sagte, das Eigenthum für heilig halte und es nicht antasten wolle, — Bayern aber folgte nun dem Beispiele Oesterreichs und schritt zur Säcularisation. Mehrere Prälaten gaben sich alle Mühe, den Entschluß der Regierung wanken zu machen, es wurden Deputationen an den Churfürsten gesandt, aber Maximilian berief sich auf Montgelas, Montgelas auf die Nothwendigkeit und der Beschluß blieb.

So traf denn auch Metten das Loos der Aufhebung: gerade am Feste des heil. Ordensstifters Benedict (21. März 1803) wurde dem Convent mit brutaler Absichtlichkeit durch die landesherrliche Commission die Aufhebung proclamirt und am 1. April — der Consequenz wegen — wurden die Conventualen in die weite Welt geschickt. Dem Abte wurden 1400 fl., jedem anderen Priester des Klosters 400 fl. jährliche Pension zugesichert. Der greise Abt Cölestin zog sich weinend in das nahe Schlößchen Himmelberg zurück, um nicht mit eigenen Augen

den Gräuel der Verwüstung alles dessen schauen zu müssen, was Jahrhunderte fromm bemüht aufgebaut hatten. Der Kummer nagte tödtlich an seinem Leben und am 27. Mai 1807 starb der edle zum Kinde gewordene Greis in seiner Abtei, in die er wenige Monate nach der Aufhebung wieder zurückgekehrt war und die nun nicht mehr vom Chorgesang der Mönche wiederhallte.

„Wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit noch ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden
Und das neue öffnet sich mit Mord."

So sang damals Schiller und ich glaube, die Worte des großen Dichters auch auf die Säkularisation der kirchlichen Stiftungen passend anwenden zu dürfen. Tausendjährige Bestände wurden durch sie aufgehoben, dem Gerechtigkeitsgefühle der Nation von oben herab ein tödtlicher Stoß versetzt, die furchtbaren Drohungen, mit welchen alte Stiftungs-Urkunden oft die freventliche Verletzung belegten, wurden verachtet und die Quellen der Wohlthätigkeit dem Lande vertrocknet. Man denkt unwillkürlich an das Weib in der äsopischen Fabel, welches die Henne mordete, um die goldenen Eier auf einmal zu bekommen, und mit besonderem Schmerz wird der patriotische Bayer erfüllt, wenn er bedenkt, daß unter den von König Max aufgehobenen Klöstern sich auch viele Stiftungen des vieledlen Hauses der Wittelsbacher befanden.

Ich bin in einem Kloster erzogen worden und es möchte etwa scheinen, als ob Vorliebe meinen Schmerz zur Uebertreibung steigere, deßhalb will ich an meiner Stelle einen Mann reden lassen, der keiner Eingenommenheit für kirchlich mittelalterliche Institute beschuldiget werden kann. Der bekannte J. H. Wolf schreibt in seiner „bayrischen Geschichte" (IV. 97) wörtlich, wie folgt: „Die

Klosteraufhebung verdient den gerechten Unwillen der Nachwelt. Ohne Rücksicht auf das Gute der Klöster, ohne Rücksicht auf ihren gegen Arme und Nothleidende erprobten Wohlthätigkeitssinn, ohne Rücksicht endlich auf ihren moralischen Werth beim Volke verfuhren die Commissionen bei der Aufhebung nicht allein unzart, sondern oft grausam und verbrecherisch gegen den damit verbundenen Staatszweck. Schonungslos und ächt jakobinisch wurde manches Kloster zur Nachtszeit überfallen, die Mönche aus ihrem Schlummer geschreckt und aus ihren Zellen gejagt, mit dem Heiligen frecher Spott getrieben, hohnlachend oft die heiligen Gefäße mißbraucht, kurz mit einer oft barbarischen Wuth die Säkularisation getrieben. Der Unbefangene wird sich nie enthalten können, einen Seufzer auszustossen, wenn er vor den häufigen Klosterruinen vorübergeht, die man aus purer Neuerungssucht schuf, durch die man aber die Moralität des Volkes fühlbar untergraben und den Finanzen des Staates dennoch nicht wesentlich genützt hat. Eine Verordnung vom 22. Oktober 1803 zog alle Klosterrealitäten und damit verbundene Rechte zum Staats-Aerar, die Bibliotheken wurden mit der Centralbibliothek in der Hauptstadt vereinigt, die Klostergebäude um wahrhaft sündwohlfeile Preise verkauft, werthvolle Schätze gestohlen oder verschleppt, kurz die Regierung hatte einen ihr selbst sehr schädlichen Gewaltstreich verübt, tausendjährige Institute umgeworfen und dabei so bedeutend verloren, daß bis auf den heutigen Tag der Verlust nicht verschmerzt werden kann."

Wie glimpflich man in Metten bei der Aufhebung verfuhr, kann man daraus ersehen, daß man dem Abte einige Leinwand, seine Pontificalschuhe und ein silbernes Kaffeeservice noch aus dem Wagen hinwegriß. Die 82 Zentner schwere Glocke wurde noch einmal geläutet und

dann vom Thurme herabgestürzt, um eingeschmolzen zu werden; die Einwohnerschaft der ganzen Gegend hatte sich versammelt, Alles weinte, und als die dem Volke so theure Glocke fiel, da schlug das Weinen in ein allgemeines Heulen und Jammergeschrei aus. Man riß dem katholischen Volke seine Heiligthümer aus dem Herzen. Der größere Theil des Klosters wurde bis 1810 vom Staate auf eigene Regie verwaltet; während dieser Zeit wurde die Gruft der Mönche im Kreuzgang als Abtritt verwendet.

So sind die Klöster dem Zeitgeiste zum Opfer gefallen. Was hat der Staat, was hat die Gesellschaft, die allgemeine Bildung gewonnen? Die Heerde der Wohlthätigkeit, der Gastfreundschaft sind zerstört, die reichsten Bildungsmittel sind dem Volke entrückt, Alles ist centralisirt. Ich will nur den letzten Punkt noch betonen und darauf hinweisen, daß die Klöster nicht bloß im Mittelalter die festen Ringmauern der Wissenschaften waren, sondern daß ihre Verdienste auch in der neueren Zeit nicht weniger hochzuschätzen sind. Man wirft uns Landgeistlichen oft Unwissenheit und Mangel an geistiger Strebsamkeit vor: aber kommt doch einmal heraus aus eueren Städten, die ihr dort euch reicher, aus den Klöstern zusammengeschleppter Bibliothekschätze erfreut, begebt euch in das literarische Pathmos eines Dorfes in der Provinz, genießet hier einen Jahrgehalt von hundert bis zweihundert Gulden, verschaffet euch damit alle literarischen Hilfsmittel, deren ihr bedürft, — dann gehet hin und wiederholet eueren Vorwurf! Zu Klosterzeiten verhielt sich das anders: überall hatte der Seelsorgskleriker in seiner Nähe ein Kloster mit einer wohlbestellten Bibliothek, die ihm jeden Augenblick zur Benützung mit größerer Liberalität geöffnet wurde, als man dies vielfach von den centralisirten Staatsbibliotheken rühmen kann.

Als die Mönche ihre Zellen verließen, konnten sie sich mit Fug der Worte bedienen, die ihnen der edle Westenrieder in den Mund legt: „Als eine Wildniß empfingen wir dieses Land, als einen Garten geben wir es euch zurück.“ Ein Mettener Mönch, der berühmte Anselm Rixner, besingt den Untergang der Klöster in einem Klageliede, dem wir folgende Strophen entnehmen:

Euch naht mein Aug', verwaiste Münster,
Euch, Kinder grauer Vorwelt, naß und bang,
Vernehmet — ach, er schallt durch Oed und Finster —
Zum letzten Danke diesen Grabgesang.

Bald seid ihr Klöster nichts mehr, als Ruinen,
Worin sich schlecht Gewürm von Moder nährt;
Nicht überlang verfallen euere Zinnen,
Daß man aus Trümmern nur von euch erfährt.

Wird dann ein Fremdling uns're Enkel fragen:
„Welch ein Ruin von prächtigem Gebäu?“
Mag ihm vielleicht ein Schriftenforscher sagen:
„Hier stand einst eine herrliche Abtei.“

Der Mönche Fleiß umschuf die öden Auen
Bojariens in dieses Paradies:
Es mußt' ihr Schweiß die Furchen oft bethauen,
Eh' sich das rauhe Land bezwingen ließ.

Der Mönche Fleiß erhielt die Bücherrollen,
Die jetzt der späte, stolze Weise nützt:
O möchte er doch auch den Mönchen zollen
Den Dank für das, was er durch sie besitzt!

In Klöstern fand man Muster jeder Tugend,
Daran die Menschheit Trost und Stütze fand,
Sie bildeten zur Wissenschaft die Jugend,
Zum Staats- und Kirchendienst dem Vaterland.

So viel Verdienst, kein Frevler sollt' es höhnen, —
Es ward mißachtet und verkannt, denn ach!
Vergebens blicken nun den Klostersöhnen
Die Münsterthürme in die Ferne nach.

Entblößt steht der Altar von seiner Zierde,
Kein Abt erscheint mit Infel und mit Stab,
Der einst als Oberhirt in hoher Würde
Den Mönchen seinen Vatersegen gab.

Ihr alten Gründer kehrt zurück in's Leben
Und schauet euer Werk zerstört. Doch nein!
Schlaft fort, sonst hüllt ihr euch mit Grau'n und Beben
In eure Leichentücher tiefer ein.

---

§. 4.

Die Restauration.

Es lebt und wacht der alte Gott, der treue,
Der wiederschaffen mag, was welkt dahin,
Um in veränderter Gestalt auf's Neue
Zu seinem Ruhme wieder aufzublüh'n.
Die Formen mögen wechseln und vergehen,
Indem das Leben stets nach Neuem ringt;
Unsterblich sind Gefühle und Ideen
Des Ewigen, die keine Zeit bezwingt.

Im Jahre 1810 kaufte das Kloster Metten ein in der Nähe begüterter Edler, der wahrhaft edle Herr Maximilian von Pronath auf Offenberg. Nie hatte dieser Biedermann die Hoffnung aufgegeben, Metten zu seiner Zeit wieder als Kloster aufblühen zu sehen und er brachte es nur in der Absicht an sich, es dereinst, wenn der Zeitgeist wieder eine solchen Instituten günstigere Richtung

nähme, seiner Bestimmung zurückzugeben. In dieser Absicht ging er schonend mit den Baulichkeiten um, ließ wenige Veränderungen vornehmen und hielt Alles immer im guten Stande. Das Jahr 1817 brachte der katholischen Kirche in Bayern das Concordat und damit die trostvolle Hoffnung auf endliche Erfüllung ihrer Wünsche, auf Restituirung ihrer Rechte. Der Artikel VII. des Concordats verpflichtete die Krone, wenigstens theilweise das große Unrecht der Säcularisationsperiode zu sühnen: „Der König verpflichtet sich, einige Klöster der geistlichen Orden beiderlei Geschlechts mit angemessener Dotation wieder herzustellen." Allein die Folge zeigte, daß man nichts weniger als beeilt war, die Zusicherungen des Concordats in's Leben einzuführen. Erst König Ludwig gab gleich im Beginne seiner Regierung durch Wort und That seinen entschiedenen Willen kund, einer solideren moralisch-religiösen Erziehung und Bildung des Volkes und der Jugend Bahn zu brechen und deßhalb das Concordat auch hinsichtlich der Wiedereinführung geistlicher Orden zur Wahrheit zu machen. Kaum hatte Herr v. Pronath den Umschwung der Grundsätze in den höheren Kreisen in Erfahrung gebracht, als er auch sogleich, aufgemuntert und bestärkt durch den Beifall des Weihbischofes Sailer, dem Könige das Anerbieten einer unentgeltlichen Ueberlassung des ehemaligen Conventstockes in Metten machte (8. Juni 1826). König Ludwig, hoch erfreut über dieses großherzige Anerbieten, nahm dasselbe sogleich dankbar an und ein alsbald erfolgtes königliches Antwortschreiben vom 4. Juli desselben Jahres sprach hohes Lob aus über „die ächt religiöse und patriotische Gesinnung des edelmüthigen Gebers."

Allein so entschieden wohlwollend auch die Gesinnung des erleuchteten Monarchen war und so sehr dem Staate

die Erfüllung der im Concordate übernommenen Verpflichtung durch das Geschenk des Herrn v. Pronath erleichtert wurde, es stellten sich dennoch der Sache große und schwer zu überwindende Hindernisse in den Weg. Dies ahnte bereits im Beginn der helldenkende Exbenedictiner P. Knogler aus Scheyern, Stadtpfarrer in Wemding. Dieser Mann gab auf erhaltene Aufforderung über das Unternehmen eine motivirte Erklärung ab, die vom bischöflichen Ordinariat zu Eichstätt am 20. Nov. 1826 an die kgl. Kreisregierung von Regensburg eingeschickt wurde und worin er über verschiedene Punkte bestimmte Aufklärung verlangt, z. B. „ob die feierlichen Gelübde gestattet werden? welche Dotation man anweisen wolle? ob und welche Bürgschaft für die Fortdauer der Klöster bestehe? ob die Pfarreien an die Klöster unwiderruflich übergehen? ob die Mönche nicht etwa nur nach allen Seiten hin bei den Pfarrern Aushilfe zu leisten hätten, in welchem Falle offenbar Störung der klösterlichen Ordnung und Mißbrauch von Seite der Pfarrer zu befürchten sei? ob keine Ordensprofessoren außer dem Kloster zu wohnen genöthiget sein würden?“

Daß Knogler Grund hatte, solche Fragen zu stellen und Verdacht zu schöpfen, es möchte die freie Entwicklung des kirchlichen Geistes durch hemmende Eingriffe beeinträchtiget werden, zeigte die Folge der Zeit. Seit der Säuberung unseres Vaterlandes von Mönchen und Klöstern war ein Menschenalter hingegangen; dem lebenden Geschlechte fehlte wie der Anblick, so auch alle rechte Erkenntniß dessen, was einem wohl organisirten Kloster wesentlich ist und man kann daher gar wohl selbst bei dem Tadel falscher Grundsätze und Anschauungen über die Personen ein mildes Urtheil fällen. Man lebte des guten Glaubens, die Klöster seien nützliche Staatsanstalten

und in Folge dieser staatskirchlichen Anschauung erschien am 26. April 1827 die erste Bestimmung über die Wiederherstellung des Klosters Metten, die sich bis in das Kleinste der klösterlichen Verhältnisse einläßt und Normen vorschreibt. Die Zahl der Conventualen wird auf eine bestimmte Summe (8—10) beschränkt, der Name und die Würde des Oberen festgesetzt, zur Haltung eines Studien-Seminars mit Vorbereitungsschule im Voraus Zwang auferlegt, die Novizenaufnahme speciell bewilligt, — ja der Staat behält es sich als ein „wesentliches Souveränitätsrecht" vor, im Einvernehmen mit dem bischöflichen Ordinariate die Ordensstatuten zu revidiren und zeitgemäße Abänderungen vorzunehmen. Auf Uebergabe einiger Pfarreien wird Anwartschaft ertheilt, geeignete Ex-Benedictiner sollen unter dem Versprechen der Fortdauer ihrer Klosterpension auf Lebenszeit zum Rücktritt in das Klosterleben eingeladen werden, — anstatt aber aus Staatsmitteln eine Dotation festzusetzen, wie es das Concordat forderte, griff man ohne Wissen und Willen der kirchlichen Behörden zu dem Auskunftsmittel, das neue Kloster mit refundirlichen Rentenüberschüssen vermöglicher Kirchen zu gründen. Aber wichtiger noch als die zeitliche Dotation wäre eine moralische Dotation der Freiheit und Selbstständigkeit gewesen, die Freiheit in der Constituirung und Entwicklung, im Erwerb und in der Verwaltung, in der geistlichen Einrichtung und Regierung, in der inneren und äußeren Thätigkeit des Klosters, — doch auch zu dieser wahrhaft freisinnigen Idee konnte man sich damals noch nicht erschwingen. —

Aus allen diesen Gründen wollte denn auch lange gerade die Hauptsache, die Gewinnung tüchtiger persönlicher Kräfte, durchaus nicht gelingen. Herr Ildephons

Nebauer, ein ebenso würdiger und eifriger, als frommer und gelehrter Mann, Exbenediktiner von Andechs und Stadtpfarrer bei St. Peter in Straubing war endlich der erste, der sich zum Rücktritt in's Kloster anbot. Er wurde vom Ministerium aufgefordert, andere Exbenediktiner um sich zu sammeln, und nun wurden zu den nöthigen Reparaturen, zur Einrichtung, zum Gartenkauf ꝛc. 8—10,000 fl. aus Kirchenstiftungs-Ueberschüssen versprochen. Herr Nebauer trat mit vielen Exbenediktinern in's Benehmen und übermachte das Resultat seiner Verhandlungen dem Herrn Bischof, wobei er verschiedene Vorschläge und Forderungen macht in Bezug auf freien Erwerb und freie Verwaltung des Eigenthums, lebenslängliche Gelübde, Chorgebet, Aufstellung eines Abtes statt eines Priors, da die heilige Regel keine unabhängigen Priorate kenne. Ende November 1828 wurde Nebauer „zum ersten Begründer und Vorstand des Benedictinerordens in Bayern und zum Prior in Metten ernannt" und am 27. März 1829 erfolgte von Rom aus, wohin König Ludwig sich eben begeben hatte, das königliche Rescript: „Metten solle bis Pfingsten oder jedenfalls bis Ende Juli 1829 eröffnet werden." Behufs der Reparaturen, der Einrichtung und inneren Bedürfnisse werden 10,000 fl. in angemessenen Fristen, als unverzinslicher, aber refundirlicher Vorschuß aus kirchlichen Rentenüberschüssen versprochen.

Nebauer setzte nun sogleich jene Exbenediktiner, die ihm ihre Bereitwilligkeit zum Eintritt in das neue Kloster ausgedrückt hatten, von dem entscheidenden Worte des Königs in Kenntniß. Er sieht in dem Entschlusse des Königs einen besonderen Zug der göttlichen Vorsehung, denn der allerhöchste Erlaß datire aus Rom, der christlichen Hauptstadt, — komme aus Italien, woher St. Utto

stamme, — sei ausgefertigt am 27. März, dem Feste des bayerischen Benedictinerapostels Rupert; den sofortigen Beginn des heiligen Werkes fordere nun die Ehre des Ordens, denn es handle sich um Sein oder Nichtsein, ihn fordere der sonst zu befürchtende Vorwurf der Welt, das Beispiel der heil. Vorfahren, die nun einmal bestehende Obliegenheit der früheren Profeß. Allein so eindringlich Nebauers Sprache sein mochte, es blieb doch nur Einer von allen Exbenedictinern ihm treu, P. Roman Raith von Metten, Pfarrer in Oberwinkling, mit dem er nun sogleich an das Werk schritt. Nachdem er zum erstenmale eine Frist von 4000 fl. aus Stiftungs-Concurrenzen erhoben, ließ er die Ausbesserung der Conventgebäude in Metten beginnen und sorgte für Beischaffung der inneren Einrichtung, ohne jedoch selbst schon im Kloster seine Wohnung zu nehmen.

Das bischöfliche Ordinariat hatte schon im September 1829 bei Nebauer angefragt, wie es das neue Kloster mit der hl. Regel und den Ordensstatuten halten wolle? — Nebauer antwortete im Februar 1830, daß er die ehemalige bayerische Benediktiner-Congregation, deren Statuten und Tagesordnung er beifügte, herzustellen beabsichtige, was von der oberhirtlichen Stelle um so mehr gebilliget ward, als hienach keinerlei Approbation mehr nöthig war.

Endlich am 31. März 1830 hielten die beiden Benedictiner Ildephons Nebauer und Roman Raith ihren Einzug und nahmen Besitz von dem neu errichteten Kloster, und an demselben Tage, an dem vor 27 Jahren die Conventualen Mettens in die weite Welt hinausgestossen worden waren, am 1. April 1830 beteten zum erstenmale wieder zwei ehrwürdige Mönche im tausendjährigen Stifte. Aber Alles war hier wüst und leer: die beiden Gründer

fanden keine Victualien, keine Dienerschaft, keine Einrichtung, keine Küche, kein Refektorium, keinen Garten, keine eigene Kirche, denn die Pfarrei war ihnen noch nicht verliehen, und sie standen einsam da ohne Alles, was wesentliches Bedürfniß eines wohlbestellten Klosters ist; nur der Segen des Himmels waltete sichtbar. Bald meldeten sich sechs Candidaten zur Aufnahme, am 28. Mai wiederhallten die Klostermauern zum erstenmale wieder von lautem gemeinschaftlichem Chorgebet, am 31. Mai fand die erste Einkleidung von Novizen statt und — am Pfingstdienstag den 1. Juni 1830 wurde das Kloster durch den Regierungspräsidenten v. Mulzer aus Passau und Bischof Sailer von Regensburg feierlich eröffnet. Der äußere Bau war vollendet.

Aber wie prekär war lange Zeit die Stellung und der ganze Bestand des neuen Stiftes! Nicht nur war keinerlei Dotation gegeben, es wurden nicht einmal die versprochenen Vorschüsse aus Stiftungsconcurrenzen gewährt. Die äußerste Noth, Mangel selbst der nothwendigsten Bedürfnisse bedrängte die junge Pflanzung und schon war es an dem, daß sie dem Drucke der Umstände erliegen sollte, als am 13. Jänner 1832 König Ludwig, bewogen durch die dringenden Vorstellungen des braven und angesehenen Exbenedictiners Amandus Höcker aus Oberaltach und des Regierungs-Präsidenten Eduard von Schenk, die Summe von 50,000 fl. „als Fundirungs-Vermögen bestimmte, womit eine Oekonomie angekauft werden könne, wenn man es nicht für dienlich erachte, sie verzinslich anzulegen." Die Dotationssumme genügte bei der bekannten großherzigen Gesinnung des Herrn v. Pronath, um von ihm das ganze Oekonomiegut zu erwerben und dadurch den Bestand des Klosters zu sichern. Herr v. Pronath überließ das Oekonomiegut um den

geringen Preis von 40,000 fl. und bedingte nur baare Bezahlung und auf ewige Zeiten das Einstandsrecht in der Art, daß im Falle einer nochmaligen Auflösung des Klosters das ganze Besitzthum um denselben Preis wieder an ihn oder seine Erben zurückgehen sollte. Am 31. Oktober wurde auf dieser Grundlage der Kaufscontract abgeschlossen. — Das folgenreichste Ereigniß des Jahres 1832 war aber der Eintritt einer Anzahl sehr würdiger Säcularpriester in das Kloster, von denen allein zu erwarten war, daß sie demselben nach Innen die nöthige Consistenz verleihen würden. Es waren dies die Herren Leonard (Gregor) Scherr, gegenwärtig Erzbischof von München-Freising, Anton (Rupert) Leiß, jetzt Abt von Scheyern, Sebastian (Bonifaz) Wimmer, jetzt Abt von St. Vincent in Nordamerika, Wolfang (Xaver) Sulzbeck, gegenwärtig Pfarrer von Michaelsbuch, und Joseph (Pius) Bacherl † 1844.

Allein „omne quod excellens opus et sublime futurum est, Difficiles orsus habet incrementaque tarda“: so glücklich das Jahr 1832 für das Kloster war und so sehr in demselben die Hoffnung blühte, daß bei entsprechendem Fortgange der Bestand der neuen, annoch schwachen Stiftung bald gesichert sein möchte, ebenso traurig ging das nächste Jahr für Metten auf. Schon am 13. Dezember 1832 hatte Fürst Wallerstein, der neue Minister des Innern, Metten besucht und ihm bereits bei dieser Gelegenheit ein baldiges Ende prophezeit. Herr v. Pronath mußte den Kaufsvertrag in Betreff des Oekonomiegutes auf 30,000 fl. ermäßigen und als er sich dazu verstand, wurde auch dies nicht mehr angenommen, — unter dem Volke aber ging das Gerücht, daß man damit umgehe, an einem anderen Orte eine Benediktiner-Abtei zu errichten, nach Metten aber einstweilen ein Franzis-

kanerkloster zu versetzen. Gleichwohl wurden dem Kloster um diese Zeit die Pfarreien Neuhausen und Edenstetten zugetheilt.

Am 23. Sept. 1834 hatte das Kloster zum erstenmale die Freude, den neuen Bischof Franz Xaver Schwäbl in seinen Mauern begrüßen zu dürfen und an ihm für alle Zukunft den zärtlichsten Vater, den eifrigsten Vertheidiger und umsichtigsten Berather zu gewinnen, der ihm in der nun beginnenden Zeit der Trübsal stets hilfreich und tröstend zur Seite stand. Am 20. Dezember 1834 erschien ein Manifest des Staatsministeriums über die Errichtung der Benedictiner-Abtei St. Stephan in Augsburg, worin bereits ein vollkommen ausgebildetes System in Bezug auf Orden und Klöster dargelegt ist. Mit einem Federstrich wird das bisher bestandene vernichtet und Neues an seine Stelle gesetzt. Die vorzüglichsten Artikel waren:

„Die versprochene Abtei werde von Metten nach Augsburg verlegt und zum ersten Abt ernenne der König mittels Dekret den ehemaligen Benediktiner von Ottobeuern Barnabas Huber. Das Stift Augsburg übernehme die Studienanstalt, das Noviziat und die ganze Bildung und Leitung des Ordens in Bayern: daher gehe die königliche Dotation von Metten auf Augsburg über, während Metten fortan nur mehr ein von Augsburg abhängiges Priorat bilde, das jener Abtei in dem bei den Benedictinern üblichen Verhältnissen der Priorate und Expondituren (!!) untergeordnet sei und seine Wirksamkeit auf die Seelsorge zu beschränken habe. Die Vertheilung der Religiosen zwischen den Prioraten Metten und Ottobeuern und der Abtei stehe ausschließlich dem Abte zu. Eine der nächsten Aufgaben des Abtes sei die Revision der Ordensstatuten, wobei das Lehramt als Hauptgesichtspunkt festzuhalten, alles übrige diesem unterzuordnen, also

namentlich das Chorgebet zu beschränken und überhaupt eine Ordensverfassung zu schaffen sei, die der Bildung für Wissenschaft und Lehrfach die nöthige Entwickelung sichere, und gegen jede Abweichung von diesem gesetz- und verfassungsmäßigen Standpunkte volle Bürgschaft leiste. Die revidirten Ordensstatuten habe alsdann der König zu genehmigen und erst nach erhaltener königlicher Bestätigung seien sie der kirchlichen Sanktion zu unterstellen*)." Am Schlusse dieses Aktenstückes wird der Benediktiner-Orden gelobt als ein von politischen Tendenzen ganz unberührter, ursprünglich deutscher (!) und wegen seiner würdigen Haltung von allen Meinungen gleich geachteter Orden. Das Manifest war vollkommen würdig des Mannes, der um jene Zeit sich sogar erbot, selbst in Wallerstein ein Benedictinerkloster zu errichten, jedoch „unter dem Vorbehalte des Präsentationsrechtes auf die vacanten Priors- und Conventualstellen aus der Gesammtzahl der Benedictiner Bayerns" (Döllinger XI. S. 1617. Nr. 7). In dieser Weise wollte man, da bei dem entschiedenen Willen des Königs die Errichtung von Klöstern nun einmal nicht mehr zu umgehen war, doch ihren gefürchteten Einfluß durch Unterdrückung ihrer Selbstständigkeit niederhalten.

Metten hatte sich bisher aus sich selbst, aus eigenem inneren Drange entwickelt; der Geist, der hier herrschte, war ein kirchlicher und die Glieder des Klosters wollten vor Allem Mönche sein; dies sollte anders werden. Am 18. August 1835 machte der Abt von Augsburg bereits seinen ersten Besuch in Metten, verordnete die sofortige Aufhebung der dort seit mehreren Jahren eingerichteten Lateinschule und kündigte die baldige Versetzung mehrerer

*) G. Döllinger, Verordnungen VIII, 811—815.

Conventualen nach Augsburg an; daß die im Benedictiner-Orden bestehende **stabilitas loci** eine perpetuirliche Transferirung ausschließe, ward nicht berücksichtigt. Der 20. Okt. 1835 war der traurige Tag für das dem Untergang bestimmte Kloster, der dem Herzen der Mutter die geliebten Kinder entriß. Die P. P. Bonifaz Wimmer, Rupert Leiß und Xaver Sulzbeck waren zum Lehramte nach Augsburg, P. Wolfgang Schicker zur Seelsorge nach Ottobeuern abberufen worden und am genannten Tage reisten sie ab. Manche Thräne floß bei dem traurigen Abschiede und nur die Hoffnung des Wiedersehens linderte einigermaßen den Schmerz.

Jedoch nun begann auch die Reaction unscheinbar, aber wirksam ihr Werk. Als Petrus, das Oberhaupt der Kirche, gefesselt im Kerker schmachtete, da betete die ganze Gemeinde unabläßig für seine Befreiung. Dieses Beispiel befolgte die Gemeinde Metten und das umwohnende Volk, als man die Mehrzahl der Conventualen gleichsam verbannt und, wie man sich damals auszudrücken pflegte, in die babylonische Gefangenschaft abgeführt sah. Nach dem Vorgange der Frau von Pronath wurden allenthalben in der Gegend Betstunden veranstaltet, Fürst Alexander v. Hohenlohe, dieser große Mann des Gebetes, nahm eine besondere Andacht vor, Bischof Schwäbl veranstaltete in Regensburg eine neuntägige Andacht, an vielen Orten stiegen heiße Gebete zum Himmel empor, daß die Tage der Heimsuchung für das geliebte Kloster abgekürzt würden, und der Himmel verschloß sich nicht. Die schnelle Rückkehr des früheren Zustandes und das von nun an überraschende Emporblühen des Klosters zeigt es deutlich, — das jetzige Metten ist ein Kind des Gebetes.

Herr Prior Nebauer, ein gar zu ängstlicher und zaghafter Mann, fühlte sich dem Drucke der Umstände nicht

mehr gewachsen und bot schon im Februar 1836 seine Resignation an, wodurch er den ersten Anlaß gab, wegen Wiedererlangung der Unabhängigkeit Mettens Schritte zu thun; — die Lateinschule zu Metten wurde in der weiten Umgegend schwer vermißt und die Bitte um ihre Wiederherstellung an den König gebracht; — Herr v. Pronath ermäßigte für den Fall der Zurückgabe voller Selbstständigkeit an Metten seine Forderung für das Oekonomiegut freiwillig auf 30,000 fl. ohne Baarerlage; — der Convent selbst richtete eine ausgezeichnet motivirte Eingabe zu diesem Zwecke an den König; — viele fromme und gelehrte Priester gaben ihren Entschluß kund, in Metten, wenn es wieder selbstständig wäre, sogleich einzutreten; — der Herr Regierungspräsident Eduard v. Schenk wandte sich ebenfalls mit der Bitte an den König, Metten die Selbstständigkeit wiederzugeben und um dasselbe flehte in einer schönen Eingabe der edle Bischof Xaver von Regensburg. „Er habe die Erbschaft Sailers angetreten, schreibt der Bischof, er sei also gehalten, für dieselbe auch zu sorgen. Viel Gutes sei in Metten bereits geschehen gewesen, als plötzlich das schöne Werk der Schöpfung Sr. Majestät zur Ruine geworden. Doch nur eines huldvollen Wortes bedürfe es und die Ruine werde wieder zum herrlichen Werke erstehen und ganz Niederbayern die vollendete Schöpfung der Weisheit und Gerechtigkeit König Ludwigs jubelnd und segnend begrüßen. Nur um Ein Wort der Gnade bitte er, um das Wort: Metten sei wieder selbstständig, mit freier Aufnahme der Novizen, mit freier Wahl eines neuen Oberen und mit Beständigkeit im Profeßkloster."

Diesen Vorstellungen konnte der edle Sinn des wohlwollenden Monarchen nicht widerstehen: König Ludwig gab dem Ministerium seinen Entschluß kund, daß Metten selbstständig sein solle und sprach diesen seinen Willen

bereits am 2. November 1836 definitiv aus. Die P. P. Bonifaz Wimmer und Rupert Leiß kehrten nun sogleich nach Metten zurück; P. Xaver Sulzbeck verblieb noch ein Jahr als Gast in Augsburg.

Metten war selbstständig und war es durch den entschiedenen persönlichen Willen des Königs. Das Ministerium veröffentlichte die k. Entschließung am 20. November 1836 und stellte in seinem Erlasse das Stift St. Stephan in Augsburg rühmend als nachzuahmendes Vorbild für den ganzen Orden hin, indem alle Unbefangenen aller Confessionen über das musterhafte Wirken dieses Klosters einstimmig seien*).

Noch ist aus diesem Jahre (1836) ein Conflict zwischen dem erzbischöflichen Ordinariate München-Freising und der Regierung von Oberbayern anzumerken. Die Regierung verlangte, das Ordinariat möge die an die neuen Benedictinerklöster gemachten Vorschüsse aus Kirchenstiftungen als unrefundirlich erklären. Dies verweigerte das Ordinariat und da die Regierung solches höchst mißfällig aufnahm, erwiederte der Erzbischof Lothar Anselm

*) Der passendste Commentar hiezu ist ein Schreiben des Abtes Barnabas von St. Stephan vom 16. Sept. 1836, worin er ein traurigeres Bild von seinem Kloster entwirft: „es mangelt jene abgeschlossene Zurückgezogenheit, es mangelt die Stille der Einsamkeit, es mangeln viele Uebungen und Lebensweisen, die in dem Bilde eines Benediktinerklosters durchaus nicht fehlen dürfen. So wie es sich bisher gestaltet hat, ist es ganz geeignet, die Meinung zu begründen, als wären die Mitglieder desselben einzig und allein bestimmt, Professoren und zwar für die Lebensdauer Professoren zu sein. Eine solche Existenz ist nicht geeignet, tüchtige Männer anzuziehen und das so nöthige Vertrauen einzuflößen...“ S. „Das Recht der Kirche und die Staatsgewalt in Bayern.“ Schaffh. 1852. S. 211.

am 13. März 1836 gemessen und würdevoll: „Gleichwie die Kirche es bedauert habe, daß man ihr durch die Säkularisation die so vielseitige Hilfe gewährenden klösterlichen Institute entzogen, so wünsche sie nun nichts sehnlicher, als die Erfüllung des Concordats in Betreff der Klöster; aber nicht durch Belastung der ohnehin gedrückten Kirchenstiftungen habe dies zu geschehen, sondern durch Herausgabe eines Theiles der eingezogenen Renten. Nur die kirchlichen und staatsrechtlichen Motive hätten ihn geleitet, die Ueberzeugung auszusprechen, daß die geforderte Zustimmung ohne Pflichtverletzung nicht geschehen könne. Uebrigens solle man nur den katholischen Bayer bei seiner alten Glaubensüberzeugung lassen und schützen und es werde sich finden, ob nicht früher oder später einst wieder Klöster durch wohlgegründete fromme Stiftungen entstehen"*).

In Metten legte der bisherige Prior P. Ildephons Nebauer am 29. November 1836 sein Amt nieder und am 11. Jänner 1837 wurde P. Rupert Leiß zu seinem Nachfolger erwählt. Eine der ersten Sorgen des neuen Priors war der Ankauf der Realitäten des Herrn v. Pronath und schon am 3. Februar 1837 wurde der Kaufsvertrag abgeschlossen, das ganze Oekonomiegut nebst dem Bräuhaus wurde um die Summe von 30,000 fl. erworben, wozu noch 6000 fl. für die durch besonderen Vertrag erworbenen Utensilien und Vorräthe kamen. Eine Baar-Erlage fand nicht statt. Für den Fall, daß das Kloster je wieder aufgehoben, versetzt oder mit einem andern vermengt werden sollte, behielt sich Herr v. Pronath das Recht des Rückkaufs vor. Diese Bedingung des Rückfalls kehrt auch bei fast allen Schankungen an das Kloster

---

*) Vergl. „Das Recht der Kirche und die Staatsgewalt in Bayern." S. 215.

wieder und zeigt, wie wenig Vertrauen man in die Zukunft hatte. — Erst jetzt brachte das Kloster auch den Conventgarten nebst der Gärtnerwohnung an sich.

Am 15. März 1837 schickte der neue Prior durch gütige Vermittlung des Herrn Dekans und Landtags-Abgeordneten Dr. Weinzierl von Regensburg eine Adresse an Seine Majestät den König, worin er im Namen des ganzen Conventes seinen Dank für die jüngsten königlichen Verfügungen ausspricht, aber auch wahre Freiheit und Selbstständigkeit als einziges Rettungsmittel für die Zukunft in Anspruch nimmt. Er offenbart sein Bestreben, vor Allem auf das eigentliche klösterliche Moment Rücksicht zu nehmen und erklärt, daß nur durch volle Freiheit der Bewegung innerhalb den Schranken der bürgerlichen und kirchlichen Gesetze des Klosters Entwicklung und Fortschreiten bedingt sei, denn sie allein sei im Stande, das so sehr gesunkene Vertrauen auf Anstalten dieser Art zu heben und dadurch deren Aufkommen zu ermöglichen.

Herr Weinzierl wurde vom Könige auf das freundlichste empfangen, hörte die günstigsten Aeußerungen Sr. Majestät über Metten und versicherte den Herrn Prior seiner Fürsprache bei der Ständekammer. Er löste auch wirklich sein Wort getreulich ein, konnte aber bei der gereizten und den Klöstern feindlichen Stimmung der Kammer keinen Erfolg erzielen. „Ich kenne, hielt er der Kammer vor, nur ein einziges Kloster in Bayern, welches hergestellt scheinen könnte: es ist dies das nun selbstständige Priorat Metten, dem 50,000 fl. als Dotation angewiesen wurden. Allein es hat dieselbe wieder an die Studienanstalt in Augsburg abtreten müssen, so daß die ganze gegenwärtige Fundation besteht a) aus Renten-Ueberschüssen der Kirchenstiftungen mit 10,000 fl., b) aus Einkünften zweier Pfarreien und c) aus Meßstipendien.

Wenn ich nun hinzufüge, daß die Zuschüsse aus den Cult-Stiftungen zurückbezahlt werden müssen und daß dem *Kloster bereits* mit Exekution gedroht wurde, daß ferner das Kloster **nicht** einmal die ihm früher incorporirten Pfarreien erhielt, daß weder die Pfarrevenuen noch die Meßstipendien eine Staatsdotation sind und daß es mit 30,000 fl. Schulden „in Gottes Namen", wie der fromme Prior schreibt, angefangen hat, so habe ich doch wohl nicht mehr zu fragen: ist durch dieses einzige, vom Staate offenbar nicht dotirte Kloster Metten dem Concordate Genüge geleistet"*)? Die Kammer antwortete hierauf durch eine scharfe Verwahrung, die sie gegen jegliche Verleihung von Pfarreien an Klöster einlegte, was jedoch nicht hinderte, daß Se. Majestät noch im Laufe dieses Jahres dem Kloster die Pfarrei Stephansposching übergaben.

Nun kam für Metten auch der Zeitpunkt, wo es sich nicht mehr blos um materielle Opfer handelte, wo vielmehr Gott von dem Klösterlein das erste Opfer höherer Art forderte. Die neue Pflanzung wollte sich im Gnaden-Element entwickeln und im Geistesleben nach Innen erstarken, dazu aber bedurfte sie heiliger und eifriger Fürbitter im Himmel. Das Kloster hat daher seit dieser Zeit eine unverhältnißmäßig große Anzahl ächter Religiosen in den Himmel vorausgeschickt und es ist kein Zweifel, daß vorzüglich ihrem Flehen der sichtbare Segen zuzuschreiben ist, der seit zwanzig Jahren auf dem Kloster ruht. Die Reihe der in Metten selig Entschlafenen eröffnet P. Placidus Zumfelder, ein Muster klösterlicher Tugenden. Ihm folgten bisher 14 Priester und 3 Profeß-Kleriker nach.

Gegen Ende des Monats Oktober 1837 fand die

---

*) Landtagsverhandl. 44. Sitzg. Bd. VII. 386.

Eröffnung eines Studienseminars und einer Lateinschule mit 2 Klassen in Metten statt; ins Seminar waren 11, in die Lateinschule 20 Knaben aufgenommen worden. Dieß ist der unscheinbare Anfang eines Institutes, welches jetzt an Schülerzahl von wenigen, an Tüchtigkeit seiner Leistungen vielleicht von keinem ähnlichen im Vaterlande mehr übertroffen wird.

Noch ehe das Jahr 1837 sich schloß, ging in den höheren Kreisen der Landesverwaltung ein Personal- und Systemwechsel vor sich, indem an die Stelle des Fürsten Wallerstein der Herr v. Abel zum Minister des Innern ernannt ward. Es war eine nicht genug zu preisende Fügung der göttlichen Vorsehung, daß sie gerade in jenen Tagen, da mit den Kölner Wirren eben ein neuer Abschnitt der Menschengeschichte sich zu entwickeln begann und wo die Kirche zum zweiten Male seit der Reformation zu offenem Kampfe in die Schranken treten mußte, daß sie gerade damals unseren König mit Männern umgab, denen nichts mehr am Herzen lag, als der Triumph der tief gekränkten Kirche und das wahre Heil des Vaterlandes. Die nun folgenden zehn Jahre bilden einen Glanzpunkt in der Geschichte Bayerns, sie vereinigen Alles, was in den schönsten Perioden der deutschen Geschichte vereiniget war, — die Förderung der Religion und den biederen, kräftigen deutschen Sinn und Geist. Bayern war von nun an zehn Jahre ein Schild und Eckstein der deutschen Kirche, sein König der Schirmvogt und Hort des Glaubens, und man konnte damals sagen, in Oesterreich sei die Kirche **ecclesia dormiens**, in Bayern **ecclesia triumphans** und im übrigen Deutschland **ecclesia militans**.

Das folgende Jahr 1838 brachte die Errichtung des Klosters Scheyern und schon am 29. Mai mußten sich

die PP. Gregor Scherr, Xaver Sulzbeck und Pius Bacherl von Metten dorthin begeben, um das von Sr. Majestät dem Könige reich dotirte Kloster einzurichten und einstweilen zu versehen. Am 25. September wurde der Prior P. Rupert Leiß von Sr. Majestät zum Propst des neuen Klosters ernannt und resignirte nach erlangter Dispens vom Gelübde der Stabilitas loci sein Priorat Metten, worauf er am 22. Oktober für immer von dem Kloster Abschied nahm. Von dieser Zeit an ist in Bayern kein Benedictiner-Kloster ohne die Beihilfe Mettens gegründet worden. Nicht lange jedoch war das Kloster verwaist. Schon am 29. Oktober wurde der noch in Scheyern abwesende P. Gregor Scherr zum Prior erwählt und einhellige Freude beseelte über diese glückliche Wahl den ganzen Convent. Neues Leben zog nun wieder ein in dem Kloster, Alles athmete nach Zweifel und Ungewißheit wieder frei und frisch auf und man sah getrost froher Zukunft entgegen. Es wäre unziemlich, wollte ich mich an eine Schilderung der Verdienste des Erwählten wagen, denn Bayern kennt Ihn bereits: — Er glänzt durch Gottes und des apostolischen Stuhles Gnade in der ersten kirchlichen Würde des Vaterlandes, auf dem erzbischöflichen Stuhle des hl. Korbinian zu München-Freising. Was Metten unter ihm geworden, ist allbekannt.

Im folgenden Jahre 1839 wurde die Pfarrei Michaelsbuch dem Kloster übergeben. Mehrere tüchtige Priester traten in das Noviziat ein, — das Kloster war in jeder Hinsicht im erfreulichsten Wachsthum begriffen und gab Hoffnung, von Tag zu Tag schönerer Blüthe entgegen zu gehen. Niemand war darüber mehr erfreut, als Herr Bischof Schwäbl, der überhaupt seinem „lieben Metten“ mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit zugethan war; er berichtete den guten Stand des Klosters eigenhändig an

den König und schrieb unterm 17. Dez. 1839 dem Prior, daß Se. Majestät darüber große Freude geäußert und beigefügt hätten, seine Erwartungen seien bereits weit übertroffen worden.

Das Jahr 1840 brachte denn endlich zur Reife, was in den drei vorhergehenden angebahnt worden war. Der Herr Minister v. Abel ersuchte den H. H. Bischof um seine Zustimmung, daß der König auf Grund eines schon früher gemachten Vorbehaltes Metten zur Abtei erhebe. Zugleich wurde dem Kloster eine Dotation von 50,000 fl. aus der kgl. Kabinetskasse angewiesen und als einige Tage darauf, den 17. Mai, der Herr Prior dem Könige bei Seiner Anwesenheit in Regensburg seine Aufwartung machte, wurde er von Sr. Majestät mit den Worten angeredet: „Sie sind Prälat!" Am 19. Mai eröffnete die k. Regierung dem Herrn Prior bereits amtlich die Erhebung des Priorates zur Abtei und seine Ernennung zum ersten Abte mit dem Beisatze, daß in Zukunft immer freie Abtswahl stattzufinden habe.

Am 5. Juni fand die institutio canonica des neuen Abtes durch den Hochwürdigsten Herrn Bischof statt. Von weltlicher Seite war Herr Regierungspräsident v. Beisler erschienen. Der Herr Bischof brachte selbst Ring und Pectoralkreuz für den Abt mit, und nachdem Herr Domkapitular Rothfischer in der Stiftskirche ein Hochamt celebrirt hatte, ging das übrige Ceremoniell im großen Saale vor sich. Der Herr Bischof eröffnete den Akt mit einer Rede, worin er besonders die Mittel und Kräfte andeutet, durch welche der Orden stets so große Erfolge in der Cultur des Bodens, wie in der Cultur des Geistes und Herzens der Völker erreicht habe. Er bezeichnete als solche einerseits die Natur und Wesenheit eines Ordens als eines korporativen Zusammenlebens,

wo die Kräfte gesammelt, nach Einem Geiste gebildet, nach Einem Ziele verwendet werden, — anderseits die Pflege der höheren Ascese und klösterlichen Disciplin, als wodurch der göttliche Segen bedingt sei und worin eine geheime Macht ruhe, das menschliche Herz zu rühren und zu begeistern für das Höchste und Eine, was der Menschheit Noth thut. Er ermahnte den Abt, daß er seine Gemeinde leite mit der Würde eines Vorstandes, mit der Milde und Liebe eines Bruders, mit der Weisheit eines Vaters und mit dem Ernste eines Wächters der Zucht. „Verharren Sie, sprach er, auf der ruhmvollen Bahn, welche die Geschichte Ihres Ordens Ihnen vorzeichnet: sammeln Sie die einzelnen Kräfte zu jener Gesammtheit, in welcher das Geheimniß, Großes zu wirken, enthalten ist; — bewahren Sie die Pflege der im Geiste des Ordens ruhenden höheren Ascese, die den Religiosen nicht finster macht, sondern seinem ganzen Wesen jene Heiterkeit mittheilt, welche der lebendige Ausdruck und das Siegel des im Innern waltenden Friedens und Gottvertrauens ist." Man kann keine treffendere Schilderung des in einem disziplinirten Kloster herrschenden Geistes entwerfen, als in diesen wenigen kraftvoll hingeworfenen Zügen gegeben ist*). Nachdem auch der Herr Regierungspräsident einige Worte an die Versammlung gerichtet, ließ der H. H. Bischof den Abt die Eidesformel beschwören. — Zu gleicher Zeit gab das k. Ministerium dem bayerischen Gesandten in Rom selbst ohne Wissen und Willen des neuen Abtes den Auftrag, für denselben die Pontifikalien zu erwirken, und Herr Bischof Schwäbl schloß sich nachher diesen Schritten an: — so sehr war damals die weltliche wie geistliche Regierung

*) Schwäbls Hirtenworte. Regbg. 1842. S. 296 ff.

für die Erhöhung des Klosters besorgt. Leider war es dem H. H. Bischof nicht mehr gegönnt, in eigener Person die feierliche Benediction des Abtes vorzunehmen.

Dem königlichen Gnadenakte der Dotation, welcher dem Kloster im Zeitlichen freiere Bewegung gestattete, folgte alsbald ein anderer nach, welcher bestimmt und geeignet war, die geistige Thätigkeit des Conventes zu erweitern. Metten sollte das k. Erziehungsinstitut für Studierende in München übernehmen mit der Aussicht, daß das großartig angelegte Stift St. Bonifaz bald eröffnet und dann das genannte Institut mit demselben vereiniget werde. Herr P. Xaver Sulzbeck wurde zum Director des Instituts ernannt, und am 12. Oktober 1840 reisten auch die PP. Willibald, Bonifaz, Placidus, Augustin und Michael in die Hauptstadt ab. Groß war in Hinsicht auf den ohnehin noch nicht überflüssig starken Personalstand des Klosters dieses Opfer und ungemein schwierig im Anfang die Stellung der in München wirkenden Conventualen; nur der in den kirchlichen Orden ruhende Geist völliger Entsagung machte es möglich, daß dieses harte Opfer so unerwartet lange Zeit gebracht werden konnte. Die Eröffnung von St. Bonifaz verzögerte sich von einem Jahre zum andern, und auch als es errichtet war, konnte es noch mehrere Jahre das Institut nicht übernehmen, da seine Personalkräfte zu langsam die hierzu erforderliche Stärke erlangten. So ist es gekommen, daß Metten selbst heute, nach einem Zeitraume von achtzehn Jahren noch nicht alle seine Conventualen hat zurücknehmen können, nachdem es in dieser langen Zeit immer seine besten Kräfte auswärts verwenden und in Folge dessen die im Kloster selbst wirkenden in einer Weise mit Arbeiten überbürden mußte, daß selbst des Kräftigsten Muth, Kraft und Gesundheit allgemach hätte erliegen mögen.

Im Jahre 1841 begann Herr P. Bonifaz Wimmer seine Bemühungen wegen Erwerbung und Herstellung des Klosters Wallersdorf, ohne jedoch einen Erfolg erreichen zu können. Ein schwerer Verlust, ein harter Schlag traf in diesem Jahre das Kloster: sein größter Wohlthäter und Freund, Bischof Schwäbl war seit dem 12. Juli 1841 nicht mehr. Noch sterbend hatte er an „sein liebes Metten" gedacht und seinen Bischofsstab nebst einer Mitra für den Abt bestimmt, sowie er auch einen ewigen Jahrtag für seine Seele im Kloster stiftete. Er hatte sich schon lange auf die feierliche Benediction des Herrn Abtes gefreut, sollte sie aber nicht mehr erleben: am 5. September 1841 nahm Herr Weihbischof Urban dieselbe vor.

In den ersten Tagen des Monats April 1842 erfolgte die definitive königliche Entscheidung, daß Weltenburg als Kloster wieder hergestellt und ihm eine bedeutende Summe (90,000 fl.) als Dotation zugewiesen werden solle. Am 25. August 1842 wurde das neue Kloster durch den hochwürdigsten Herren Bischof Valentin im Beisein des Herrn Abtes von Metten und der Herren Regierungspräsidenten v. Beisler und v. Zu-Rhein als Priorat feierlich eröffnet und Herr P. Xaver Sulzbeck von Sr. Majestät zum ersten selbstständigen Prior ernannt. Zwei andere Conventualen von Metten blieben ebenfalls noch ein Jahr lang in dem neuen Kloster.

Vom 25.—30. September 1843 wurden auf Anordnung des Hochwürdigsten Herrn Bischofs zum ersten Male in Metten geistliche Exercitien gehalten. P. Deharbe aus der Gesellschaft Jesu leitete dieselben: der Herr Bischof selbst, der Herr Abt, 64 Weltpriester und der ganze Convent nahmen daran Theil. — Einige Tage zuvor hatte der Herr Abt der feierlichen Benediction des zum Abte erhobenen Propstes von Schehern beigewohnt.

Am 14. März 1844 starb der ehrwürdige Stiftsprior P. Ildephons Nebauer, der Wiederhersteller des Klosters, ein unermüdet thätiger Mann, hochstehend an Frömmigkeit und Wissenschaft. — Am 14. Juli 1844 hatte das Kloster die Ehre, den Herrn Bischof Valentin in seinen Mauern zu bewirthen. Er benahm sich mit dem Convente wegen seines Planes, ein Knabenseminar im Sinne des Tridentinums zu errichten und dasselbe dem Kloster Metten anzuvertrauen. Nach Beseitigung vielfacher Schwierigkeiten erfolgte die Eröffnung desselben im Oktober 1844, indem vorläufig nur Schüler der ersten 2 Klassen der Lateinschule aufgenommen wurden; jedoch ward bestimmt, daß bis zum Schlusse des Gymnasiums alle Jahre eine neue Klasse errichtet werden solle. Bei diesen Umständen drängte das unabweisbare Bedürfniß dazu, den großen Saal in eine Studienkirche umzuwandeln, welche im Auftrag des Hochwürdigsten Herrn Bischofs von dem Herrn Abte benedicirt wurde. Das Kloster hatte nicht nur die Lehranstalt und das bischöfliche Seminar mit Lehrern, Direktoren und Präfecten zu versehen, sondern war auch mit der vollen Verpflegung der Zöglinge beauftragt. Zum Direktor seines Seminars ernannte der Hochwürdigste Herr Bischof den Herrn P. Utto Lang, der bis 1848 zugleich als Subrector die ganze Anstalt leitete.

Eine besondere Begünstigung des Hochwürdigsten Herrn Bischofs erfuhr das Kloster dadurch, daß unterm 5. November 1844 die Stiftskirche wegen des Andranges so vieler Beter und Büßer mit den Privilegien der Wallfahrtskirchen ausgestattet wurde und jeder Ordens-Beichtvater die Vollmacht erhielt, alle Tage von allen bischöflichen Reservatfällen zu absolviren.

Im Jahre 1845 wurden aus dem in Kempten und

Memmingen aufbewahrten Büchervorrathe ehemaliger Kloster-Bibliotheken eine bedeutende Menge alter literarischer Werke dem Kloster überlassen, wobei jedoch der Staat sich das Eigenthumsrecht vorbehielt; auch wurde in diesem Jahre der westliche Tract des bischöflichen Seminargebäudes aufgeführt.

Im April des Jahres 1846 hatte Se. Majestät der König Ludwig das ihm angebotene Klostergut Andechs aus dem für das Stift St. Bonifaz bestimmten Dotationskapital von 200,000 fl. um die Summe von 65,000 fl. angekauft und das k. Ministerium stellte nun an Metten das Ansinnen, daß eines seiner Mitglieder alsbald die Verwaltung von Andechs übernehme. Herr P. Rupert Mittermüller wurde dahin abgesandt und demselben auch die Pastoration der Pfarrei Erling und das Amt eines Wallfahrts-Direktors von Andechs übertragen. Zu gleicher Zeit wurde dem Hochwürdigsten Herrn Abte Gregor auch eine Summe von 30,000 fl. eingehändigt, um damit die innere Einrichtung des Stiftes St. Bonifaz in München zu beschaffen. — Von besonderer Bedeutung ist aus diesem Jahre die Gründung einer Benedictiner-Colonie und Mission in Nordamerika durch einen Conventualen des Klosters Metten. Herr P. Bonifaz Wimmer siedelte nämlich im Juli 1846 mit einer Anzahl tüchtiger Laienbrüder und einigen Klerikal-Adspiranten nach Pennsylvanien über und gründete dort in der Diözese Pittsburg das Kloster St. Vincent, welches sich mehr der ursprünglichen Lebensweise der Benedictiner, dem **opus manuum** näherte. Herr P. Bonifaz errichtete hier ein Studienseminar zur Heranbildung eines einheimischen Klerus, verwaltete die Seelsorge über die deutschen Einwanderer und hatte in seinen Unternehmungen so günstigen Erfolg, daß er bald neue Kolonien gründen konnte.

Durch ihn erstreckte sich die Wirksamkeit des Mutterstiftes Metten bis über unsern Welttheil hinaus. Im Jahre 1855 erhielt er in Rom die Würde eines Abtes.

Im Laufe des Jahres 1847 legte der bisherige selbstständige Prior von Weltenburg, Herr **P.** Xaver Sulzbeck, sein Amt nieder und kehrte, nachdem er neuerdings die Dispens vom Gelübde der Ortsbeständigkeit erlangt hatte, wieder nach Metten zurück. Als auch sein Nachfolger nach wenigen Monaten schon wieder resignirte, sollte am 1. Mai 1848 in Metten eine neue Wahl stattfinden. Sie fiel auf **P.** Max Pronet, welcher mit der Bedingung zusagte, daß er den H. H. **P.** Emmeram Seebauer ständig mit nach Weltenburg nehmen durfte. — Im Jahre 1847 wurde in Metten mit königlicher Genehmigung auch das Gymnasium eröffnet. Herr **P.** Xaver Sulzbeck übernahm **pro** 18$\frac{47}{48}$ das Rectorat der Studienanstalt und die Professur der ersten Gymnasialklasse.

Als im Dezember desselben Jahres Fürst Wallerstein zum zweiten Male Minister wurde, erging nach wenigen Wochen ein Dekret, welches die Congregation der Redemptoristen in Altötting als aufgehoben erklärte. Dadurch wurden viele Gemüther sehr aufgeregt und zur Beschwichtigung ward versprochen, ein Benedictinerkloster in Altötting zu errichten, es allenfalls von Metten aus besetzen zu lassen und ihm die Wallfahrt anzuvertrauen, — ein Beweis, daß das Vertrauen auf das Kloster schon sehr hoch gestiegen war. Zwar vereitelten die politischen Wirren, die Abdankung König Ludwigs und die schnellen Ministerwechsel diese Pläne, allein es hatten doch schon Unterhandlungen zwischen dem Bischofe von Passau und der k. Regierung stattgefunden.

Nachdem im Sommer 1849 der Neubau des Seminargebäudes nach Norden vollendet worden war, über-

nahm der Herr Bischof Valentin sein Knabenseminar auf eigene Rechnung und Verwaltung, leistete aber dem Kloster für Herstellung der großen Bauten, sowie für Haltung des Vorstandspersonals eine jährliche Entschädigung.

Im Jahre 18⁵⁰⁄₅₁ wurde das Gymnasium completirt und 1851 unter dem Vorsitz des Herrn Professors Dr. v. Lasaulx als Studienkommissärs das erste Absolutorium mit dem glücklichsten Resultat gehalten. Im Jahre 1854 wurde auf von Metten ausgegangene Anregung ein kirchlicher Kunstverein für die Diözese Regensbnrg unter dem Protectorate des Hochwürdigsten Herrn Bischofs und des Hochwürdigsten Herrn Abtes von Metten ins Leben gerufen; Herr Direktor P. Ildephons Lehner, der Begründer des Vereines, war auch der erste Vorstand desselben, bis mit dem Jahre 1857 Herr Dompropst Dr. Zarbl in Regensburg die Leitung übernahm.

Am 6. Januar 1856 unterzeichnete Seine Majestät König Maximilian II. ein Dekret, welches Seiner päpstlichen Heiligkeit den bisherigen Abt Gregor Scherr von Metten als Erzbischof von München vorschlug. Die Präconisation desselben erfolgte zu Rom, nachdem all sein Widerstreben ohne Erfolg gewesen, den 19. Juni desselben Jahres; am 3. August wurde er in München von dem päpstlichen Nuntius Monsignor de Lucca feierlich zum Bischof consecrirt und mit dem erzbischöflichen Pallium bekleidet, am 28. August als Erzbischof eingeführt und inthronisirt. Möge der Herr ihm seine neue, erhabene Stellung ebenso leicht und angenehm machen, als die Uebernahme derselben und das Scheiden aus seinem Kloster ihm schwer und schmerzlich war, — möge er mit Glück und Segen regieren **ad multos annos!**

Man kann sich leicht denken, wie betrübend für das Kloster Metten der Verlust eines Oberen sein mußte, der

es seit achtzehn Jahren in guter und schlimmer Zeit geleitet und zu solcher Blüthe gebracht hatte. Doch für jeden Schmerz hat die Vorsehung ein Heilmittel bereitet; dieß bewährte sich auch hier, als am 15. Juli 1856 der bisherige Director des bischöflichen Knabenseminars, der Hochwürdigste Herr P. Utto Lang als neuer Abt mit großer Stimmenmehrheit aus der Wahlurne hervorging. Die Gegenwart liegt außer dem historischen Gebiete, und die Rücksicht auf Bescheidenheit gestattet mir nicht, mehr zu sagen, als daß die Freude über das Resultat der Wahl in und außer dem Kloster eine allgemeine war. Es war ein schönes, erhebendes Fest, als am 26. Oktober Se. Excellenz der Hochwürdigste Herr Erzbischof Gregor seinen Nachfolger auf dem Abtsstuhle von Metten in der Stiftskirche feierlich benedicirte. Die Gegenwart des Hochwürdigsten Herrn Bischofs Valentin von Regensburg und des Herrn Abtes Dr. Haneberg von St. Bonifaz in München verherrlichte die seltene Feier. Gott der Herr verleihe Glück und Segen und lange Regierung dem geliebten Abte Utto II.!

§. 5.
Pädagogische und literarische Thätigkeit Mettens.

„Ihm ward
Im fernen Wald ein Haus gegeben,
Wo er im Umgang weiser Lehrer wuchs.
Hier ward sein Geist mit Wissenschaft genähret,
Die Weisheit floß ihm hell und lieblich zu,
Rein von dem trüben Schaum der Schulgelehrten.
Hier lehrst du ihn, o Tugend, wie der Mensch
Den Ewigkeiten lebt; ihn lehrt die Klugheit
(Nicht jene falschberühmte, die jetzt herrscht),
Die Kunst, sich selbst und Andre zu beglücken.
Man zeigt ihm früh (die Weisheit liebt die Jugend)
Der Künste Werth und großer Geister Würde.“

Wielands Zemir.

Wir haben nun die Geschicke des Klosters Metten während eines tausendjährigen Zeitraumes beobachtet, haben seine Gründung, sein Wachsthum und seine Blüthe gesehen, sind dann mit schwerem Herzen an dem Grabe seines tausendjährigen Bestandes gestanden und haben es endlich gleich dem Phönix aus Schutt und Ruin zu neuem Leben und glanzvollerem Wirken wieder auferstehen sehen. Wir haben uns überzeugt, daß die Herstellung der neuen Verhältnisse nicht an Einem Tage und nicht ohne schwere Kämpfe vor sich ging und daß die Himmlischen dem Kloster nichts ohne Anstrengung gegeben haben, — alta die solo non est exstructa Corinthus. Aber nicht minder ist es uns auch klar geworden, daß klösterliche Institute heute noch ebenso zeitgemäß sind wie vor tauseud Jahren und in den Zeiten des späteren Mittelalters, und daß der sociale Zug unserer Zeit, wie er in allen Zweigen des Lebens Vereine ins Dasein ruft, so selbst wider Willen auch der Ehrenretter der geschmähten Klöster werden

mußte. Keine Association hat je so Großes geschaffen wie die Klöster, und soll in irgend ein modernes Innungsinstitut der Keim der Dauer und schöpferischer Fruchtbarkeit gelegt werden, so wird man auf die alten christlichen Ordensregeln als Vorbild zurückgreifen müssen. Das Mönchswesen ist nicht bloß eine eigenthümliche Lebensform der katholischen Kirche, es ist ein wesentliches Element des religiösen Lebens überhaupt und deßhalb sagt Dubois in seiner „Geschichte der Abtei Morimond" ebenso wahr als schön: „wie in einer Armee Helden nöthig sind, so in einer Religion die Mönche." Jedem christlichen Orden liegt nun eine eigenthümliche Idee zu Grunde, deren treibende Kraft aus der Constellation der Zeitverhältnisse entfließt und in deren Lebensgestaltung seine Sendung sich vollzieht. Das Gefühl der Nothwendigkeit solcher Genossenschaften fiel wie ein Saame in den Acker der Geschichte und sie erwuchsen naturgemäß als die rechtzeitige Arznei gegen die Krankheit und gegen das Bedürfniß der Zeit. Das Verderbniß des Cäsarenthums rief die Orden des Orients hervor; als die Sturmfluth der Völkerwanderung verlief, traten auf den Bergen und Hügeln (**montes Benedictus amabat**) die Benedictiner heraus; die Cluniacenser fanden ihre Erweckung in der Verkommenheit des Weltklerus und in dem tyrannischen Drucke der weltlichen Macht; — die Cisterzienser in den anarchischen Zeiten des 12. Jahrhunderts als Vertheidiger des Papstthums gegen das Königthum; die Franziskaner als Lehrer der armen Sklaven, die Dominikaner in den Streitigkeiten der Waldenser und Albigenser, die Jesuiten am Protestantismus: — jeder Orden hatte eine bestimmte, mit den Zuständen der Zeit in Verbindung stehende Aufgabe, in deren Erreichung er der Welt und der Menschheit seine Schuld bezahlte.

Die geräuschlose, beharrliche Pflege der Wissenschaften im Dienste der Religion, eine unermüdete Sorgfalt für Bildung und Gesittung war es, welche dem Benedictinerorden von jeher seine ehrenvolle Stellung in der Weltgeschichte errang, — und dazu lagen die Keime schon unverkennbar in den wohlberechneten Vorschriften der Regel des hl. Stifters. Mabillon hat die Wahrheit dieser Behauptung in seiner berühmten Abhandlung über die Mönchsstudien treffend erwiesen, und auch sonst ist es ruhiger und vorurtheilsfreier Betrachtung nie entgangen, daß die günstigen Erfolge, mit welchen die Thätigkeit des Ordens für Wissenschaft und Bildung stets gekrönt wurde, eine nothwendige Folge jener weisen Vorschriften waren. Darum gehört Benedict von Nursia unter die größten Wohlthäter der Menschheit, seine Verdienste sprechen aus den Studien der Benedictiner und Männern wie der hl. Bonifacius, und ohne ihn wäre selbst Karl der Große nicht gewesen, was er der Bildung war, denn sein größtes Werk, die Bildung des bildenden Standes wäre ihm schwerlich gelungen, wenn ihm nicht der ehrwürdige Benedictinerorden entgegen und zuvor gekommen wäre. Wenn dieser Orden auch gerade kein ursprünglich deutscher ist, wie in dem Manifest des k. b. Ministeriums des Innern vom 20. Dez. 1834 mit eigenthümlicher Geschichtskenntniß verkündet wird, so ist Deutschland doch durch ihn civilisirt worden; jede Zelle, die er gründete, jedes Kloster, das er baute, war damals für einen weiten Umkreis ein Lichtpunkt, von welchem milde Sitten und gesetzliche Ordnung ausströmten; die Benedictinerklöster waren Jahrhunderte lang die einzigen Freistätten, wohin der Rest der Bildung sich flüchtete, weil der Glanz der Heiligkeit diese Stätten umgab. Hier allein entfalteten sich noch schöne Blüthen der Frömmigkeit und wissenschaftlicher Durch-

bildung, es entstanden herrliche Bibliotheken, die Kloster-Archive bildeten sich zu Fundgruben für die Geschichte, in Bauten und Kirchengeräthen hatten die Künste freien Spielraum.

Welches wird nun in unseren Tagen Bestimmung und Aufgabe des Benedictiner-Ordens sein? Ist sie eine andere als in alten Tagen, genügt die Regel des hl. Stifters nicht mehr und ist das Verlangen nach „zeitgemäßen Abänderungen" derselben, wie es uns bei der Geschichte der Wiederherstellung Mettens so oft begegnet ist, in den Bedürfnissen unserer Zeit begründet? — Diese Frage dürfte durch eine kurze Schilderung des heutigen Metten die beste Erledigung **ad hominem** finden.

Es ist bereits gesagt worden, daß Metten seit seiner Wiederherstellung sich rein aus sich selbst, im Geiste und auf der Grundlage der Regel des hl. Benedict entwickelt hat; es hat die heilige Regel des Ordens so durchgreifend zur Norm und Form seines Lebens genommen, daß gegenwärtig bei der Reformirung verschiedener Benedictinerklöster des Auslandes die Einrichtung Mettens als Richtschnur dient. Wenn es nun bei so gewissenhaftem Festhalten an dem Geiste und größtentheils auch an dem Buchstaben der vom hl. Benedict im 6. Jahrhundert entworfenen Regel moralische Geltung sich erworben hat und in der bezeichneten Sphäre eine ebenso erfolgreiche, als ausgedehnte Wirksamkeit entfaltet, so wird man nicht lange fragen können, ob **quoique** oder **parceque**, sondern man wird eingestehen müssen, daß der Benedictiner-Orden auch in unseren Tagen nach göttlichem Plane noch eine große Sendung zum Heile der Menschheit zu erfüllen hat und daß in seiner Regel gleichsam eine unzerstörbare Wurzel mit ewig frischer Triebkraft liegt.

Und so ist es auch. Ich erwähne nichts davon, daß

Metten auch heute noch gleich den alten Klöstern eine stets offene Hütte der Gastfreundschaft und ein Vorrathsmagazin der Armuth für einen beträchtlichen Umkreis bildet, ich übergehe auch Vieles Andere und rede nur noch von dem Antheile, den es, getreu der oben gezeichneten Bestimmung des Benedictinerordens, an der Bildung und Erziehung der vaterländischen Jugend nimmt. — Schon gleich nach seiner Eröffnung im Jahre 1830 eröffnete das neue Kloster eine Lateinschule, welche jedoch im Jahre 1834 wieder geschlossen werden mußte. Nachdem hierauf Metten die für kurze Zeit verlorene Selbstständigkeit wieder erlangt hatte, wurde auch alsbald wieder an die Errichtung einer Studienanstalt gedacht und dieselbe im Jahre 1838 mit 12 Zöglingen eröffnet. Dieses Institut mußte jedoch nicht bloß bald wegen der stets wachsenden Zahl der Zöglinge erweitert werden, sondern schon nach wenigen Jahren wurde auch noch ein neues, und zwar für ärmere Zöglinge, errichtet. Im Jahre 1844 übernahm das Kloster auch das von dem hochwürdigsten Herrn Bischof Valentin von Regensburg errichtete Knabenseminar, im Jahre 1847 erhielt es das Gymnasium und der Zudrang ist so groß, daß in dem abgelaufenen Studienjahre 1857—58 bereits 375 Zöglinge Aufnahme fanden, obwohl wegen Mangel an Räumlichkeiten seit Jahren immer viele Aufnahmgesuche abgewiesen werden müssen. Unter den 29 Gymnasien Bayerns wird dasjenige des Klosters Metten an Schülerzahl nur mehr von 4 übertroffen.

Sämmtliche Zöglinge der Anstalt leben in den bereits genannten drei Seminarien (I. und II. Klosterseminar und bischöfliches Knabenseminar) unter beständiger Aufsicht ihrer priesterlichen Vorgesetzten, welche mit gewissenhafter, aufopfernder Sorgfalt und wahrhaft väterlicher

Liebe für ihre Erziehung in wissenschaftlicher, moralischer und physischer Beziehung Sorge tragen. Der Unterricht wird den Zöglingen der drei Seminarien gemeinschaftlich ertheilt und richtet sich nach dem in Bayern allgemein geltenden Studienplan. Man überläßt es anderen, über das Verderben zu deklamiren, welches durch die Lectüre der heidnischen Klassiker über die Welt komme, und zeigt statt dessen den Jünglingen die Art, wie sie dieselben nicht nur ohne Schaden, sondern nach dem Vorbilde des hl. Augustinus (**confess. III.**, 4) sogar mit großem Nutzen lesen mögen. Metten ist das einzige Gymnasium in Bayern, an dem schon seit 1853 neben den klassischen Büchern des heidnischen Alterthums auch die nicht minder formschönen, dabei aber von höherem Gehalte erfüllten Erzeignisse christlichen Genies den Schülern erklärt und diese mit den Heroen der christlichen Literatur, den heiligen Vätern und Lehrern ihrer Kirche bekannt gemacht werden, — ein Vorgehen, dessen entschiedene Nützlichkeit bereits längst allgemein einleuchten sollte. Sämmtliche Lehrer sind Priester und Conventualen des Klosters und leben ihrem Berufe mit so erfolgreichem Eifer, daß nach Ausweis der Absolutorialprüfungen Metten in wissenschaftlicher Beziehung keiner Anstalt des Landes nachsteht. Wer die Sache ruhig überlegt, wird dies nicht einmal wunderbar finden, indem auf Schüler und Lehrer gar viele günstige Umstände förderlich einwirken. Während sich selbst überlassen der Studierende oft manche kostbare Stunde versäumt, drängt hier eine angemessene Tagesordnung zur Benützung der Zeit, treibt beständige Aufsicht zu ruhigem, geordnetem und eifrigem Studium an. Die Lehrer sind sämmtlich Priester und Ordensmänner, die ohne jegliche Nebenrücksicht mit reinem Eifer nur der Sache dienen und in all ihrem

Thun immer die Devise ihres Ordens vor Augen haben: „*ut in* **omnibus glorificetur Deus.**“ Den einzelnen Lehrern erleichtern ihre Verhältnisse die Erwerbung gelehrter Durchbildung: die zu Gebote stehenden Hilfsmittel einer mit der Zeit und Literatur sich immer vermehrenden Bibliothek, das Freisein von vielen zerstreuenden und störenden Einflüssen, der Umgaug mit gebildeten, erfahrenen Mitbrüdern. Unberührt von dem herrschenden Zeitgeiste und den Meinungen des Tages sind sie im Stande, diese mit Ruhe zu beobachten und schärfer ins Auge zu fassen; die nie unterbrochene seelsorgliche Beschäftigung giebt ihnen die nöthige Lebenserfahrung und Kenntniß des menschlichen Herzens. Der im Orden ruhende Geist der Entsagung macht sie die Mühen des Erziehungsgeschäftes leichter ertragen, und die Gesellschaft, der sie angehören, giebt ihnen ein geheiligtes Ansehen und höhere Autorität, ein wichtiges Element in der Erziehung.

Für die körperliche Ausbildung der Zöglinge ist außer einer wohleingerichteten Turn- und Schwimmschule durch tägliche längere Spaziergänge in den herrlichen Umgebungen des Klosters, bald an den reizenden Ufern des majestätischen Donaustromes, bald auf den waldigen Hügeln und Bergen des Bayerwaldes gesorgt. Hier trinken die glücklich zu nennenden Jünglinge in vollen Zügen die reine Luft der Berge, die würzigen Düfte des Waldes und all ihre Glieder erlangen Kraft und Gelenkigkeit aus der frischen Uebung oft anstrengenden Spieles. Keiner ist, der da im Klosterhofe oder auf dem Campus Martius, **vulgo** Kälberweide „**indoctusque pilae discive trochive quiescat**“ und jedem bildet jene Zeit einen anmuthigen Lichtpunkt in seiner Erinnerung, da er hier schnellfüßig fröhliche Ballspiele trieb

oder auf dem Himmelberg am Kegelspiel sich' erfreute. Weithin dringt „der Ruf" dieser Spiele und die Aerzte sagen, daß solche **exercitia clamorosa** jungen Leuten sehr zuträglich seien. Rechnet man zu all diesen Vortheilen noch die große Zuträglichkeit einer regelmäßigen Lebensweise, so wird man den stets außerordentlich guten Gesundheitszustand der Zöglinge und ihre blühenden Gesichter begreiflich finden, wodurch sie bei ihrer Heimkehr die Herzen ihrer Mütter erfreuen.

Das Wichtigste aber und der glänzendste Vorzug dieser Anstalt ist die getreue Sorgfalt, welche der Bildung der Sitten, der eigentlichen Erziehung der studirenden Jugend von den frommen Ordensmännern gewidmet wird. Auch in dieser Hinsicht wird wiederum Jeder, der weiß, wie mächtig die allgemeine Ordnung und Umgebung wirken, schon vor Allem den Umstand wohl beachten, daß diese Anstalt auf dem Lande liegt. Stets umgeben von Gottes freier Natur, im Genusse ihrer gesunden Luft und ihrer erhebenden und kräftigenden Einwirkung, dagegen allen bösen Lauten und Gewöhnungen der Stadt entzogen, wachsen hier die Knaben gesund und kräftig in naturgemäßer Entwickelung auf und alles Edle, von ihrer Unschuld bis zur höchsten Tugendblüthe, kann ungestört und ungetrübt gedeihen. Allerdings, ich gestehe es, wissen Viele auch an einer öffentlichen Anstalt, unüberwacht und sich selbst überlassen von den sie umgebenden Gefahren sich zu trennen und sie beugen ihre Kniee nicht vor dem Götzen der Welt. Ja, wo außerordentliche Zufluchtsstätten der Jugend unmöglich geworden, da wird Gott durch außerordentliche Gnaden es vielfach ersetzen: denn auch in der Gluth des Feuerofens vermag er die Seinigen zu schützen. Aber deßhalb bleibt es in der gewöhnlichen Ordnung der Dinge

doch immer wahr, daß die studierende Jugend den tödtlichsten Pfeilen ausgesetzt ist — besonders in unseren Tagen, wo nicht nur in den Städten, sondern vielfach auch bereits in der Wohnung des Landmanns das biedere, schlichte, zuchtvolle und gottesfürchtige Familienleben immer mehr und mehr schwindet, um dem Luxus und der Frivolität die Stelle zu räumen, wo Mode und Lectüre, Beispiel und Gesellschaft, Gewohnheit und Sitte sich verschworen haben, die Blüthe der Jugend zu brechen und ihre Unschuld in den Staub zu treten. All diesen Verführungen sind nun hier die glücklichen Jünglinge entrückt, und nicht bloß dieß, — es kommen auch noch positiv fördernde, absichtlich hebende Einflüsse hinzu. Alle Zöglinge wohnen in geschlossenen Seminarien beisammen: „geschlossene Seminarien aber, sagt Herder eben so wahr als schön, sind eine der vorzüglichsten Garantieen der Völkerwohlfahrt. Alle Gesellschaften, die fortdauern wollten, legten solche Seminarien an, auf welche sie, wie auf Pflanzstätten und Conservatorien ihrer selbst, den größten Fleiß und die sorgsamste Obhut wandten. Man weiß ja, daß unbesät gerade der fruchtbarste Acker das meiste Unkraut trägt: ebenso schießen gute Köpfe, wenn ihnen bearbeitende Pflege mangelt, geil und wild in Ranken empor und kommen vielleicht nie zu besserer Zucht und Wartung“ (Adrastea: sämmtliche Werke X, 228).

Diese bearbeitende Pflege finden hier die Zöglinge in der beständigen Ueberwachung der priesterlichen Institutsvorstände. Alle Thätigkeit dieser Institute hat ihren Grund und Boden in dem christlichen Lebenszwecke und ist denselben lebendig zu machen bestrebt. Die Erziehung ist da die leitende Macht, welche den Knaben zu einem wahrhaften Christen und lebenstüchtigen Menschen fortführt: sie wird in Wort und Beispiel, in Ordnung

und Zucht, in Gewöhnung, Unterricht und Uebung, kurz in allen fördernden Einflüssen kundgegeben — die hindernden hemmt sie und hält sie ab. Die ganze Lebensordnung dieser Institute, wie sie aus achtjähriger Erfahrung vor mir steht, möchte ich in den zwei Worten andeuten: „**ora et labora**", und dies ist der Lebensweg, den die Edlen und Weisen der alten und der späteren Zeit vorangegangen sind. Da außerdem die nothwendig ernstere Haltung priesterlicher Lehrer sich unwillkürlich dem weichen biegsamen Gemüthe der Jugend mittheilt, so gestaltet sich ihre Bildung an Kopf und Herz um so sicherer zu einem festen Baue, der den Stürmen des Lebens ruhig Trotz bietet. Von dem, was man Kopfhängerei nennt, ist hier keine Spur zu entdecken und der Studirende kann und darf nirgends in der Welt so „fröhlich in Ehren" sein, wie hier im beständigen unmittelbarsten Zusammenleben mit vielen Altersgenossen; Furcht vor Noviziatluft und Mönchsgeist sind lächerliche Phantome.

Der Lebensberuf ist das zweite Ziel, welches, auf jenem gründend, die Wirksamkeit der Anstalt leitet und die Thätigkeit jedes mitwirkenden Gliedes sowohl im Unterricht als zu jeder anderen Zeit bestimmt. Und eine solche Erziehung, wo wie hier Andacht, Studium und Erholung in gemessenen Stunden auf einander folgen und die Willkür durch die Regel gebändiget ist, wo Ein großes Streben Allen vor Augen schwebt, wo jugendlicher Frohsinn mit Umsicht geweckt und gezügelt wird, wo der Räuber der Unschuld verbannt, Fleiß und Gebet dagegen, die Pfleger der Unschuld, gefeiert sind: hat eine solche Erziehung nicht die vollste Bürgschaft für den Erfolg? Ich glaube die Antwort hierauf unbesorgt dem Urtheile des denkenden Theiles der Leser überlassen zu dürfen.

Ich erwähne nur noch in Kürze einige Attribute der

Anstalt und des Klosters. Schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts war in Metten auch ein Theater eingerichtet, auf welchem mit größtem Pomp lateinische und deutsche Schauspiele aufgeführt wurden, von denen mehrere sogar im Drucke erschienen. Auch in neuerer Zeit hat Herr Direktor P. Ildephons Lehner wieder ein Theater eingerichtet und die Studierenden haben bereits sehr schöne Stücke in deutscher, lateinischer und französischer Sprache, ja selbst große Opern und Melodrame trefflich und mit allgemeinem Beifall dargestellt. Eine Anzahl eigens für diese Bühne gedichteter und auf derselben aufgeführter Dramen ist bereits im Drucke erschienen und mit Beifall aufgenommen worden. Ich halte es nicht für nothwendig, darauf hinzuweisen, daß diese dramatischen Vorstellungen noch einen höheren Zweck als den bloßer Unterhaltung haben, weßhalb ich bloß nebenbei noch das Urtheil des bei allen Partheien beliebten Denis aus seiner Selbstbiographie anführe. Er schreibt: „diese Einrichtung der Studententheater, wodurch Jünglinge gewöhnt wurden, ohne Furcht öffentlich zu sprechen, wodurch Sprache, Stellung, Geberde, das ganze Aeußere gebildet, die Ausdrucksweise geläufiger wurde, diese Pflanzschule der Redner beschuldigten in unseren Zeiten Leute, die nach Neuerungen begierig waren, als ob die den Schulen bestimmte Zeit mit Auswendiglernen der Rollen und mit Vorbereitungen zur Ausführung verschwendet würde, — obwohl alle Schulvorstände, denen das Wohl der Jugend am Herzen lag, nur die freien Zeiten außer der Schule anwandten, um die Schauspiele zu üben *)." So wurde es in den alten Jesuitenschulen gehalten und nicht anders hält man es in Metten, und

*) Histor. polit. Blätter XVI., 532.

wer den Eifer und die Freude kennt wovon bei Aufführung eines neuen Stückes die ganze Anstalt glüht, der wird nicht in Zweifel sein können, daß diese Einrichtung in bester Weise das Utile zum Dulce fügt. Man hat nie gehört, daß dadurch die Studien wären beeinträchtiget worden, wohl aber, daß sie neue Frische und Lebendigkeit aus diesen Unterhaltungen empfingen.

„**Claustrum sine armario quasi castrum sine armamentario**“ oder ein Kloster ohne Bibliothek gliche einer Veste ohne Rüstkammer, war ein zum Sprichworte erhobener Satz des Mittelalters; — treffend wahr, da das Leben eines Geistlichen ohne Wissenschaft und somit auch ohne Bücher keinen Halt und keine Bedeutung hat. Das Kloster Metten hat diesen Satz in keiner Weise zu scheuen: denn einerseits besitzt die Klosterbibliothek gegenwärtig bereits über 30,000 Bände ausgewählter Werke besonders der theologischen, historischen und philologischen Literatur, aus verschiedenen Schankungen von Privatpersonen und eigener Anschaffung erworben; — anderntheils ist die für die Anstalt eigens errichtete Studienbibliothek bereits sehr reich an den besten Werken der neueren Literatur, wobei es sich von selbst versteht, daß hier die strengste Auswahl stattfindet und nichts zugelassen wird, was nur im geringsten einem jugendlichen Gemüthe zum Anstosse gereichen könnte. Juvenals schönes Dictum „**maxima debetur puero reverentia**“ ist da entscheidende Norm und herrschender Grundsatz, vor dem freilich der Unflath unserer meisten sogenannten deutschen Klassiker nicht bestehen kann. Auch diese Bibliothek zählt bereits über 1500 Bände und wiegt durch den Vorzug der Auswahl viele größere Büchersammlungen auf.

Die Studienkirche besitzt einen schönen gothischen Altar von Herrn **P.** Ildephons Lehner, mit einem

äußerst lieblichen, werthvollen Gemälde der unbefleckt empfangenen Jungfrau von Fr. Lukas Schraudolph, dem Fiesole des Klosters. Mönche von Metten haben den ganzen Altar vollendet, keine andere Hand hat an demselben gearbeitet. Und wer sollte sich darüber wundern? Die Kunst, die gleich dem Worte und der Schrift nur der Ausdruck des Wahren und Schönen in eigenthümlicher Form ist, hat sie nicht ein gutes Recht darauf, daß sie von allen jenen geübt werde, die sich bemühen, die Seelen ihrer Nebenmenschen zur Anschauung des Unsichtbaren zu erheben? Der Christ opfert beim Eintritt in das friedliche Dunkel der Klosterhallen mit seiner Seele und seinem Leibe Gott auch jede Fähigkeit auf, die er von ihm erhalten hat, und so lebten stets in den Klöstern ebenso gut Baumeister, Bildhauer, Maler und Musiker, als sich Schriftsteller und Redner in denselben ausbildeten. Am Altare verschmelzen alle Brüder opfernd und betend in Ein gottgeweihtes Licht: aber sowie sie in ihre Zellen zurückkehren, ist das Licht in Strahlen zerlegt und jeder von ihnen stellt in eigenthümlicher Art einen Strahl der göttlichen Schönheit dar. Darum ist es ganz natürlich und in dem vollendeten Bilde eines wohlgeordneten Klosters wesentlich, daß es auch die holde Uebung der Künste von seiner Thätigkeit nicht ausschließe, sondern dieselben liebevoll pflege, wie es in Metten denn auch geschieht. Die Thätigkeit, welche in unserer Diözese seit einigen Jahren auf diesem Gebiete durch den Kunstverein sich entfaltet und bereits in weite Kreise wirkend wird, sie ist vorzüglich von Metten ausgegangen.

Da man nun einmal nicht gewohnt ist, Kunst und Wissenschaft als gesonderte Begriffe zu behandeln und zu besprechen, so ziemt sich vielleicht auch noch ein Blick auf die literarische Thätigkeit des Klosters, obwohl nach Allem,

was bereits über dessen Wirksamkeit vorgebracht wurde, dieß überflüssig erscheinen möchte. Es versteht sich von selbst, daß Männer, die einer so angestrengten Berufsthätigkeit leben, nicht viele Zeit zur Abfassung von Schriften erübrigen werden, sowie schriftstellerische Erzeugnisse auch keineswegs allein, ja nicht einmal zumeist es sind, die auf einen regeren Betrieb der Wissenschaften und ernste Studien schließen lassen. Die gediegensten Männer bleiben oft aus mehrfachen und ehrenvollen Gründen jeder Autorschaft ferne und manches Volk und Land hat seine Literatur, „aber geschrieben ist sie nicht." Dennoch haben mehrere Conventualen auch die Literatur mit Werken bereichert, welche wohl beweisen, daß die Bibliothek im Kloster kein todter Schatz ist. Der Freund der Gelehrsamkeit nennt mit Achtung den Namen des seligen P. Karl Ammer und seine profunden Abhandlungen über „die mosaischen Schöpfungstage," „die Lage des Paradieses" und „die Chronologie des Lebens Jesu;" Herrn P. Rupert Mittermüllers „Geschichte Mettens" ist allgemein geachtet und seine Dissertation über „die Rupertsfrage" hat anerkanntermassen ungemein viel beigetragen, diese Frage der Entscheidung näher zu bringen; des Herrn P. Xaver Sulzbeck Biographieen des hl. Wolfgang und Corbinian sind bekannt und Herrn P. Benedict Braunmüllers Abhandlungen über das Erziehungswesen in den ersten 4 Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung sind dem Erforscher der kirchlichen Alterthümer unentbehrlich. Ich überhebe mich der Aufzählung aller übrigen gelehrten Arbeiten mehrerer anderer Conventualen, denn diese wenigen Andeutungen zeigen bereits, daß solche Männer vollkommen auf dem Niveau der Zeitbildung stehen und somit gar wohl würdig sind, daß ihnen das Vaterland die Unterweisung und Erziehung seiner Jugend anvertraue.

Zu allen Zeiten war auch die Wichtigkeit der edlen Tonkunst anerkannt; Shakspeare fürchtet einen Menschen, der die Musik nicht liebt und das Mittelalter hat mit richtigem Gefühl und verständiger Würdigung ihrer Vorzüge der Musik eine Stelle in seinem Quadrivium eingeräumt. Wie im alten Metten gerade diese Kunst mit der größten Vorliebe gepflegt wurde, ist bereits erzählt worden. Schon vor dreihundert Jahren pflegte man dort geehrte Gäste mit Concerten zu unterhalten und mehrere Mettener Mönche haben Compositionen veröffentlicht, die mit Beifall aufgenommen wurden. Es scheint, daß die Liebe und Pflege der Tonkunst als ein schönes Erbgut vom alten Metten auf das neuere übergegangen sei, denn schwerlich werden an einer anderen Anstalt musikalische Talente mehr ermuntert, als es hier geschieht. Mehrere Mitglieder des Conventes vereinigen ihre Bemühungen mit denjenigen der vom Stifte eigens bestellten Musiklehrer, häufige Productionen spornen den Eifer, wecken die Freude und das Kloster scheut für diesen Zweck selbst Opfer nicht. So könnte leicht noch manches Andere angeführt werden, um das Bild dieses Stiftes zu vervollständigen, dessen Wirken sich mit der Zukunft des Vaterlandes verbinden wird. Jedoch ich muß endlich einmal gewaltsam abbrechen, denn ich käme sonst an kein Ende. Indem ich schließe, glaube ich Metten das Lob vindiciren zu dürfen, welches der gelehrte Ziegelbauer in seiner „Historia rei literariae ordinis S. Benedicti“ I, 279 einem anderen Kloster ertheilte: „est Musarum domicilium, literarum emporium, artium palaestra, eruditionis et doctrinae officina, morum et virtutum magistra, sedes sapientiae.“ Der große Dichter hat Recht:

„Der gewiß hat sich wohl gebettet,
Der aus der stürmischen Lebenswelle
Zeitig gewarnt sich herausgerettet
In des Klosters friedliche Zelle;
Der die stachelnde Sucht der Ehren
Von sich warf und die eitle Lust,
Und die Wünsche, die ewig begehren,
Eingeschläfert in ruhiger Brust.
Ihn ergreift in dem Lebensgewühle
Nicht der Leidenschaft wilde Gewalt,
Nimmer in seinem stillen Asyle
Sieht er der Menschheit Jammergestalt."

Schiller in der „Braut von Messina."

II.

Deggendorf.



Deggendorf.

„Alß man zehlt dreyzehenhundert Jar
Und siben und dreyssig, das ist wahr,
Hat sich ein sach begeben
Zu Degkendorff im Bayerland,
Manichem Bidermann bekand,
Das sollt ihr mercken eben.
Und welcher meint, es sei ein mehr,
Der kom dahie an all beschwer,
Besech daz heilig Brote:
Und nemb daselbst ein besser khund
Und ruf Gott an zur selben Stund
An disem heyligen orte,
Daz ym verzigen werd sein sünd
Allhie in Zeit der gnaden,
Maria mit jhrem liben Kind
In hüt vor ewigem Schaden."

Andre Summer
(Uhland: deutsche Volkslieder II, 1017.)

Seit dem 1. April 1858 ist in Metten eine Postexpedition errichtet und durch tägliche Postomnibusfahrten die ununterbrochene Verbindung mit Straubing und Deggendorf hergestellt. Die Straße, welche, dem Laufe der Donau folgend, nach der letzteren Stadt führt, bietet dem Auge eine Reihe angenehmer Landschaftsbilder dar. Sowie wir aus den Obstbäumen Mettens heraustreten und freie Umschau genießen, präsentirt sich uns zur Rechten jenseits des Stromes und durch diesen von der Straße getrennt der Natternberg mit den Ueberresten seiner Burg,

um welche Geschichte und Sage ihren wundervollen Schleier weben. In geognostisch merkwürdiger Weise ist dieser noch zum Gebirgssysteme des Bayerwaldes gehörige Berg durch die Donau von diesem abgeschnitten und erhebt sich wie ein verlorner Posten völlig isolirt aus der niederbayrischen Ebene, welche vom rechten Donauufer weg unabsehbar sich ausdehnt. Ein paar hundert Schritte rechts von der Straße wälzt die Donau in majestätischer Ruhe ihre grünlichen Wogen dem ungastlichen Meere entgegen, und während der Ebene zwischen der Straße und dem Strome fettes Wiesengelände eine freundliche Füllung verleiht, steigen zu unserer Linken unmittelbar von der Straße die waldgekrönten Vorberge des Bayerwaldes in sanften, weichen Formen bereits zu einer beträchtlichen Höhe hinan. Auch hier, an den sonnigen Hängen dieser Vorderterrasse des bayerischen Waldes, zeitigte weiland die edle Bayerrebe jenen Wein, der heutzutage, nachdem seine Cultur sich auf den Uferstrich von Donaustauf bis Pondorf zurückgezogen hat, unter dem Namen Krukenberger einer nicht geringen Berühmtheit sich erfreut und gar häufig, wenn er von einer Reise ins Ausland zurückkommt, in seinem Vaterlande als trefflicher Rheinwein getrunken und belobt wird. Gegenwärtig nehmen hier wallende Saaten und brausende Wälder die Stelle des Weinstockes ein, der sich nur in den schönen Gartenanlagen bei Helfkam noch ein sehr bescheidenes Stückchen Land gerettet hat. Sowie wir das eben genannte Dörfchen hinter uns haben, ändert sich auf einmal die Scene. Die Bergkette, welche von Metten her neben der Straße sich hinzieht, weicht zurück und unser Blick schweift mit Wohlbehagen über eine weite, lichte Thalfläche, aus welcher uns die Stadt Deggendorf mit ihren hohen Thürmen und freundlichen Häusern gar lieb-

lich entgegenschimmert. Die Vorberge des Waldes ziehen um das Thal einen Halbkreis voll landschaftlichen Reizes und darüber hin schauen in ernster Majestät die Kuppen des Hauptgebirges selber herüber, der Greisinger Hochwald, der Dreitannenriegel, die hohe Hilling und der Vogelsang. Eine Stunde landeinwärts von der Donau theilt das Thal sich in das Graflinger- und Mühlbogenthal, jenes ausgetieft durch den Kohlbach, dieses vom Sauloch- und Höllbach durchschnitten, die sich mit einander vereinigen und dann unter dem Namen Bogen (die **Pogana orientalis** der alten Urkunden) langsam der Donau zufließen. Wo dieses Thal durch die Donau von der großen Getreideebene Niederbayerns abgeschnitten ist, liegt die Stadt Deggendorf, auf der West- und Südseite von dem Bogenflüßchen umspült, gegen Aufgang von Hügeln eingeschlossen, die eine herrliche Aussicht gewähren.

Manche größere Stadt spiegelt sich in den Wellen der deutschen Donau zwischen dem Schwarzwald und dem Krönungsfelsen zu Presburg, — eine schöner gelegene nicht. Alle Reize einer wahren Alpengegend schmücken die Umgebungen Deggendorfs, frischgrüne Matten, fruchtbare Saatfelder, üppige Wälder, munter rieselnde Quellen und über Felsen wild schäumende Bergbäche, großartig gestaltete Berghöhen und Thäler voll Anmuth. Wo du dich hinwendest, begegnen dir zur Rechten und zur Linken die lieblichsten Aussichten, die erquickendsten Gruppen für eine Seele guter Art. Ich hasse den geschmacklosen Ungestüm, mit dem man uns oft schwärmerische und erfundene Modegefühle für wirkliche Gegenstände aufdrängen will; aber wem auf dem Geiersberge, im Mühlbogenthal und an den übrigen schöneren Punkten um diese Stadt nicht ist, als umgebe ihn ein unsichtbares Leben, wem da nicht gut im Herzen und wonnig in allen seinen Sinnen

ist, — nimm du ihn, wenn du Lust hast, zum Freund, vertraue du ihm deine Geheimnisse und lege, wenn dir in großen Nöthen der Muth gebricht, den Kopf an sein Herz! Ich mag mit dem Manne nicht unter Einem Dache wohnen, der, wenn er gesund ist, an einer solchen Stelle nicht fühlt, daß um und über ihn der Tempel Gottes gewebt ist und der da nicht in der Fülle seiner Seele ausruft: es ist Alles gut gemacht!

In so schöner Gegend erbaute die Vorzeit diese Stadt, nicht eben groß, doch größer als viele andere, die größte im bayerischen Walde und darum wohl auch der Aufmerksamkeit des Geschichtsfreundes werth. Von der Geschichte und den Schicksalen Deggendorfs ist bisher nur wenig bekannt gewesen, obwohl es schon manchen harten Strauß bestanden, immer edle Treue gegen seinen Fürsten und aufopfernden Muth bewiesen hat, so oft es das Beste des Vaterlandes galt. Wenn mir nun eine etwas reichere Ausbeute geglückt ist, so möge man mir denn auch eine größere Ausführlichkeit gestatten und mich nicht kleinlicher Weitschweifigkeit beschuldigen, wenn ich auch minder wichtig scheinende Dinge der Erwähnung werth achte. Wer Weltgeschichte schreibt, mag über manche Einzelheiten leicht hinwegeilen, denn auf dem großen Felde, das er uns zeigt, verschwinden die kleineren Details, gleichwie von einem hohen Berge herab die kleineren Parthieen der Landschaft kaum noch unterschieden werden. In der Geschichte einer Stadt hingegen bilden geringere Vorkommnisse schon Katastrophen von einer solchen relativen Bedeutung, daß sie zur Vollendung des Geschichtsbildes beigezogen werden müssen*). —

*) Meine Quellen sind: M. B. XI. — Sartorius Memoria mirabilium Dei. Ingolstadt. 1604. — Maßl Gesch. d. wunderb.

„Vom ersten Anfang und Erbawung diser unserer Statt Deckendorff hab ich gleichwol bis anhero weder in Historien noch anderen Urkunden was finden oder lesen mögen. Aber allem Ansehen nach ist solche nit erst vor wenig, sondern vilen Jaren erbawen, mit Mauren umbgeben, mit Gräben allenthalben versehen und zur Stadt worden, anfangs wider der Ungeren, nachmals aber der Böhemen schädlich und verderbliche Ausfäll." So schrieb 1604 in seinem Bericht von dem hochwürdigen Sakrament zu Deggendorf Johannes Sartorius, Dechant und Pfarrherr daselbst, und was die älteste Geschichte der Stadt betrifft, läßt sich auch heute noch nicht viel mehr bestimmte Auskunft geben.

Es ist jedoch aus der Geschichte bekannt, daß die alten Deutschen sich gerne an Flüssen niederließen, wo neben Fischfang auch Weide für ihre Heerden sich befand und steile Anhöhen bei Ueberfällen die Vertheidigung erleichterten. Alle diese Vortheile gewährte die Gegend von Deggendorf. Die Donau gab reichlichen Fischfang, die Uferebene bequeme Weide, Wasser und Berge bildeten natürliche Schutzwehren und die nahen ungeheueren Wälder boten reichliche Jagd. Hier ließen sich wohl schon frühzeitig deutsche Einwohner nieder und unterhielten Verkehr mit den jenseits des Stromes wohnenden Römern, wenn auch bei der jeder Beschränkung abholden Sinnesart der

---

Hostien zu Deggdf. 1828. — Klämpfls Schweinach- und Quinzingau. 2. Aufl. Passau 1855, I. Abth. S. 230—249, bisher die eingehendste Geschichte der Stadt. — A. Müllers bayr. Wald. 2. Aufl. 1851. S. 94—97. Zerstreute Notizen in Hellersb. Jahrb. d. b. Volkes, bei Aventin, Oefele, Westenrieder u. a., endlich ungedruckte Urkunden und Aufzeichnungen des ehemal. Bürgermeisters Jos. Schreiner.

Deutschen noch nicht an eine mit Mauern eingeschlossene Stadt gedacht werden darf.

Auf den deutschen Ursprung der Stadt führt schon der Name Deggendorf. „Dorf“ ist ein uraltes deutsches Wort, daß schon unter den Agilolfingern gewöhnlich mit einem eigenschaftlichen Vorwort, wie Mühldorf, Steindorf, Kirchdorf, Altdorf vorkommt und eine Anzahl von Häusern bedeutet, deren Bewohner zu einer und derselben Gemeinde gehören, Gemeinderechte besitzen und gemeinschaftliche Pflichten auf sich haben. Degen (Tegen, Thegan, — Degenkind, ein männliches Kind) aber bedeutet einen tauglichen, brauchbaren, tapferen Mann, einen Freien, einen Kämpfer (Westenrieders **Glossarium I**, 99, 109, 579). Diese Ableitung des Namens scheint mir wenigstens natürlicher als diejenige des Herrn Klämpfl, der denselben von dem böhmischen Tecenjwez (Flußdorf) herleitet und daraus den Schluß zieht, Deggendorf sei von den Böhmen gegründet worden.

Urkundlich erscheint der Name Deggendorf zum ersten Male im Jahre 868 in einer Urkunde Ludwig des Deutschen *). Um diese Zeit, ehe die Stadt mit Mauern umgeben wurde, scheint dieselbe mehr gegen Norden hin gelegen zu sein, denn die Urkunden führen öfters eine Altstadt von Deggendorf an und verlegen sie in die Gegend der jetzigen Hafnerstadt. Die räuberischen Einfälle der Ungarn zwangen jedoch auch die Bewohner von Deggendorf, näher zusammen zu rücken und ihre Wohnungen mit Gräben und starken Mauern zu umgeben, hinter welchen sie sich erfolgreich gegen den feindlichen Anprall wehren

---

*) Teckendorf prope monasterium Altaha in pago Quincingowe situm, in territorio quod est Sweinaha et monasterium Altaha contiguum. Hund metr. II.

könnten. Es geht die Sage, die Stadtmauern Deggendorfs, für eine solche Stadt ein wahres Riesenwerk, seien schon im 10. Jahrhundert aufgeführt worden. Sie zogen in länglicher Runde mit 12 Schuh Dicke und 50 Fuß Höhe um die Stadt, mit Thürmen, Aufgängen und einer Dachung versehen. Zwischen der Stadtmauer und den Gebäuden, welche sie einschloß, war Raum gelassen, damit man durchfahren konnte und die Vertheidigung nicht erschwert wurde. Außer der Hauptmauer erbaute man eine niedrigere als Brustwehr für die Streiter und an diese schloß sich erst der tiefe und breite Stadtgraben, über welchen bei den Thoren Zugbrücken führten. So ward die Stadt bis zur Erfindung des Schießpulvers selbst einem mächtigen Feinde schwer überwindbar und wie Sartorius schreibt, dieser Orten gleichsam ein gemein Refugium und den hierum wohnenden ihrem Namen entsprechend ein deckender Schutzort bei feindlichem Ueberfall; dieß mag auch der Grund sein, warum Deggendorf nirgends unter den in dieser Gegend von den Ungarn zerstörten Ortschaften genannt ist, da ja bekanntlich diese wilden Horden auf ihren Raubzügen sich nicht mit der Eroberung befestigter Plätze aufhielten. Diese Befestigung Deggendorfs zeigt, wie viel Gemeinsinn in gemeiner Noth vermag, sowie sie auch zu dem Schlusse führt, daß die Stadt in jener Zeit kein unbedeutender Ort mehr gewesen sein kann. Die Fortifikationen sind längst der Zeit ans Herz gesunken, „diesem ewig lockenden Sirenenweib," das Stadtwappen nur erhält noch ihr Andenken: in rothem Felde ein Stadtthor mit aufgezogenem Fallgitter unter einem festen Thurme, an dessen beiden Seiten Abschnitte der Stadtmauer sichtbar sind, darüber die weißblauen bayerischen Rauten. Die Rauten beweisen, daß dieses Wappen von den bayerischen Fürsten verliehen wurde: diesen war die

Stadt unterthan, nie einem adeligen Zwingherrn, und schon in alten Zeiten hatten die bayerischen Herzoge eigenes Besitzthum in Deggendorf, sowie die Landesobrigkeit über die Stadt.

Um das Jahr 960 errichtete Juditha Gisela, Herzogin von Bayern und Sachsen und Gemahlin des Herzogs Heinrich, Bruders Otto I. des Großen, das nachmals reichsunmittelbare Stift Niedermünster in Regensburg und schenkte dazu auch eine Propstei in Deggendorf. Die Gebäude und Besitzungen derselben bestanden in einem Propstrichterhause und einem Hofe (Rosenhof) nahe bei der jetzigen Pfarrkirche. Dieser Hof hat nie zur Bürgerschaft gehört und besaß eigene Gemeinderechte. Der Propstei stand ein **Praepositus** oder Propst vor: so hießen nämlich jene Beamten, die nach Abdankung der Schirmvögte eine klösterliche Hofmark verwalteten. Oft waren dieselben auch Geistliche, und da wäre es wohl möglich, daß in den ersten Zeiten der niedermünster'sche Präpositus zugleich Pfarrer in Deggendorf gewesen wäre. Dieß möchte alsdann auch Veranlassung geworden sein, daß dem Stifte Niedermünster bis zu dessen Aufhebung das Präsentationsrecht auf die Pfarrei Deggendorf zustand. Ein **Henricus praepositus de Tekkendorf** erscheint in einer Urkunde von 1193, worin Bischof Konrad von Regensburg dem Stifte Niedermünster den Zehent von den Neubrüchen auf allen seinen Besitzungen verleiht.

Den 29. Nov. 1253 ging auf seiner Burg zu Landshut der Herzog Otto der Erlauchte mit Tod ab. Ihn überlebten zwei Söhne, Ludwig und Heinrich. Diese regierten zwei Jahre gemeinschaftlich das Land Bayern, im Jahre 1255 aber kamen sie zu dem Entschluß, sich in das Land zu theilen, damit jeder in seinem Bezirke nach freiem Gutdünken schalten könnte. Dazumal wurde Bayern zum

ersten Male in das obere oder gebirgige und in das niedere eingetheilt und diese Bezeichnung ist seitdem im Gebrauch geblieben. Dem jüngeren Bruder Heinrich XIII. wurde Niederbayern zu Theile und damit auch die Stadt Deggendorf. Seine Residenz nahm er in Landshut. Deggendorf erfreute sich in jenen Tagen eines blühenden Glückes; der Handel mit dem benachbarten Walde und selbst bis tief ins Böhmen hinein, sowie auf dem Wasserwege der Donau brachte bedeutenden Reichthum in die Stadt, ihre festen Mauern sicherten sie vor feindlichem Anfall und Störung der Gewerbe. Herzog Heinrich hielt es darum der Mühe werth, nach Deggendorf eine Hauptmauth zu verlegen *) und zu gleicher Zeit ein eigenes Gericht für die Landbewohner auf beiden Ufern des Stromes in der Stadt einzurichten. Als der erste Richter in Deggendorf erscheint ein Heinrich von Moos (1288).

Es ist begreiflicher Weise nicht mehr möglich, die Verdienste einzelner Städte um den Fortschritt der Landes- und Volkscultur mit mathematischer Sicherheit zu repartiren, obwohl es gewiß ist, daß jede in ihrem Kreise vortheilhaft auf die Milderung der Sitten eingewirkt hat. Die in zahlreiche Gemeinschaften versammelten Menschen bekamen früher nützliche Begriffe von Ordnung, Wohlstand, Mäßigkeit, Gerechtigkeit und anderen sittlichen und geselligen Tugenden, denen bei einer ganz für sich bestehenden einsiedlerischen Lebensart Nahrung, Uebung und Bildung fehlt. In den Städten bildete sich jene kostbare Klasse von Bürgern aus, die zwischen dem Adel und dem Bauernstande das Mittel hält und ohne welche die Landwirthschaft immer geschmachtet, die Kunst im Handwerk

*) Nach einem alten Lagerbuche hätte schon im Jahre 1200 eine Haupt-, Land- und Wassermauth in Deggendorf bestanden.

sich nie aus ihrer Niedrigkeit erhoben, keine beträchtliche Reinigung der Sitten, kein merklicher Wohlstand jemals Platz gegriffen hätte. Den Städten und Klöstern gebührt in allem Betracht das erste und größte Verdienst um die deutsche Cultur, ohne sie würden wir alle noch Barbaren sein. Was von den Fürsten und dem Adel von Anbeginn geschah, diente vielmehr dazu, eine allgemeine Rohheit und Verwilderung zu verbreiten, und wenn man die Anstalten Karls des Großen ausnimmt, so ist die Geschichte so vieler Jahrhunderte ein niederschlagendes Gemälde von Zügellosigkeit, von plumpem Trotz auf bloß körperliche Stärke, von unsinnigen Gewaltthätigkeiten, mit welchen keine wahre Veredlung des Menschen bestehen kann. Als aber die Städte blühender wurden, da dachten diese auf Anbau und Verschönerung des Lebens und lehrten allmählig jene vernünftige Ordnungsliebe, welche die Billigkeit und Nothwendigkeit weiser Gesetze erkennt und sich ihnen willig unterwirft; die Städte lieferten die ersten Muster und Beispiele einer geordneten Polizei, ihre Verfassungen enthielten überall das Gepräge uraltdeutscher, herzlich einfacher und strenger Sitten, sie weckten, nährten und adelten den Fleiß aller Art und begründeten dadurch einen festen Wohlstand und die Liebe einer besseren Freiheit. Durch Freiheitsbriefe, Gerechtsame und Vorzüge sicherten sie sich frühe wider die Eingriffe und die Unterdrückung der Landesherrn, erwarben sich das Recht, selbst für Freiheit, Wohlstand und gute Zucht ihrer Mitbürger zu sorgen und begründeten auf diese Weise feste Ordnungen in der allgemeinen Unordnung einer verworrenen Zeit. Durch die Klöster und Städte sind wir geworden, was wir sind und was Völker ohne Klöster, Städte und Bürger bei aller kriegerischen Tapferkeit und mit tausend alten Geschlechtern bis auf diese Stunde nicht sind, noch jemals

sein werden. Darum ist, wie unser Westenrieder schon es ausgesprochen hat, die Geschichte einer Stadt und ihres bürgerlichen Lebens und ihrer alten Verfassung unendlich wichtiger und für Deutschland unendlich rühmlicher, als die Geschichte der meisten Fürstenhäuser, der Feldherrn und des Adels.

Auch in Deggendorf bildete sich frühzeitig durch Observanz eine feste Stadtordnung, welche im Jahre 1316 durch eine herzogliche Urkunde bestätiget wurde. Diese Bestätigungsurkunde liegt noch in sicherer Abschrift vor; sie ist gegeben zu Natternberg und beginnt mit den Worten: „Wür Agnes von Gottes Gnaden Königin von Ungern, Pfalzgravin bey Rhein, Herzogin zu Bayern verjehen öffentlich mit diesem Brief, das wür die vorvorden (alten Herkommen) der Stadt Deckendorf stettigen und vesten mit der gegenwärtigen schrüfft." Diese Agnes ist die Wittwe des am 9. September 1312 verstorbenen niederbayerischen Herzogs Otto **III.**, eine Tochter Heinrichs **III.**, Herzogs von Glogau. Sie hatte sich gegen die letztwillige Verfügung ihres Gemahles, wodurch Herzog Ludwig von Oberbayern zum Vormünder der noch unmündigen Prinzen bestellt ward, aufgelehnt und am 1. September 1313 die Pflegschaft Friedrich dem Schönen von Oesterreich übertragen. Da jedoch in Folge der Schlacht von Gammelsdorf Ludwig der Bayer wieder die Vormundschaft überkam und bis 1318 fortführte, so ist es mir nicht klar, wie Agnes hier einen Akt der Oberhoheit vollziehen konnte. Wir können hier nur die hauptsächlichsten Bestimmungen der bezeichneten Urkunde angeben.

Niemand darf einen Bürger, der sein Gut zur Stadt oder von der Stadt führt, auf dem Wege aufhalten, beleidigen, auspfänden oder verhaften, außer mit Erlaubniß des Richters von Deggendorf; die Wege zu der Stadt

und von der Stadt sollen frei, in Fried und Ruhe sein. — Der Frohnbot der Stadt Deggendorf hingegen mag seine Gewalt brauchen, wie es nöthig ist, um der Bürger Forderungen einzutreiben; er soll Pfand nehmen und damit thun, was er zu Recht soll; wer die zwei vorgenannten Artikel übertritt, der soll mit Zwang in die Stadt geschafft werden und wenn er die Genugthuung verweigert, soll er so lange in die Acht erklärt sein, bis er sie leistet. — Begeht ein Bürger von Deggendorf außerhalb der Stadt in was immer für einem Gerichte eine Uebelthat, so soll ihn der Richter, in dessen Bezirk die That geschehen, nur dann richten, wenn er ihn auf frischer That ertappt: außerdem kann er, wie der Beleidigte, nur bei dem Richter zu Deggendorf Recht wider ihn suchen; — aber selbst der Richter zu Deggendorf darf keinen Bürger gefänglich setzen, der mit den Bürgern steuert und dessen Habe den Wandel (die Strafe) werth ist: thut er es dennoch, so sollen ihn die Bürger darüber richten und zurechtweisen. — Ein Stadtrath von sechs Bürgern wacht über die Stadt und so der Richter einen Bürger um einer Schuld willen festsetzen läßt und ihn zu sehr drängt, so sollen die Sechs (der Magistrat) einschreiten und die Sache nach ihrer Einsicht schlichten. — Läßt ein Bürger seinen Schuldner durch den Schergen pfänden, so kann der Richter das mit Beschlag belegte Gut dem Schuldner nicht ausantworten; thut er es dennoch, so ist er selber Zahler. — In jedem Hause der Stadt kann eingebrachtes Gut vom Schergen mit Arrest belegt werden, nur in jenem der Sechse (im Rathhaus) nicht, denn dieses ist ein Wohlgelaidt (Asyl). Der Frohnbot der Stadt kann auch ohne des Richters Willen für jeglichen Bürger pfänden, auch vor Gericht bieten, was man bei ihm anbringt. — Wenn zwei gegen einander in Zorn und Händel gerathen, aber

doch ohne Schaden von einander kommen, die sollen zu Wandel geben 72 Pfenning; so Einer gegen den andern sein Schwert oder Messer feindlich zückt, doch ohne Schaden, der zahlt ebenfalls 72 Pfenning. Für fließende Wunden ohne Lähmung dem Richter 12 Schilling und dem Kläger 1 Pfund*); für einen „Maulstraich" dem Richter 12 Schilling, dem Kläger 1 Pfund; eine Lähmung gegen die andere, einen Todtschlag gegen den andern. Um „verbottene Wort" dem Richter 12 Schilling, dem Kläger 1 Pfund; überführt jemand einen andern eines falschen Eides, so ist die Strafe 5 Pfund, nämlich 20 Schilling dem Kläger und 20 Schilling dem Richter; „um Haimbsuechung" dem Richter 3 Pfund, dem Kläger 2 Pfund; widerspricht jemand die Klage vor Gericht und wird er dessenungeachtet überführt, so zahlt er 2 Pfund dem Richter; so Einer richterlichem Bescheid zuwider handelt, das sind zu Wandl 2 Pfund dem Richter u. s. f. Sollte sich bei allen diesen Wandln, sie seien groß oder klein, der Richter oder der Kläger „unbeschaidentlich" benehmen, „das soll man bringen vor die Sechse und sollen diese sie verthädigen." So ein Bürger jemanden, dem die Stadt verboten ist, oder einen „Spillmann oder offenen Hößer oder ein gemain fahrend Frau" beleidigt, so soll er dieß nicht entgelten vor Gericht, „denn sothane Leut haben das Recht nit." Eines Bürgers Sohn oder Knecht soll Niemand mehr borgen, als was er gleich zahlen kann und was sein Kleid außerhalb des Gürtels werth ist; wird aber der Bürgerssohn selbst bald Hauswirth und gewaltig des

*) Ein Pfenning galt um diese Zeit 4½ Kreuzer heutigen Geldes; der Schilling enthielt 30 Pfenning, das Pfund 8 Schilling, also 18 fl. heutigen Geldes. Damals aber hatte das Geld einen wenigstens fünfmal größeren Werth als heute. Westenrieder, Beitr. VI, 205, 227.

Gutes, so soll er bis dahin wegen der vorher gemachten Schuld nicht zu sehr gedrängt werden dürfen. — Alle trüglichen Spiele, wie Häufeln, Riemstechen und alle Trugheit der Würfel die seint verboten und wer darüber schuldig wird, den soll man zwingen, daß er den Gewinn wiedergebe. Alle letztwillige Verfügung soll Kraft haben, der Verfügende habe Kinder oder nicht. So ein zuverläßiger Mann zum Trinken geht und aus der Zeche tritt ohne des Wirths Willen und der Wirth will ihm nicht borgen, er aber spricht: „Herr Wirth, ich gebe euch den Pfenning morgen Vormittag", so darf ihn der Wirth nicht aufhalten. Geht er des andern Tages wiederum hin, so ist er schuldlos; geht er aber nicht wieder hin, so hat er dem Wirth den Pfenning ausgetragen und muß dem Richter 72 Pfenning zu Wandl geben. Niemand darf in Deggendorf schenken, als wer mit den Bürgern steuert und dient, wer dawider handelt, der zahlt 2 Pfund an die Stadt; wenn ein Gast (das Wort ein „Fremder" fehlte damals der deutschen Sprache noch, jeder Fremde war und hieß Gast) kommt und schenken will, so soll er es nur mit Bewilligung der Sechse und auch dann nur auf dem Markte; läßt ein Bürger in seinem Hause einen schenken, der nicht steuert und dient mit ihm, so zahlt er gleichermassen 2 Pfund Pfenning an die Stadt. Wer einem Bürger billiges Pfand wehrt und weigert, der soll wandeln mit 5 Pfund und der Bürger empfängt das Pfand durch den Richter. Weder ein Vitzthum noch ein Richter soll einen Schergen in der Stadt verkehren oder setzen können ohne der Bürger Rath. Begeht ein Bürger einen Todtschlag und stellt einen Bürgen, so soll der Richter sich damit begnügen und fürbaß mit all seinem Gut nichts zu schaffen haben, bis die Sache von den Herzogen (denn diesen steht der Blutbann zu) entschieden ist. Was ein

Bürger ein Jahr lang inne hat ohne fremden Anspruch solcher, die das Jahr über im Lande gewesen seint, das soll ihm auch fürbaß unbeansprucht und mit Ruhe verbleiben. Kein Bürger soll anderswo sich vor Gericht stellen als in der Stadt allein, die aber anderswo im Gericht gesessen sind außer der Stadt, die sollen den Bürgern in der Stadt zu Rechte stehn.

Die Bestätigung dieser Stadtordnung wurde von den Herzogen Heinrich XV., Heinrich XIV. und Otto IV. am 25. Januar 1320 erneuert. In dieser Urkunde erscheinen statt sechs bereits acht Rathsherren und sind einige Zusätze gemacht. Wer falsches Tuch erzeugt mit Rindshaar oder anderem Haar und dessen überführt wird, soll 65 Pfund zu Wandel geben und soll man das Tuch verbrennen; für die Tuchscheerer gilt dasselbe. Ueber die Bäcker soll man 4 geschworne Bürger setzen, die ihre Missethat rügen an ihrem Pachen. Welcher Peckh denselben Burgern Uebles nachredet, wenn ihnen der Kauf nicht gefällt, der soll schuldig sein dem Richter ½ Pfund, der Stadt ½ Pfund und dem Schergen 12 Pfenning; und so oft ein Bäcker der Missethat besagt wird, soll er zu Wandel geben dem Richter 72 Pfenning, und welcher Bäck in Einem Jahr dreimal besagt wird, der soll darnach ein Jahr nicht backen, er gewinne es denn von dem Richter und den Geschwornen der Stadt. Kein Gast soll außer dem rechten Markttag Fleisch feil haben oder er ist schuldig 6 Pfenning dem Richter, 6 Pfenning den Bürgern und 4 dem Schergen. Auch über die Fleischhacker sollen wie über die Bäcker 4 geschworne Bürger gesetzt sein und sollen sie dieselben Wandel befahren wie die Bäcker. So jemand ungespräch oder unzüchtig ist mit Worten oder Werken, so soll der Richter Erkundigungen einziehen; ergibt sich eine Hoffnung der Besserung, so soll diese be-

wirkt werden, andernfalls sollen die Bürger mit dem Richter ihn auf ein Jahr aus der Stadt und dem Gerichte verbannen. Ohne des Rathes Einwilligung kann der Richter aus keiner Ursache freies Geleit geben. Wer, er sei reich oder arm, den Geschwornen der Stadt unbillig nachredet, da sie doch geschworen haben, ihre Treue zu halten Reichen und Armen, die soll man bessern mit 1 Pfund an die Stadt und 1 Pfund dem Richter. Den Satz und Tarif der Victualien haben die Acht von der Stadt unter Beirath der Bürger festzusetzen, wie auch für die Uebertretung die Strafe zu bestimmen.

Aus diesen Statuten entnehmen wir die damalige Verfassung der Stadt. Ein bürgerlicher Ausschuß stand an der Spitze der Commune und übte obrigkeitliche Rechte aus, und wenn auch das Strafrecht in Criminalfällen mehr dem herzoglichen Richter zustand, so war dieser doch durch die bürgerliche Stadtobrigkeit durchweg controlirt und beschränkt, ja in vielen wichtigen Dingen konnte er ohne des Rathes und der Bürger Genehmigung gar nicht vorgehen. Eine Art **habeas corpus**-Akte sicherte Leben und Freiheit der Bürger gegen jeden Uebergriff des landesherrlichen Beamten, und ohne ausdrückliche Ermächtignng von Seite des Stadtrathes konnte derselbe keinen in Deggendorf angesessenen Mann gefangen setzen. Der Richter durfte kein Amt besetzen, selbst den Frohnboten ernannte der Stadtrath, um bürgerfreundliches Wesen aufrecht zu erhalten und zu verhindern, daß er Diener der Gewalt werde. Wir entnehmen die Schwere der Geldbußen: aber während sie sonst meistens ganz dem Richter erlegt wurden, fiel in Deggendorf nur ein Theil in seine Hände, damit die Lust, sich durch Geldbußen zu bereichern und das Rechte krumm zu machen, nicht aufkäme. Für die von den Herzogen erwirkte Bestätigung ihrer Verfassung bezahlte ihnen die

Stadt jährlich zu Weihnachten die für jene Zeit hohe Summe von 100 Pfd. als sogenannte Stadtsteuer.

Auf dem Markte wurde damals noch Alles mit „gegupftem“ Maaße gemessen, was zu vielen Irrungen und Zwistigkeiten Anlaß gab. Herzog Heinrich bewilligte der Bürgerschaft auf ihr Ansuchen in einer Urkunde, gegeben zu Burghausen an St. Perchtestag 1330, daß hinfür alles Getreide in Deggendorf mit gestrichenem Maaße gemessen werde.

Niederbayern hatte um diese Zeit drei Herren: des Herzogs Stephan beide Söhne Heinrich **XIV.** und Otto **IV.**, sowie Otto's **III.** einzigen Sohn Heinrich **XV.**, welchen seine Mutter Agnes auf der Burg zu Natternberg erzog, darum er gewöhnlich auch „der Natternberger“ zubenannt wird. Diese Herren verführten in dem schönen Lande eine schlimme Wirthschaft, so daß einmal sogar die Bischöfe dagegen einschritten und das Land mit dem Interdict, die Herzoge aber mit dem Kirchenbann belegten. Im Jahre 1331 beliebte ihnen eine Theilung des Landes: Heinrich **XIV.** der ältere residirte dann in Landshut, Otto **IV.** in Burghausen, Heinrich **XV.** der Natternberger endlich bekam Deggendorf, Dingolfing, Landau, Vilshofen, Osterhofen, Waldmünchen, Pfreimdt, Kelheim, Cham und Bogen mit aller Zugehör. Seine Residenz nahm er da natürlich in Deggendorf: war es ja die größte und schönste Stadt in seinem Antheil und ihm von Natternberg her wohl bekannt. Die Residenz wird wohl am Eck der Pfleggasse gestanden sein, rechts vorne am Platze, hat aber nicht bloß das jetzige Eckhaus, sondern auch die beiden anstossenden Häuser in sich begriffen. Die Straße gegenüber erhielt den Namen Heroldengasse, vielleicht weil dort der Herold wohnte. Ein am Eckhause eingemauerter Stein zeigt hoch zu Roß einen geharnischten

Reiter. Gegen Ende dieses Jahres 1331 hielt Herzog Heinrich in seiner Residenzstadt auch schon einen Landtag und an St. Niklas Tag stellte er derselben einen neuen Freiheitsbrief aus. Aber auch nach der Theilung wußten sich die drei Herzoge nicht zu vertragen. Es währte nicht lange, so begann Heinrich der ältere wieder einen Krieg, Heinrich der jüngere und Otto hielten fest zusammen, und nun verwüsteten die so nahe einander befreundeten Fürsten wieder einen ganzen Sommer, nämlich vom Aschermittwoch bis in den Herbst des Jahres 1332 hinein ihre eigenen Länder. Die schönsten Flecken und Dörfer und feste Burgen wurden geplündert und zerstört, die Saaten zertreten, viele wackere Bayer durch Bayer erschlagen, die Heiligthümer der Altäre, die geweihten Priestergewänder zerstreut, die Güter der Armen beraubt, zuletzt Alter und Geschlecht, Freund und Feind, Heiliges und Unheiliges in der Raserei des Kampfes nicht mehr unterschieden. So unglücklich werden oft ganze Völker durch die Leidenschaften der Großen, denn quidquid delirant reges plectuntur Achivi. Daß auch Deggendorf, die Residenzstadt Heinrich des jüngeren dabei nicht wenig litt, ist leicht zu denken. Der Graf Alram von Hals, dessen Bruder Albrecht von Hals Agnese, des Natternbergers Mutter geheirathet hatte, verband sich mit Heinrich dem älteren und half nun mit großer Macht das Verderben noch vergrößern, das über ganz Niederbayern ausgebreitet war. Wahrscheinlich war er es, der Deggendorf niederbrannte. Namenloses Elend kam dadurch über die Stadt. Ein großer Theil derselben wurde in Schutt und Asche gelegt, auch das Rathhaus, welches damals noch nicht an der Stelle des jetzigen stand, wurde verwüstet und mit demselben alle Urkunden früherer Zeit, selbst die Mauern und Gräben der Stadt wurden sehr beschädigt. Dafür

fiel Heinrich der Natternberger mit Uebermacht in das Gebiet des Grafen ein und bei dem Dorfe Flintsbach in der Pfarrei Nesselbach kam es zu einem heißen Treffen, in welchem das Banner von Hals unterliegen mußte. Der Natternberger, seinen Sieg benützend, nahm und zerstörte dem Grafen nach Aventins Bericht gegen zwanzig Burgen und Ortschaften und erschlug ihm viele Leute. Da lobe ich mir doch die Diplomatie unserer Tage, die manchen Krieg mit der Gansfeder und mit papierenen Noten unblutig zu Ende führt. Heinrich der Natternberger kehrte zuerst wieder zu den Gefühlen der Menschlichkeit zurück. Er machte dem länderverderbenden Geräufe ein Ende und entschlug sich noch in demselben Jahre 1332 der sorgenvollen Alleinherrschaft über seinen Gebietstheil, indem er von nun an mit seinem Vetter Heinrich dem älteren von Landshut gemeinsam regierte. Um den „großen und sichtigen Schaden, den seine getreuen lieben Burger zu Deggendorf durch Prunst und von dem Krieg genummen und wodurch sye stattlich und fast hinder sich gekohmen" einigermassen wieder gut zu machen, verlieh er der Stadt gemeinschaftlich mit seinem Vetter verschiedene Vorrechte. Die wichtigsten derselben sind, daß kein Vizedom über die Bürger zu Deggendorf eine Gerichtsbarkeit, ausgenommen, welche an den Tod gehe, ferner ausüben dürfe, sondern nur der Herzog unmittelbar oder der von ihm speciell ad hoc bevollmächtigte Beamte, — daß der Stadt das Uferrecht zu Isarmünd auch hinfort wie vor Alters zustehen soll und endlich, daß der Steig von Zwiesel bis zur Stadt dieser auch fürderhin besonders vergönnt sei und daß 4 Wägen von der Stadt über Kötzting gen Böheim frei gehen mögen. (Urk. dd. Deggendorf vom Auffahrtstag 1333). Aus dieser Begünstigung ist zu entnehmen, daß schon damals eine Straße von Deggendorf

nach Zwiesel geführt habe, jedoch nicht in dem dermaligen Zuge, sondern vom Pflegthor aus über Klössing und den Parst gegen die Rusel.

Am achtzehnten Tag des Brachmonats 1333 starb Herzog Heinrich der Jüngere auf der Burg zu Natternberg an den Folgen eines Beinbruches, den er sich durch einen unvorsichtigen Sprung zugezogen hatte. Er stand erst im 21. Jahre seines Alters. In Anna, einer Tochter Friedrichs des Schönen von Oesterreich hatte er sich bei Zeiten ein trautes Ehegespons heimgeholt, doch die Vaterfreude erlebte er nicht. Sein Landesantheil fiel deßhalb nun vollständig dem Heinrich von Landshut zu.

In die Zeit, da dieser Heinrich der ältere von Landshut des Scepters über Deggendorf waltete, fällt das berühmteste Ereigniß der Stadtgeschichte, die Bestrafung der frevelnden Juden und die Entstehung der Gnaden-Wallfahrt. Die Juden waren wahrscheinlich schon vor Christi Geburt an einigen Orten der Donaugegenden angesiedelt und bald nachher hatten sie sich außerordentlich vermehrt. Die Juden zu Regensburg wiesen bei der Verfolgung von 1348 einen Brief von ihren Brüdern aus Palästina vor, dem gemäß sie schon seit der ersten Zerstörung des Tempels zu Jerusalem in Deutschland ansäßig gewesen seien; ja 1477 wiesen sie gar bei Kaiser Friedrich III. Zeugnisse vor, daß sie schon seit 1300 vor Christus in Regensburg ansäßig gewesen seien, da Regensburg noch Ingermansheim oder Germansheim geheißen habe. Dieß ist nun freilich übertrieben, allein es beweist den Glauben an das Alterthum jüdischer Ansiedelungen. Da die deutschen Freien nichts arbeiteten, die Knechte aber bloße Hausdienste verrichteten, so nährten sich die Juden damit, daß sie den deutschen Ländern ihre wechselseitigen und

fremde Produkte zuführten und den Handel trieben. Da sie ferner nach den deutschen Verfassungen keine Wehrschaft, sohin auch keinen Schutz der Gesetze erhalten konnten, so begaben sie sich unter den unmittelbaren Schutz der Landesherren, welchen sie sowohl in Hinsicht ihrer Personen als ihrer Einkünfte jährliche beträchtliche Abgaben entrichten mußten. Da sie auf diese Weise den Kaisern und Fürsten sehr einträglich waren, so wurden sie von denselben auch unter dem Namen kaiserlicher oder herzoglicher „Kammerknechte" außerordentlich begünstigt. Die unter den Christen weit verbreitete Ansicht, daß alles Zinsennehmen unerlaubter Wucher sei, brachte die Geldgeschäfte fast ausschließlich in ihre Hände und vermehrte ihren Reichthum; und als durch die Kreuzzüge der Handel außerordentlich einträglich und wichtig wurde und allmählig auch häufiger die Beschäftigung und Nahrung deutscher Bürger und Freien zu werden begann, da fand es sich überall, wie sehr die Christenheit den Juden und ihren gewaltigen Reichthümern zinsbar geworden sei. Herren und Knechte, Bürger und Bauern standen und kamen mit ihnen in die unangenehmsten Verhältnisse, waren und wurden ihre Schuldner und wurden dann von den landesherrlichen Vögten zur Zahlung getrieben. Dieß führte bereits beim ersten Kreuzzuge zu gewaltsamer Verfolgung der Juden; die Folge davon war eine wechselseitige unversöhnliche Erbitterung und eine viele Jahrhunderte anhaltende Reihe der grausamsten Unthaten. Alle Jahrbücher sind voll der ausgesonnensten Martern, welche die Juden an Christen, zumal an Kindern verübten, so daß man sie endlich als die gewöhnlichen Urheber aller Drangsale und Landplagen ansah und bei verheerenden Seuchen, bei Erdbeben und anderen allgemeinen Calamitäten an den Juden Rache übte.

Von diesem verhaßten Volke der Juden nun hatten sich auch in Deggendorf seit langer Zeit viele, als des Herzogs Kammerknechte, eingenistet und lebten hier nach den nämlichen Bestimmungen neben den Christen, wie überall in den Städten. Sie mußten in eigenen, abgesonderten Straßen wohnen, am Charfreitag durften sie sich nirgends blicken lassen, — den Christen war es strenge untersagt, mit ihnen zu essen, zu trinken oder zu baden, bei Strafe des Kirchenbannes war verpönt, bei ihnen im Dienste zu sein. Wer eine Israelitin lieb gewann, verfiel dem Tode durch das Schwert; aber auf dem Scheiterhaufen mußten er wie sie büßen, wenn sie den Gelüsten der Liebe erlagen. Dennoch lebten die Juden zu Deggendorf, wenn auch gehaßt, so doch unbehelligt von den Christen, und bei diesem Status quo würde es auch wohl sein Verbleiben gehabt haben, hätten sie nicht selbst durch gottesschänderischen Frevel die Rache der Christen herausgefordert.

Ueber Deutschland regierte dazumal Kaiser Ludwig der Bayer. Wie viel Zwist und Streit die Regierung dieses Fürsten erfüllte, ist bekannt: Papst, Kaiser und Fürsten waren jedes unter sich selber und gegen einander wie Hunde und Katzen. Daraus erhob sich in und außer dem Reich viel hochschädlicher Mißverstand, Zwietracht und Empörung und war demnach in allen Sachen große Zerrüttung. Dieses Alles ersahen die boshaften Juden zu ihrem Vortheil und vertrieben dabei vielfachen Frevel und Muthwillen, vermeinend, wie Aventin in seinen bayerischen Jahrbüchern erzählt, es würde nun aus sein mit dem römischen Reich und dem ganzen christlichen Glauben. Dachten auch, ihr Messias würde kommen, und machten deßhalb im ganzen Deutschland einen großen Bund zusammen wider die Christen. So wurden sie auch

in Deggendorf immer kecker und gingen darauf aus, consecrirte Hostien zur Feier teuflischer Orgien zu erlangen. Lange versuchten sie dieß vergeblich zu erreichen, bis sich endlich auch hier das Wort des Dichters bewährte: „**dux femina facti**". Eine arme Dienstmagd hatte bei einem Juden ihre besten Kleider im Versatze und kein Geld, sie auszulösen. Da nun die österliche Zeit herannahte, hätte sie doch auch gerne anständig gekleidet mit anderen Christen zur hl. Communion gehen mögen und bat deßhalb den Juden, ihr die Kleider auf ein paar Tage zurückzugeben. Bei dem Begehren der Magd fährt dem Juden der teuflische Gedanke durch die Seele, dieses schwache Weib zum Gottesraube zu bewegen; er verspricht ihr unentgeltliche Zurückgabe ihrer Kleider, wenn sie ihm dafür consecrirte Hostien bringen würde, und die Unglückliche williget ein.

In jener Zeit hatte Deggendorf nur eine einzige Kirche, St. Martins uralte Kapelle am Rathhaus; die jetzige Pfarrkirche lag außerhalb der Stadtmauern. In diesem dem hl. Martinus geweihten Kirchlein wurde das heiligste Sakrament für die Kranken aufbewahrt und jeden Morgen das heilige Meßopfer entrichtet. Hieher begibt sich die von Gott verlassene Person, communicirt da zehnmal an zehn verschiedenen Tagen und weiß immer die hl. Hostie, ungesehen von den Menschen und nur vom Allwissenden bemerkt, aus dem Munde zu nehmen und in ein Tuch zu legen. Als das Maaß ihres Frevels voll, übergibt sie dem Juden die göttlichen Heiligthümer und empfängt ihre Kleider.

Nachdem nun die Juden die heiligen Hostien in ihren Händen hatten, versammelten sie sich in der Heimlichkeit finsterer Nächte in dem Hause eines der ihrigen, um mit dem Allerheiligsten ihren Muthwillen zu treiben. Sie

zerstachen die heil. Brode mit spitzigen Ahlen, und siehe! es zeigen sich auf denselben deutliche Blutstropfen. Durch diese Erscheinung nicht geschreckt zerkratzten sie die heil. Hostien mit dem stachligen Zweig eines wilden Rosenstrauches, worauf ein holdes Knäblein ihnen erschien, die Hostien jedoch abermals unversehrt blieben. Die Dorngerte wird, in Silber gefaßt, noch heute in der Gnadenkirche aufbewahrt. Ergrimmt über diesen neuerdings mißlungenen Versuch warfen sie das hl. Sakrament in einen geheizten Backofen: aber der Herr war ihnen entgegen, die Hostien blieben unversehrt und über den Flammen schwebte wieder das göttliche Kind. Nun werfen sie die hl. Hostien auf einen Ambos und schlagen mit hoch erhobenen Hämmern darauf: aber wie das Silber unter der Hand des Goldschmieds immer glänzender wird, so wurden auch die hl. Hostien unter den Hammerschlägen nur schöner. Endlich versuchen sie die hl. Hostien zu genießen, und da sie auch dieß nicht vermögen, werfen sie dieselben in einem ledernen Beutel in den Brunnen neben der nachmals erbauten Gnadenkirche; da sollte ewige Nacht ihren Frevel begraben. Gott aber wollte es anders. In stiller finsterer Nacht umleuchtete ein heller Lichtschimmer den Brunnen und eine sanft klagende Stimme erscholl aus der Luft: das war die Klage unserer lieben Frauen, so nahm es von je die fromme Einfalt an. Die Wächter der Stadt, welche dieß zuerst gesehen und gehört hatten, meldeten es dem Bürgermeister, der zwar kraft inwohnender hoher Würde und Weisheit die Nachtwächter als Träumer abwies, gleichwohl aber in der folgenden Nacht sich mit einigen angesehenen Bürgern an Ort und Stelle begab und derselben Erscheinung gewahr wurde. Nun wurden geheime Untersuchungen angestellt, welche bald auf die Spur des Frevels führten.

Wer den dazumal ohnehin schon herrschenden Haß gegen die Juden kennt, wie wir ihn oben bereits nachgewiesen, und die hohe Gläubigkeit und jähe Thatkraft jener Zeiten dazu nimmt, der wird begreifen, daß die Rache nun für die Frevler nicht auf sich warten ließ. Langsame gerichtliche Proceduren kannte und brauchte man damals noch nicht, die Volksjustiz übte in solch empörenden Fällen gleich rasche Vergeltung. Dennoch aber thaten die Bürger von Deggendorf, klug wie sie immer gewesen sind, solches mit feinem Vorbedacht. Um die Juden nicht aufmerksam zu machen, wollten sie ihre Anschläge nicht in der Stadt selbst machen, und damit es nicht das Ansehen bekäme, als hätten sie in solch wichtiger Sache allzu hitzig gehandelt, und sie nicht durch Umgehung der landesherrlichen Autorität verantwortlich würden, zogen sie auch den herzoglichen Pfleger Hartmann vom Degenberg, der nahe bei der Stadt im fürstlichen Schlosse zu Natternberg residirte, in ihr Geheimniß.

Zu Schaching, einem Dorfe außerhalb der Stadt an der Straße nach Metten, ist ein altehrwürdiges Kirchlein, dem hl. Johannes dem Täufer, Johann dem Evangelisten und dem hl. Nikolaus geweiht. In dieser Kirche — und nicht auf dem freien Platze vor der Kirche, wo eine Steinsäule mit Inschrift das Andenken an das Ereigniß bewahrt — kamen die Bürger mit dem Degenberger zusammen und schwuren auf ein vorgelegtes Crucifix einen theueren Eid, unverbrochen zusammen zu halten und die Juden zu züchtigen. Die Kreide war, daß man am bestimmten Tag früh Morgens, so man in St. Martins Kirchlein den ersten Glockenstreich hören würde, gerüstet und versehen wäre. Herr Hartmann solle mit seinem Haufen alsbald vorhanden sein und von den Bürgern in die Stadt gelassen werden. So geschah's. Der Tag

war jener nach dem Feste des Erzengels Michael, der 30. September 1337. Die Juden, nicht unbeträchtlich an Zahl, wehrten sich verzweifelt um Leben und Gut und zündeten endlich selbst ihre Häuser an, so daß die ganze Stadt in große Noth und Gefahr gerieth. Dadurch stieg die Erbitterung auf's Höchste und wurden nun alle Juden ermordet. Ihr Eigenthum eigneten sich die Bürger zu und Herzog Heinrich der ältere bestätigte dieß in einer besonderen Urkunde, gegeben zu Landshut am Mittwoch vor St. Gallentag 1338, worin der Herzog Rath und Gemeine, Arm und Reich seiner Stadt Deggendorf seiner und des Landes Huld gar und gänzlich versichert, darum, daß sie seine Juden verbrannt und verderbt hätten. Dazu soll ihnen verbleiben, was von den Juden in ihre Gewalt gekommen und aller Schulden an die Juden sollen sie gänzlich ledig sein vor dem Herzog und allen Leuten. „Der drei Sachen sollen sie ewiglich unentgolten bleiben und unangesprochen und unbeschwert."

So war nun Deggendorf seiner Juden los und es hatte das Signal gegeben zu einer allgemeinen Verfolgung derselben in ganz Niederbayern und Oesterreich. Manche haben sich in tugendlichem Zorne über diese Gräuelscene zu Deggendorf herausgelassen und dieselbe religiösem Fanatismus und finsterem Aberglauben zugeschrieben. Es sei ferne von mir, die Ausschreitungen zuchtloser Lynchjustiz gutzuheißen, aber zwei Momente dürfen bei Beurtheilung dieser blutigen Vorgänge nie außer Acht gelassen werden: erstlich die nicht minder blutigen und verletzenden Unthaten, wodurch die Juden die Rache der Christen herausforderten, sodann die entschiedene Mißbilligung, welche von Seite der Kirche gleichwohl alle Verfolgung der Juden traf. Die Päpste, die allgemeinen Beschützer gegen jegliche Ungerechtigkeit, haben auch zu Gunsten der Juden

wiederholt ihre Stimme erhoben und mahnend und drohend die Christen zur Milde verwiesen. Ein Attentat auf unsere religiösen Heiligthümer, wie jenes der Juden zu Deggendorf, würde heutzutage allerdings unseren Unwillen nicht sehr entflammen, — eine schreiende Verwundung unserer materiellen Interessen würde dieß eher bewirken: denn wo keine religiöse Begeisterung mehr lebt, da ist ja freilich auch kein Ueberfluthen derselben zu besorgen. Woher aber, du guter Gott, sollten wir eine übergreifende Begeisterung nehmen, die wir schon in den herrlichen Tagen der Jugend alle Schwunghaftigkeit zerknicken und den aufstrebenden Geist mit Werthschätzung der Rücksichten und Berechnung der Möglichkeiten abmühen und quälen; die wir alle religiösen Ueberzeugungen auf die Folter spannen und Glied um Glied zerfetzen und zerrenken, bis sie lahm und krüppelhaft geworden und sich auf dem ausgetretenen Pflaster des gemeinen Lebens einherschleppen; die wir in eine ganz fremde Welt uns versetzt fühlen, wenn der Glaubensmuth früherer Jahrhunderte und die Begeisterung, welche zu Kreuzzügen entflammte, vor unsere Seele tritt. Da sei Gott vor, daß ich meine Zeitgenossen gegen die Mißgriffe der religiösen Begeisterung verwarne! — Die Geschichte der menschlichen Neigungen bewegt sich oft von einem Extreme zum andern. Im Mittelalter wollten die Christen die Abkömmlinge jenes Volkes, das unseren Herrn gekreuziget hat, nicht neben sich dulden und fielen oft in ungerechter oder übertriebener Verfolgung über dieselben her; — heute geht man damit um, sie den Christen gleich zu setzen, und auch dieß ist ein Extrem. Es wird nie gelingen, das Volk der Juden auszurotten, aber es wird auch bis zum Ende der Zeiten durch alle Emancipationsgesetze nie gelingen, dasselbe christlichem Geiste und Leben zu assimiliren, denn beides widerspricht dem göttlichen

Plane. Als der collective ewige Jude hat es unsterbliches Leben, überdauert es alle anderen Nationen und steht immerfort und überall unter ihnen da wie ein Gespenst, welches zerfetzt bei den Lebenden umherzieht. Das ist Gericht und Plan Gottes. So lange der jüdische Vorsänger in der Synagoge am Vorabend des Versöhnungsfestes das Col-Nidre betet mit den Schlußworten: „unsere Gelübde sollen keine Gelübde und unsere Schwüre keine Schwüre sein," so lange die Juden Juden bleiben, ist alle Emancipation derselben ein Unding.

Als zu Deggendorf die Juden vertilgt und die Unruhen wieder beigelegt waren, suchten die Bürger vor Allem den so sehr entehrten Frohnleichnam des Herrn wieder ausfindig zu machen und sie entdeckten ihn auch durch göttliche Führung in dem Brunnen. Das Alterthum hat den Schleier des Wunderbaren über dieses Ereigniß geworfen, denn, wie Livius in der Vorrede zu seinem Geschichtswerke sagt: datur hoc antiquitati, consecrare originem suam. Ein neugeweihter Priester aus dem Kloster Niederaltach, so heißt es, erhielt im Traume die himmlische Weisung, in Deggendorf sein erstes heiliges Meßopfer zu entrichten und nach demselben die hl. Hostien zu erheben. Die noch ungeschwächte Kraft der eben empfangenen Weihe und die hohe Würde, zu welcher volle Selbst- und Weltentsagung die Seele adelt, machte den jugendlichen Priester und Mönch in doppelter Weise zu dem hohen Werke geeignet. Nachdem das hl. Opfer zu Ende, schreitet derselbe mit glaubensvollem Sinn zum Brunnen, reicht den Kelch in denselben hinein, und siehe! die zehn Hostien erheben sich aus der Tiefe des Brunnens und senken sich in den Kelch hinein.

Sogleich fing man nun an, für die wieder aufgefundenen heiligen Hostien ein neues Gotteshaus zu bauen.

Ein in einen Pfeiler auf der Evangelienseite desselben eingemauerter Stein enthält die Inschrift: „Anno 1337 des nahesten Tags nach Sand Michels Tag wurden die Juden erslagen, di Stat si anzunden, do bart Gottes Leichenam funden. Dez sahen Frau'n und Man, do hub man dez Gottshaus ze bauen an." Die ersten Mittel zum Bau dieses großartig angelegten Tempels lieferten wahrscheinlich die eingezogenen Güter der Juden; aber auch die Bürger sowohl, als die umwohnenden Landleute ermangelten nicht, hilfreiche Hände zu reichen. Da der Ruf der wundervollen Ereignisse sich schnell weit umher verbreitete, so strömte eine Menge Menschen aus nahen und fernen Gegenden herbei, die Wunder zu sehen und zu hören und jeder Ankommende steuerte zum Baue, dessen Pracht einen Ersatz bilden sollte für die an dem höchsten Gute der Christen begangenen Unbilden. Der Bau muß viele Jahre gedauert haben, denn noch im Jahre 1361 wurde ein Ablaß von 40 Tagen allen denen verliehen, die zum Baue und zur Ausstattung der Kirche etwas beitragen würden. Bis 1722 hatte die Kirche keinen Thurm, sondern bloß einen kleinen Dachreiter. Der jetzige Thurm wurde erst 1722 bis 1727 erbaut und mit Kupfer eingedeckt. Die Gesammtkosten betrugen 22,888 fl. Aber schon bei dem Brande von 1743 brannte derselbe aus und wurde hierauf in seiner jetzigen Gestalt wiederhergestellt.

Wo Sartorius von dieser Kirche redet, sagt er, daß es ein schöner, zu besonderer Andacht bequem und stattlich erbauter Tempel sei, und hierin hat er gewiß keinen Widerspruch zu erwarten, denn in imposanten Größenverhältnissen und den edelsten Formen der besten Periode altdeutscher Kunstübung aufgebaut gehört sie zu den würdigsten Kirchenbauten des Landes. Eine spätere, von dem Verständnisse kirchlicher Kunst verlassene Zeit hat an dem

ehrwürdigen Gotteshause viel gesündigt, und eine verständige Restauration wäre sehr zu wünschen. Zu dem gegenwärtig noch stehenden, im Jahre 1625 um die Summe von 4280 fl. errichteten Hochaltar schenkte Herzog Albert **VI.**, ein Bruder des großen Churfürsten Maximilian, 200 Dukaten. Von den übrigen zwölf Altären ist nur zu erwähnen der sogenannte Judenaltar. Er steht unter der Empore auf einem Gewölbe, die Gruft genannt, worin jedoch bei einer im Jahre 1826 stattgefundenen Eröffnung nur Schutt angetroffen wurde. Dieser Altar wurde im Jahre 1631 von Pfarrer Bründl mit einem hölzernen Kasten ganz überbaut, in dessen mittlerem Theile sich ein Gemälde des hl. Abendmahles befand. Dieses Gemälde sollte 1826 geputzt werden und weil man nicht recht dazu konnte, suchte man es loszumachen. Da erblickte man auch innerhalb ein Gemälde. Der ganze hölzerne Kasten wurde nun weggenommen, und da stand denn ein neuer oder vielmehr der alte eigentliche Gruftaltar. Es ist ein Flügelaltar. Die beiden Flügel sind innen und außen mit Gemälden geziert, der Mittelschrein enthält schöne Darstellungen in Hochrelief. Sind die Klappen geschlossen, so zeigt die Eine die 14 Nothhelfer, während die andere die hl. Familie in dem sonderbaren Moment darstellt, da die Mutter das Jesuskind gerade aus dem Bade genommen hat und auf den Armen hält, der heilige Joseph aber, die Pfanne und den Kochlöffel in der Hand, das Mus anrührt. Auf der Innenseite zeigt der linke Flügel in zwei über einander gestellten Feldern den zwölfjährigen Knaben Jesus im Tempel und die Grablegung des Heilandes; auf dem rechten ist die Flucht nach Aegypten und die Beschneidung vorgestellt. Der Mittelschrein ist in drei gleich große spitzbogige Felder abgetheilt, welche Christi Gefangennehmung, Kreuzigung und Kreuzabnahme zur Darstellung

bringen. Die Gemälde auf den Flügeln haben ein Monogramm mit der Jahreszahl 1422 und ist der Meister, den es anzeigt, bisher noch nicht enträthselt worden *). Originalität der Auffassung und gute technische Durchführung erheben diesen Altar zu einer der werthvollsten Reliquien mittelalterlichen Kunstlebens in Altbayern und wenden ihm die verdiente Aufmerksamkeit der Kunstfreunde zu. Auf der Predella ist die Familie des Stifters gemalt mit der beigesetzten Inschrift: „Hans Hoffmaister, Margareth seine Hausfrau, ain Mäningerin." Die Hofmeister gehörten damals zu den angesehensten und vermöglichsten Mitgliedern der Deggendorfer Bürgerschaft. Die Rückseite des Altars bildet ein geschlossener Kasten, in welchem noch der Stock mit dem Ambos, worauf die hl. Hostien gehämmert, und der Stein von der Mündung jenes Backofens, in den sie geworfen wurden, aufbewahrt wird. Diesen Kasten ließ ebenfalls Herzog Albert VI. erbauen, der nebst dem, was er zum Bau des Hochaltars bereits beigetragen, der Gnadenkirche auch noch eine Monstranze im Werthe von 3000 fl. und eine silberne Ampel verehrte. Durch das Unternehmen des Herzogs Albert in Verbindung mit dem schon erwähnten des Pfarrers Bründl erklärt sich die in einer Aufschrift auf dem Altar gegebene Meldung von einer im Jahre 1631 geschehenen Renovation, von welcher zum

*) Auch das „dictionnaire des monogrammes, marques figurées, lettres initiales, noms abregés par Fr. Brulliot. Munich 1832," worin überdieß das Monogramm ungenau gegeben ist, sagt darüber nur: „On trouve un très ancien tableau dans l'église de Deggendorf en Bavière, qui porte ce monogramme entre l'année 1422. Nous n'avons pas pu voir que la marque ait été ajoutée plus tard et nous croyons l'artiste d'origine allemande." I, 421.

größten Glücke der eigentliche Altar nicht berührt wurde. — Herzog Albert hatte eine besondere Andacht zu dem „hl. Mirakel“ in Deggendorf und machte öftere Wallfahrten hieher. Bei einer solchen frommen Reise genas seine Gemahlin Mathilde dahier eines Kindleins, weßhalb sie an dem Hause ihres damaligen Aufenthaltes zum immerwährenden Gedächtniß die Abbildung des heil. Mirakels und zweier Löwen links und rechts anbringen ließ.

In der St. Katharinenkapelle der Gnadenkirche befindet sich das Denkmal des Christoph Jakob von Edlmair † 1704, der sich in Deggendorf durch Gründung eines Stipendienfonds verewigt hat. Seine Grabschrift verdient hier eine Stelle. Sie lautet:

„Halt inn, steh still, dir sagen will
Den Stifter der Kapellen:
Ein edler Bayr von Edlmair
Zum Heil und Trost der Seelen
Hat sie fundiert und ausgeziert
St. Katharin zu Ehren.
Dann weil reich, wollt er zugleich
Ihm Schätz im Himmel mehren,
Daß ihm die Welt nit nehm sein Geld.
2000 er legieret,
Vom Intereß 2 Wochenmeß
Um zehen Jahr fundieret.
Der Burgerschaft hat er verschafft,
Stipendia nit minder,
Damit sein Hand zum geistlichen Stand
Beförder Burgerskinder.
Zum heiligen Grab 400 gab,
Sein Grabstatt zu bestellen,
400 schenkt in Gott versenkt,
Er St. Johanns Kapellen;

Sogar von Gott trennt ihn kein Tod,
In Gott ist er entschlaffen,
In Ruh und Fried getrost er schied,
Als die ganz Welt in Waffen.
Weil er so hat die ganze Stadt
Mit Gutthat ihm verbunden,
Wünsch ihm die Ruh, was bethen thu,
Schließ ihn in die fünf Wunden;
Vergiß auch nit, dich herzlich bit,
Des Philipp Neri Müller,
Weil er dabei geholfen treu
Als Testamentserfüller."

Als die Kirche vollendet war, wurden die hl. Hostien in dieselbe übertragen und dort bis auf den heutigen Tag aufbewahrt. Sie sind in einen krystallenen Cylinder eingeschlossen und obsignirt; es sind zehn an der Zahl, sie liegen gerade über einander auf einem rothseidenen Kißchen und sind zwar etwas eingebogen, aber doch ganz weiß und frisch. Daß diese heiligen Hostien die nämlichen sind, welche von den Juden mißhandelt wurden, ist außer allem Zweifel, da sie gleich bei der ersten Aufbewahrung auf das sorgfältigste verschlossen und versiegelt wurden. Zudem ist ihre Erhaltung seit 500 Jahren ein unanstreitbares Wunder, wodurch Gott selbst Zeugniß für ihre Aechtheit ablegt, und es concurriren verschiedene Umstände, welche dieses Wunder noch augenfälliger machen. Der marmorne Tabernakel, worin die hl. Hostien Jahrhunderte lang aufbewahrt wurden, ist so feucht, daß in demselben die zur Communion der Gläubigen consecrirten Partikeln sich nicht einmal kurze Zeit halten, während das Mirakel immer unversehrt blieb. Als 1632 die Schweden Deggendorf einnahmen, wurden die zehn hl. Hostien vermauert, und da man sie nach dem Abzuge der Feinde wieder hervor

nahm, waren sie ganz frisch und gut erhalten. Als 1703 im spanischen Erbfolgekriege Deggendorf wieder von Feinden besetzt wurde, hat der damalige Pfarrer Tobias Wischlburger die hl. Hostien zum zweiten Male vermauert und als nach etlichen Wochen der Verschluß geöffnet wurde, war, wie Wischlburger selbst erzählt, „das Monstranzl und Glas in dem Corporale ganz schwitzend und naß, ja die hl. Hostien in dem Glas nicht anders als ein Seidenwurm mit Schimmel umgeben. Mußte mich also, fährt er fort, in Gottes Namen in Gegenwart des Beneficiaten Peter Berger resolviren, die hl. Hostien aus dem Gläsel herauszunehmen und den Schimmel vermittels eines silbernen Instrumentes zu separiren, welches auch geschehen, und ich hiemit von jetzo bis an mein End bekenne, daß die zehn hl. Hostien so recent, frisch und schön waren, als selbe vorhin einsmals sind gesehen worden."

Diese hochheiligen Hostien waren von jeher, seit ihrer glorreichen Aufbewahrung in diesem Tempel ein Gegenstand innigster Andacht und Verehrung für das fromme Volk nicht bloß der Umgegend, sondern auch in weiten Fernen. Auf den höchsten Grad aber steigerte sich die Andacht und das Vertrauen des Volkes zu diesem Heiligthume, seit Papst Bonifazius IX. der Gnadenkirche durch eine Bulle vom 11. April 1401 den gleichen Ablaß ertheilte, der bis dahin nur der St. Markuskirche zu Venedig, von Papst Alexander III., verliehen worden war. Gleichwie nämlich der vollkommene Ablaß bei St. Markus zu Venedig von der ersten bis zur zweiten Vesper des Festes der Himmelfahrt Christi dauert, so sollte der vollkommene Ablaß zu Deggendorf von der zweiten Vesper Michaelis (29. Sept.) durch volle fünf Tage bis zur zweiten Vesper des heil. Franziskus (4. Oktober) in der Art währen, daß alle Gläubigen, welche während der genannten

Zeit mit rechter Reue und Andacht dieses Gotteshaus besuchen, aufrichtig beichten und würdig communiciren und zur Unterhaltung der Kirche etwas beitragen würden, vollkommenen Ablaß erlangen sollten. Der jeweilige Pfarrer ist durch die gleiche Bulle ermächtigt, zwölf Welt- oder Klostergeistliche als Beichtväter für die Wallfahrer eigens jährlich zu erwählen, welche während dieser Zeit Vollmacht haben, von allen Sünden mit Ausnahme der dem heil. Stuhle speziell reservirten zu absolviren. — Nachdem aber Papst Bonifazius am 1. Okt. 1404 von dieser Welt geschieden war, erging, wie Sartorius meldet, „ein gemeiner Weltschall, wobei vielleicht seine Feinde mehr erdichtet und spargiret, als an der That selbst gewesen, Papst Bonifazius wäre in Ausspendung geistlicher Gnaden allzu freigebig gewesen und darum zu sorgen, es möchte hierin nit schlechtlich gefehlt oder geirrt worden sein." Um sich nun ihres Ablasses wegen aus dieser Verlegenheit zu befreien, suchten Pfarrer und Rath lobesamer Stadt Deggendorf eine neue Entscheidung des heil. Stuhles nach. „Der heil. Vater antwortete, heißt es in den Akten der geführten Verhandlungen, daß er dergleichen Ablässe zwar noch nie ertheilt habe, da er jenen Weg nicht habe eröffnen wollen: gleichwohl wolle er, da hier bereits vorgegangen sei, die Sache untersuchen und sich darüber unterrichten lassen." Nachdem nun die ganze Sache in Rom nachmals genau untersucht worden und nichts Fehlerhaftes sich gefunden hatte, bestätigte Papst Innocenz **VIII.** den Gnadenbrief Bonifaz **IX.** durch eine neue, mit der ersteren fast gleichlautenden Bulle vom 1. November 1489, worin überdieß die Gewinnung des Ablasses von dem Besuche beider Kirchen, der Gnadenkirche und der Pfarrkirche, abhängig gemacht wird. Dieser große Ablaß heißt „die Gnade" und von ihm wird die Kirche benannt, sowie

sie von den hl. Hostien auch den Namen der „hl. Grabkirche" erhalten hat, weil dieselben nach den von den Juden erlittenen Mißhandlungen, als gleichsam einem erneuerten Leiden hier niedergelegt und zur Anbetung aufbewahrt wurden. Die Hauptpforte der Kirche heißt die Gnadenthüre und wird nur während der hohen Gnadenzeit geöffnet.

Während dieser Gnadenzeit strömt seit mehr denn 400 Jahren alljährlich eine unzählbare Menschenmenge in Deggendorf zusammen. Aus der weitesten Ferne, aus Böhmen und Oberösterreich kommen die Pilger; singend und betend ziehen ganze Schaaren auf allen Straßen zur Donaustadt, die so gnadenvolle Heiligthümer birgt. Eine eigenthümliche Bewegung ergreift das Volk; Alles will einmal auf ein paar Tage den Staub der Alltagserlebnisse von sich abschütteln und nach Deggendorf eilen, um dort das heiligste Sakrament anzubeten, frei von den tausend verwirrenden Eindrücken häuslicher Umgebungen und Sorgen einmal wieder recht hell ins eigene Herz und Gewissen zu schauen und nach Erfüllung der Bedingungen „die Gnade zu gewinnen." Man darf die Zahl der in diesen fünf Tagen jährlich nach Deggendorf kommenden Wallfahrer mit einer Durchschnittssumme wohl auf 60,000 schätzen: welch eine Summe von frommen Gebeten und von Verdiensten, die für eine Ewigkeit ihre Früchte tragen. Es ist gewiß, dieselbe Andacht, welche dieses Volk zur Wallfahrt treibt, ist auch die Quelle seiner Tugenden: ihr entspringt der Patriotismus, die Anhänglichkeit und Treue gegen den König, der Gemeinsinn für das gesammte Vaterland, die Wohlthätigkeit und die Ordnungsliebe; auf ihr beruht der biedere Charakter, welchen unser Volk in den schwierigsten Verhältnissen und in Versuchungen bewahrte, wo man selbst diejenigen, welche für Säulen gehalten wurden, wanken sah. Nur Unverstand und

Rohheit kann darum über diese Wallfahrten schmähen, ohne jedoch etwas damit auszurichten: denn diese Andachten haben eine wunderbare Vegetationskraft, wenn man hundertmal die Pflanze abschneidet, immer treiben wieder neue Keime hervor, und wenn man längst von den Aufklärern nicht mehr weiß, die gegenwärtig auf dem Stuhle der Ungebühr sitzen, wird hier des Dichters schöne Schilderung noch Wahrheit haben, da er singt:

„Wenn dann die Wallfahrtstage kommen,
Da hören diese Berge beten,
Dann alle ihre Echo reden
Von Gott und geben guten Klang
Von Dank und Preis und Lobgesang;
Dann hoch des Stromes Wogen rauschen,
Dann alle seine Ufer lauschen;
Dann athmet rings die weite Luft
Der frommen Vorzeit Weihrauchduft,
Die Fahnen wehn, die Kreuze spiegeln,
Und mit des Glaubens heil'gen Siegeln
Dem alten Strom, so traumvertieft,
Wird eine beff're Zeit verbrieft."

Gedeon von der Haide.

Um die Geschichte der Gnadenwallfahrt nicht zu unterbrechen, haben wir der chronologischen Folge der Begebenheiten vorgegriffen und nehmen nun den Faden wieder auf, wo wir ihn beim Tode Heinrich des Natternbergers verlassen haben. Deggendorf war damals an Heinrich XIV. den älteren von Landshut gekommen. Dieser war seit 1322 mit Margareth, einer Tochter des Königs Johann von Böhmen, vermählt und stand auf der Seite dieses seines Schwiegervaters gegen seinen Vetter, Kaiser

Ludwig den Bayer. Im Jahre 1336 brach die Feindseligkeit zu einem offenen Kriege aus, dessen Schauplatz wieder unser Niederbayern wurde. Siebenzehn Wochen lang standen bei Landau an der Isar die feindlichen Heere einander gegenüber, Kaiser Ludwig mit 40,000 Mann auf dem rechten, unser Heinrich von Niederbayern und sein Schwiegervater, der böhmische Johann, mit 55,000 Mann auf dem linken Ufer der Isar. Nachdem beide Heere einander lange genug betrachtet hatten, zogen sie sich zurück, ohne daß es zu einem entscheidenden Treffen gekommen wäre; wenn man aber bedenkt, daß Soldaten nicht von ätherischer Kost leben, so mag man sich leicht vorstellen, was Land und Volk durch Brandschatzung und Plünderung zu leiden hatte. Als im folgenden Jahre 1337 die Erde wieder zu grünen begann, verließ der unruhige Heinrich sein Land und die heimische Burg zu Landshut und zog nach dem Norden, um mit den Deutschherren in Preußen die heidnischen Lithauer zu bekriegen; dort gründete er am linken Ufer der Memel als Stützpunkt für künftige Unternehmungen eine feste Burg, die Bayerburg. In sein Land zurückgekehrt versöhnte er sich mit Kaiser Ludwig, starb aber schon am 1. September 1339. Bald darauf starb auch sein einziger erst eilfjähriger Sohn Johann (20. Dez. 1340), der letzte männliche Sprosse dieser älteren niederbayerischen Linie. Niederbayern war also erledigt, und die Landstände übertrugen es Ludwig dem Bayer. Nach einer Trennung von 85 Jahren waren jetzt Ober- und Niederbayern wieder vereinigt.

Im Jahre 1341 ließ Kaiser Ludwig sich in Niederbayern huldigen und kam im Herbst dieses Jahres auch nach Deggendorf, um die Treuschwüre der Grafen und Freien, Ritter und Knechte, Geistlichen und Weltlichen entgegen zu nehmen. Damals versprach er den hier ver-

sammelten Ständen des Landes, daß Bayern „fürbaz Ein Land sol haizzen und ungetailt ewiglich beleiben.“ Es ging jedoch leider mit diesem Beschluß wie mit den ewigen Friedensschlüssen, die nachfolgenden Bayerfürsten verstanden es nicht, im Geiste ihres Ahnherrn Ludwig zu wirken und schon sieben Jahre nach dem angeführten Ausspruch theilten des Kaisers eigene Söhne sein Erbe. Anfangs machten sie zwei, dann sechs Theile. Deggendorf kam 1353, als zum Straubinger Antheil gehörig, unter die Herrschaft des Herzogs Albrecht I. zu Straubing.

Die Angelegenheiten, in welche dieser Herzog wegen der holländischen Provinzen, wo sein Bruder Wilhelm seit 1358 wahnsinnig geworden war, verwickelt wurde, forderten großen Aufwand und brachten manche Geldklemme nach sich; die Städte halfen jedoch ihrem Herrn jedesmal und hielten treu zu ihm, wofür er hinwieder sie mit manchen Freiheiten begabte. Im Jahre 1357 erließ er den Deggendorfern die Hälfte der Stadtsteuer auf sechs Jahre, damit die Stadt sich von dem mit Krieg und Brand erlittenen Schaden erholen und die Stadtmauern und Gräben wieder ausbessern könne, und als ihm die Stadt 1358 zur Reise nach Holland ein Darlehen von 100 Pfd. Pf. reichte, dehnte er jenen Nachlaß auf weitere sechs Jahre aus; 1366 befreite er die Stadt von dem Zoll über die Donaubrücke. Der geräumige Stadtplatz war um diese Zeit noch nicht gepflastert. Wer den ausgezeichneten Lehmboden von Deggendorf kennt, mag sich vorstellen, wie unbequem dieß bei Regenwetter sein mußte; an dem einen Fuße blieb dem über die Straße gehenden ein Feudum, an dem anderen ein Allodium hängen und man durfte dann einem jeden Deggendorfer wünschen, was die alten Römer schon ihren Todten wünschten: „die Erde sei dir leicht.“ Diesem Ungemach sollte nun

gesteuert werden und Herzog Albrecht beschloß, seiner lieben und getreuen Stadt Deggendorf ein Pflaster zu schaffen. Er erließ zu diesem Zwecke der Stadt durch Urkunde von 1385 die Stadtsteuer auf zehn Jahre und führte einen Pflasterzoll ein, dessen Ansätze uns noch erhalten sind. Derselbe mußte von Jedermann, selbst von den Einwohnern der Stadt erlegt werden, gleichwie sie bis 1366 auch den Brückenzoll hatten entrichten müssen. Uebrigens war Deggendorf nicht die letzte Stadt, welche sich ein Pflaster verschaffte; fing man doch selbst in der Residenzstadt München erst i. J. 1394 zu pflastern an.

Um diese Zeit mehrten sich die Schankungen an Klöster nnd Stifte in dem Lande, sowohl an Grundstücken und Gebäuden, als auch an Gilten dergestalt, daß besonders letztere zur Landplage wurden. Gar viele gaben auch in Deggendorf Häuser oder doch Gilten darauf den Klöstern Metten, Gotteszell oder Niederaltach für eine jährliche Seelenmesse oder auch ohne Gegenleistung, und die Nachkommen mußten sie bezahlen; viele blieben selbst bis in unsere Tage und fließen dermalen in die Staatskasse, obwohl kein Jahrtag den Stiftern mehr gefeiert wird. Damals aber wurden diese Gilten, Zinsen und Dienste besonders dadurch drückend, daß die Zinsherren sie oft wieder an andere verkauften, wodurch der Zinshold zum Spielball der Zinsherren wurde. Auf deßhalb ergangene Klagen gab nun Herzog Johann von Straubing-Holland, welcher seinem Vater Albrecht I. († 1404) in der Regierung gefolgt war, eine Urkunde vom Pfinztag vor Lätare 1420, kraft welcher Jedermann gestattet ist, die Gilten, Zinsen oder Dienste jeder Art, welche zu leisten er verbunden war, um den sechszehnfachen Betrag abzulösen, und der Eigenthümer jener Renten mußte sich zur Ablösung ohne Widerrede

bequemen („. . vnd die solch Gilt, Zins oder Dienst kauft oder von Geschäftswegen haben, wer die seint, Geistlich oder Weltlich, sollen der Ablesung, als vorgeschriben ist, niemand wider sein, noch in khainen Weg vorstehen"). Herzog Johann führte also bereits im Jahre 1420 ein, was die Sturmjahre 1848 und 1849 mit gänzlicher Ignorirung aller kirchenrechtlichen Grundsätze allerwärts durchsetzten und es ist dieß vielleicht das erste Beispiel eines Ablösungsgesetzes, welches die Ablösung der Lasten lediglich dem Willen der Zinsholden anheimstellte, während sie sonst an die beiderseitige Zustimmung der Betheiligten gebunden war. — Derselbe Herzog Johann war es auch, der 1410 ein früher den Degenbergern gehöriges Haus in der Stadt kaufte und zum Sitz des Pfleggerichtes machte. Noch heute befindet sich das kgl. Landgericht in diesem Hause.

Am 6. Januar 1425 starb Herzog Johann, und die Linie Straubing-Holland war erloschen. Die Herzoge von München, Ingolstadt und Landshut konnten sich wegen des Straubinger Antheiles lange nicht vergleichen und erst nach vier Jahren (26. April 1429) wurde ihr Streit von König Sigmund als erkiestem Schiedsrichter zu Presburg dahin entschieden, daß die Erbschaft in ebenso viele Theile getheilt werden solle, als gleichgesippte Häupter vorhanden waren. Deggendorf fiel dem Herzoge Wilhelm III. von München zu. Im folgenden Jahre 1430 fielen die Hussiten sengend und brennend in Bayern ein, und ihre wüthenden Schaaren streiften bereits bis an die Thore von Deggendorf. Die Bürger rüsteten sich zur Vertheidigung ihrer Stadt und sprachen den Herzog Wilhelm um Hilfsvolk an; dieser befahl, daß die Vorstadt, welche dem Feinde den Angriff erleichtere, abgebrochen werde. Die Bürger jedoch wollten ihre Häuser nicht

demoliren, und auch die herzogliche Hilfe kam nicht, wohl aber der Feind. Eine starke Truppe rückte auf der Straße von Zwiesel her gegen die Stadt, fand aber dieselbe wohl verwahrt mit Mauern und Gräben, hinter diesen die Bürger in Waffen. Viermal versuchten sie die Werke zu überwältigen, immer vergebens — sie mußten unverrichteter Dinge wieder abziehen. Zum ewigen Gedächtniß der glücklichen Rettung setzten die Bürger auf dem Platze, wo die Feinde gelagert hatten, eine steinerne Säule, welche bis zu den Tagen der Bilderwuth in Anfang dieses Jahrhunderts stand. Die Säule hieß die blinde Marter, und es geht die Sage: so oft die Feinde gegen die Stadt vordrangen, habe der Pfarrer das Mirakel aus der heiligen Grabkirche auf die Mauer getragen und mit demselben gegen den Feind den Segen ertheilt, wobei dieser allemal geblendet wurde und vor Staunen und Schrecken in Eile abzog.

Die Gewerbe der Stadt waren damals im blühendsten Zustande, die Zünfte vollkommen ausgebildet, und die Handwerksartikel, bisher ungeschriebene Gewohnheit, wurden nun allmählig vom Magistrat revidirt, bestätigt und zum bleibenden Zunftgesetz erhoben. Bei der Weberzunft wurde im Jahre 1439 der Anfang gemacht. Was die Aufnahme der Gewerke überall besonders begünstigte, war der Umstand, daß die Handwerker jetzt bereits freie Leute und der gemeinen Ehre theilhaftig waren, was sie anfänglich nicht gewesen. Sie waren jetzt selbstständig, waffenfähig, konnten den geistlichen und jeden anderen Ehrenstand antreten. Sie waren aber auch dergestalt eifersüchtig auf ihre Ehre und Freiheit, daß sie mit der größten Strenge jeden ausschlossen, auf dem irgend ein Flecken, wie uneheliche Geburt oder Einsperrung im Malefizgefängnisse haftete. Auch führten die Zünfte unter

sich eigene und strenge die Sittlichkeit betreffende Gesetze ein, welche gleich den Rittergesetzen die Cultur des gesellschaftlichen Lebens ungemein beförderten. Was aber vollends ein wahres Meisterstück genannt zu werden verdient, war die Erfindung und Einführung der Lehrjahre, der Wanderschaft und des Probe- oder Meisterstückes, welches derjenige liefern mußte, der auf dem Punkte stand, selbst Meister und Lehrer von Gesellen zu werden. Durch das Festsetzen der Lehrjahre und des Probestückes wurde dem Einschleichen unreifer und ungeschickter Handwerker vorgebeugt, durch das Wandern aber lernten die Handwerker die Erfindungen und Verbesserungen anderer Länder unmittelbar kennen, sie wurden geschmeidiger, geselliger, bescheidener und vorurtheilsfreier und kamen mit manchem löblichen Vorsatz in ihr Vaterland zurück; vorzüglich dadurch auch wurde der deutsche Kunstfleiß in ganz Europa berühmt, so daß im 14. und 15. Jahrhundert und noch später England, Frankreich, Spanien, ganz Europa deutsche Arbeiten als die kunstreichsten und gediegensten sich verschrieben. Ich werde von der Deggendorfer Zunftlade nur Weniges anführen können, aber es wird genügen, um zu zeigen, daß dieselbe nicht hinter der Zeit zurück blieb.

Im Jahre 1518 waren 16 Bäcker in der Stadt und diese Zahl sollte nicht mehr überschritten werden; keiner durfte mehr Schweine halten als 12, auch an Sonn- und Feiertagen sie nicht auf den Platz hinauslassen. Wenn ein fremder Bäckerjunge in die Stadt heirathete, mußte er ein ganzes Jahr Roggenbäcker bleiben, dann erst wurde er als Weißbäcker aufgenommen. — Die Lederer lehrten keine Fremden, sondern nur Meistersöhne oder ihre nächsten Verwandten; sie durften Niemanden um Lohn arbeiten, außer den Adeligen und Prälaten. Der Lederaus-

schnitt durfte nur im gemeinschaftlichen Laden, nicht in den Häusern ausgeübt werden. — Kein Müller durfte einen Bäcker annehmen, so lange dieser einem anderen Müller, bei dem er vorher malen ließ, etwas schuldete. — Die Schlosser dürfen kein Schloß machen, worin nicht alle Krümmen in den Schlüsseln ganz genau ausgefüllt wären, damit nicht mehrere Schlüssel ein Gemach aufthäten; alte Schlüssel dürfen nicht verkauft werden. — Auch die Weinzierle bildeten 1544 eine Zunft. Keiner soll des Andern Weingarten ausspioniren und wer in des Nachbars Garten ein Vieh zu Schaden gehen sah, mußte dasselbe auf der Stelle wegtreiben und dem Eigenthümer davon Anzeige machen, bei 2 Pf. Pfenning und Arreststrafe. Die Weinzierle hatten eine Kerze in der Kirche zu Ulrichsberg und eine in der Kirche zu Natternberg zu unterhalten. — Die Hutmacher nahmen keinen Gesellen auf, der sich nicht ausweisen konnte, daß er wenigstens einmal im Jahre die hl. Sakramente der Buße und des Altars empfangen habe. Ausländische Hüte sich beizulegen war den Meistern dieser Zunft verboten. — 1557 waren 12 Metzger in der Stadt und diese Zahl sollte nicht mehr überstiegen werden; kein Metzger durfte Rind= und Schweinfleisch zugleich feil halten. — Die Färber zu Grafenau, Schönberg, Zwiesel, Regen, Ruhmannsfelden und Hengersberg waren 1584 der hiesigen Färberlade einverleibt. Wenn ein Lehrjung drei Jahre lang bei einem Färber ordentlich gelernt hatte, mußte ihn der Meister neu kleiden. — Der Büchsenmeister mußte dem Rathe schwören, daß er immer gewärtig sei, Pulver, Salpeter und anderes Gezeug zu machen und bloß zu des Rathes Nothdurft zu gebrauchen, auch des Rathes Geheimniß an Büchsen und anderen Kriegszeug Niemanden zu offenbaren.

Erst jetzt, als durch diese Handwerksordnungen die Zünfte ihre Geschlossenheit erlangten, bildete sich nach und nach die sogenannte Realität der Gewerbe, wurden die bestehenden Concessionen als Eigenthum der Familien betrachtet und vererbt. Früher waren sie nichts weiter als personelle Betriebsrechte, die mit dem Tode des Besitzers erloschen; von Veräußerung einer Concession wußte man noch nichts.

Im 15. Jahrhundert trugen die Bürger noch Waffen, und es war eigens vorgeschrieben, daß sie in den Handwerksversammlungen unbewaffnet erscheinen mußten.

Herzog Wilhelm starb schon den 11. Sept. 1435, nachdem er nur sechs Jahre über Deggendorf die Herrschaft geführt. Er hinterließ einen unmündigen Prinzen Adolph, für den Herzog Ernst von München die vormundschaftliche Regierung übernahm. Dieser gewährte durch Urkunde vom Freitag nach Frohnleichnamstag 1438 in seinem und seines Mündels Namen der Stadt Deggendorf das Recht, daß der Stadtrath dem Herzoge den Richter von Deggendorf vorschlagen möge und der Herzog keinen andern als den vorgeschlagenen zum Richter setze. Wenige Tage nach Ertheilung dieses Gnadenbriefes starb Herzog Ernest (30. Juli 1438) und um dieselbe Zeit ging auch der junge Prinz Adolph mit Tod ab. Deggendorf fiel Ernestens Sohne, dem frommen Albrecht zu, der im Jahre 1441 seine landesfürstliche Gerechtsame über die Stadt und das Gericht daselbst um 20,000 Goldgulden und 12,660 Pfund Pfennige an Herzog Heinrich den Reichen von Landshut gegen Wiederkauf veräußerte. Erst zwölf Jahre später, 1453, löste er die Stadt von Ludwig dem Reichen wieder ein.

Im Jahre 1460 wurde Albrecht der Fromme heimberufen zu seinen Vätern, und sie senkten ihn zur Gruft

auf dem heiligen Berge Andechs, wo er statt der regulirten Chorherren die Benedictiner eingeführt hatte. Da er fünf lebende Söhne hinterließ, so gab er noch vor seinem Hinscheiden die kluge Verordnung, daß jederzeit nur die zwei ältesten regieren, die übrigen aber mit ihren zu standesmäßigem Unterhalte zugewiesenen Gütern und Einkünften leben sollten. Gemäß dieser Anordnung traten nun nach des Vaters Tode seine beiden ältesten Söhne Johann und Sigmund die Regierung an und empfingen die Huldigung des Landes. Am Samstag den 20. Juni 1461 kamen sie beide nach Deggendorf, wo Rath und Gemeinde der Stadt ihnen den Eid der Treue schwuren. Von Deggendorf reisten die Herzoge nach empfangener Huldigung weiter nach Regen, Viechtach, Kötzting, Furth, Neukirchen und Eschlkam. Die Eidesformel lautete, wie folgt: „Wir schwören den Hochgebohrnen Fürsten und Herrn Herzog Johannsen und Herzog Sigmunden als den regierenden Fürsten, Herzog Albrechten, Christophen und Wolfgangen, ihren Gebrüdern, die zu ihren vogtbaren Jaren noch nit gekommen seind, ihr jeglichen zu seinen Rechten und nach ihr jedes Tod ihr jeglichen nächsten Mannserben getreu und gehorsam zu sein, als unseren natürlichen Landesfürsten und rechten Erbherrn, als wir rechtlich sollen, doch mit Vorbehaltnuß unserer Freiheiten . . . Alle Gefährde hierin ausgeschieden."

Herzog Johann starb schon den 18. Dez. 1463 an der Ruhr. Sein Bruder Sigmund regierte nun zwei Jahre allein, und als 1465 sein Bruder Albrecht volljährig wurde, ließ er auch diesen an der Herrschaft Theil nehmen; ja am 3. Okt. 1467 stellte er gar eine Urkunde aus, vermöge welcher er genanntem Albrecht die Regierung ganz überließ und sich nur ein paar Schlösser ausnahm, auf denen er sich hinfort mit Tauben, Pfauen und

Gelehrten unterhielt. Mittlerweile war aber auch Herzog Christoph zu mannbaren Jahren herangewachsen, ein ruhmliebender, prächtiger Jüngling, der stärkste Ritter seiner Zeit, bei Adel und Volk wohl gelitten, dabei fromm und mild gesinnt, jeder Zoll ein Edelmann. Dieser meinte, weil Sigmund der Regierung entsagt hätte, stehe nunmehr auch ihm ein gemeinschaftlicher Antheil an derselben zu. Da Albrecht dieß nicht zugestehen wollte, kam es zwischen den beiden Brüdern zu lang andauernden Streitigkeiten, in welche auch Deggendorf und der bayerische Wald verwickelt wurden. Ende November 1466 kam Herzog Christoph nach Deggendorf und verlangte von der Stadt zwei Abgeordnete zur Unterredung und ein Darlehen von 300 Gulden, welches er in Jahr und Tag wieder zu bezahlen versprach. Die Stadt hielt jedoch fest zu Herzog Albrecht und mußte deßhalb immer auf der Hut sein gegen die Ueberfälle der mit Christoph verbündeten Ritterschaft des Waldes, bis endlich Herzog Ludwig von Niederbayern als erkiester Schiedsrichter den Streit zwischen den feindlichen Brüdern beilegte (16. Febr. 1468). Damals 1465—1471 war Pfarrer zu Deggendorf Heinrich v. Absberg, nachheriger Bischof von Regensburg † 1492.

Bis zum Jahre 1485 wurde der Brücken- und Pflasterzoll in Deggendorf als ein herzogliches Gefälle erhoben; in diesem Jahre aber überließ ihn Herzog Albrecht der Stadt mit der Bedingung, daß sie die Brücke erhalten soll. Im Jahre 1492 verlieh er der Bürgerschaft auch den kleinen Wildbann in dem Revier zunächst der Stadt, „auf daß sich die von Deggendorf eine Kurzweil machen können mit dem Vogelfang und kleinem Wildwerk." Um diese Zeit wurde ein Jahrmarkt jenseits der Donau im Gerichte Natternberg, nicht ferne von der Donaubrücke, gehalten. Da hiedurch die Stadt bedeutende Einbuße an

Brücken- und Pflasterzoll litt, verlegte der Herzog Albrecht 1508 diesen Markt in die Stadt, wo er seither am dritten Sonntag im Oktober gehalten wird.

Aus dieser Zeit ist noch eine Aufschreibung der alten gerichtlichen Observanzen zu Deggendorf erhalten. Die weitläufigen Formalitäten dieser Malefiz-Schrannen können hier keinen Platz finden und es soll die Bemerkung genügen, daß Alles mit gar großem, heiligem Ernst behandelt wurde, ganz wie es in einem anderen Rechtsbuch des 13. Jahrhunderts heißt: „der richter soll sitzen als ein griesgrimmiger Löw, vnd soll den rechten Fuß schlagen über den linkhen." Diese Schrannengerichte wurden öffentlich gehalten und zwar nicht auf dem Rathhaus, sondern in der Hafnerstadt in der Nähe der Bruckmühle. Eben deßhalb war auch ein eigentliches Rathhaus lange nicht vorhanden, und erst im Jahre 1425 kaufte die Stadt zu diesem Zwecke ein Haus von Ruger Pfeil zu Haslbach. Dieß war das alte Rathhaus; das jetzige ist erst im Jahre 1535 erbaut worden. Der Stadtrichter wurde jedes Jahr neu gewählt und zwar hatte die Stadt das Recht, einen „sieglmäßigen, ehrbaren und tugendlichen Mann" dem Landesfürsten zu diesem Amte vorzuschlagen; der Erwählte mußte dann dem Pfleger anstatt des Herzogs zu seinen Rechten und der Stadt zu ihren Rechten schwören.

Die Polizei wurde vom Magistrat von jeher scharf gehandhabt. Am St. Georgi- und Michaelistage wurden jährlich vor der versammelten Gemeinde durch die beiden Stadtkammerer die Ehaftsartikel*) verlesen. Im Jahre 1556 lauteten sie, wie hier im Auszuge folgt: „Kein neues

*) Ê bedeutet im Altdeutschen altes Recht, alten Brauch, Gesetz; êhaft ist die Adjectivisirung dieses Wortes.

Gebäude, keine Feuerstätte darf ohne Erlaubniß des lobesamen Stadtrathes errichtet werden. Die Schweine dürfen hinfür an Feiertagen nicht mehr bei Tag, sondern nur zu Morgens in aller Frühe vor den Grabmessen und nach 7 Uhr Abends ausgetrieben werden. Gegen Unreinlichkeit und Unfuhr bestanden überhaupt strenge Gesetze und ein ehrsamer Rath sieht scharf darauf, daß jeder Hauseigenthümer die Ritschen und Waschplätze vor dem Hause säubere und jede Schwelle zur rechten Zeit abgekerrt werde. Keinerlei Unrath darf weder bei Tag noch bei Nacht auf die Gassen geschüttet werden. Weiter soll männiglich wissen, daß eines ehrsamen Raths und gemeiner Stadt Nachtwächter mit muthwilligen und ungebührlichen Worten oder Handlungen unbeladen bleiben sollen, davor sich ein Jeder, weß Standes er wäre, bei schwerer Abwandelung zu hüten weiß. Auch soll männiglich wissen, daß Jeder nach dem Husausläuten (Hausaus) in sein Gewahr mit guter Ruh gehen und dann in seiner Herberg bleiben, in keinem Wirthshause oder sonst heimlichem Winkel aber mehr zechen soll; wer das übertritt oder sonst bei Tag oder Nacht Frevel, Rumor und Muthwillen treiben würde, derselbe wird von einem ehrbaren Rath ungestraft nit bleiben. Nach dem „Husaus", der um 8 Uhr geläutet wird, visitiren der Stadtrichter und zwei vom Rath jeden Tag in allen Zechhäusern, aber mit Anstand und heilsamer Zucht. Alle frevelhaften Schwörer bei Gottes Namen, alle Lästermäuler bei Bier und Nachttrunk müssen sofort angezeigt werden, damit sie gezahlt werden können für ihre ruchlose Zunge, welche des Herzens Narretheien ausplaudert. Deßhalb gebietet der Rath bei großer Strafe, welche an den Uebertretern mit Aufsagung des Bürgerrechtes vollzogen werden soll, daß ein jeder Bürger oder Inwohner dieser Stadt bei seinen Kin-

dern und Ehehalten darob sei, aber auch sich selbst darin nicht ausschließe, daß bei unseres Seligmachers göttlichem Namen und den heil. Sakramenten nicht geschworen und täglich unnütz solche genannt werden. Deßgleichen wollen ein ehrbar Rath ungebührliches Spielen im Burggeding nicht gedulden, denn davon kommt Schwur, Todtschlag und allerlei Unzucht und Ueppigkeit, Spott und Schande und Abnehmen der jungen Tage, wenn gar die Alten solches Spielen den Jungen anlernen. Nicht minder aber sind gemeine, unnütze Tänze im ganzen Burggeding streng verboten. Aber vollends so streng wie ein kirchlicher Ultra ist der in Bezug auf persönliche Freiheit so empfindliche Stadtrath, wo er seine Deggendorfer in die Kirche schafft. Nachdem bisher eine böse Ordnung gehalten, heißt es, also, „wann man in der Kirche bei dem Gottesdienste und Worte Gottes und anderen göttlichen Werken sein soll, daß etliche heraußen vor der Kirche stehen, oder um das Brodhaus sitzen oder in den Wirthshäusern essen und trinken, hofiren, schreien und jubiliren nach ihrem Gefallen, dadurch sie gottlose und ungottesfürchtige Leute werden, — dieß kann ein ehrsamer Rath nicht länger mehr gedulden noch zusehen, auch solches Aergerniß vor Gott nit verantworten. Wollen und gebieten derohalben bei schwerer Strafe, daß sich keiner der Burger oder Inwohner mehr vor der Kirche oder auf dem Platze, während man in der Kirche singt oder predigt, finden und betreten lasse, sondern hinein in die Kirche zu anderer christlicher Versammelung gehe und nit also öffentlich auf der Gasse stehe, wodurch sie ordentliche Personen ärgern. Wer, er sei jung oder alt, sich darüber betreten läßt, wird ungestraft keineswegs bleiben. Wer sich, da man zur Kirche singt oder predigt, in einem Wirthshause ob dem Essen und Trinken betreten läßt, dazu man besondere

Personen hat, die solches anzeigen, der oder die werden sammt dem Wirth schwer gestraft werden, davor sich Männiglich zu hüten weiß. — So ein Bürger einen, der nicht Mitbürger oder vom Rath aufgenommen ist, behauset und zum Inmann nimmt, derselbe soll ohne alle Gnade um 2000 Mauersteine verfallen sein. — Das Brandweinsaufen an hohen Festtagen, woraus Gotteslästerung, Ehrabschneidung bei Männern, Frauen, Junggesellen und sonderlich den Jungfrauen, auch sonst ungöttlich und unchristliches Leben erfolgt, daraus einer ganzen Stadt Unglück und Nachtheil vor Gott unserem Erschaffer zufließt, das ist Allen, die den Brandwein feil halten, bei Pön von 3000 Steinen verboten, Jemanden weder an den hohen Festen noch anderen Tagen damit zu saufen gestatten. — Item an Sonn- und Feiertagen darf kein Laden offen, keine Waare feil sein. Nur während der Jahrmärkte können auch an solchen Tagen ehrbare Geschäfte gemacht, Obst und andere Eßwaaren feilgeboten werden, aber erst nach dem hohen Frohnamt in der Pfarrkirche. — Ein Kaufladen mit der Thüre im Hause war unzulässig, er mußte die Thüre auf die Gasse haben und stets offen sein zu Jedermanns Einsicht und gegen anrüchige Heimlichkeiten. — Wer verzäunte und verfriedete Frucht abbricht, Zäune und Planken nicht in ihrem Wesen bleiben läßt, der wird nach Ungnade gestraft und in die Geigen öffentlich geschlagen werden. — Weiter soll sich männiglich vor der Fischerei in der Bogen wissen zu verhüten, demselben nicht täglich obzuliegen; es wäre denn, daß die Burger zu Zeiten von Lusts halber Fische daraus fangen, so soll ihnen das unverwehrt sein. Alles Fischen zum Verkauf ist besonders den Hafnern, die in der alten Stadt sitzen und dem Fischen täglich obliegen, bei schwerer Strafe verboten. Auch das Angeln ist

verboten und angeordnet, daß alle Fische das gehörige Maaß und rechte Länge haben. Von der Weide auf der Bogen sind Schweine und Gänse ausgeschlossen, auch die Enten soll man nicht im Fischwasser leiden. — Alle Arbeitslöhnungen sind auf das genaueste festgesetzt; die Strafe war für den Bürger, der mehr gab, 2000 Steine, für die, welche mehr begehrten, Verlust des Bürgerrechts und Verweisung aus der Stadt.

Jedermann durfte seinen selbsterzeugten Wein ausschenken, auch als Most. Wenn die Weinwirthe sich fremden Wein beilegten, durften sie, so lange sie davon im Keller hatten, keinen Bayerwein verkaufen. Zu Schaching Deggenau, Deggendorf, Steinriesel und weiter herum waren damals Weinzierle, die eigenen Wein bauten und auf ihren Bau, wie auf ihre Zunftartikel sehr eifersüchtig waren. Selbst die adeligen Gutsherren der Nachbarschaft besassen Weinberge im Burgfrieden und als im Jahre 1598 Herr von Köckh auf Egg und Junker Preu auf Findelstein zur Verbesserung des Weinbaues ausländische Weinzierle für ihre Weingärten berufen wollten, wehrten ihnen dieß die einheimischen durch Beschwerde vor dem Rath. — Die Gewerbe waren damals hier viel blühender, viele waren stärker besetzt, manche vorhanden, die jetzt nicht mehr sind. 1598 sind 12 Metzger in der Stadt, und neben diesen bestand noch eine Freibank, in der Jedermann jede Fleischgattung, jedoch das Pfund um einen Pfennig wohlfeiler, verkaufen durfte; 1615 wurde den Müllern und Bäckern sogar obrigkeitlich aufgeladen, Schweine zu mästen und das Fleisch pfundweise in der Freibank zum Nutzen des gemeinen Mannes zu verkaufen. Wirthe und Brauer durften weder Fleisch noch Würste verkaufen. 1609 sind 4 Maler in der Stadt.

Ein Schulmeister war für den Elementar- und einer

für den lateinischen Unterricht vom Magistrat angestellt. Der deutsche Schulmeister hatte im Jahre 1597 als Besoldung freie Wohnung, 6 Klafter Holz, 1 Schaf Korn, von jedem Schulkind 15 Kreuzer, von dem aber, welches auch rechnen lernte, 1 Gulden. — Der Pfarrer mußte zwei Gesellpriester halten, deren Auswahl ihm zustand, doch mußte er sie dem Magistrat vorstellen, der sie sodann aufnahm. Ein eigener Stadtprediger war schon lange hier und wurde vom Magistrat aufgenommen. Als 1570 der Pfarrer Stephan Speiner von Dingolfing Prediger wurde, ward ihm auferlegt, daß er alle Donnerstage nach dem Umgang, auch alle Sonn- und Feiertage nach dem Essen im hl. Grabe wie vor Alter Herkommen eine fleißige Predigt thue, auch einem Pfarrer allhier in der Kirche um gebührliche Vergleichung Beistand leiste und die Kranken besuche, wenn er begehrt wird.

Das sechszehnte Jahrhundert trug wie überall, so auch in Deggendorf die Anzeichen einer sittlich faulen, leidenschaftlich erregten Zeit, deren mindeste Sorge es war, in ihren Vorgängen nach dem Rechte zu fragen. Sie wollte sich im Drange des Uebels von außen und unter den Peinen eines bösen Gewissens selbst kurzweg zurecht setzen. So trat anfangs vielleicht unbewußt die Masse aller strebsamen Geister in scharfe Opposition mit dem bisherigen Zustande und zog die indolenten Anhänger mit sich in die Bewegung hinein. Die Sitten des Volkes waren bis zur Rohheit entartet und die öffentliche Sittlichkeit, nach der Erfahrung die beste Einigungs- und Erhaltungskraft deutschen Wesens, war aus dem gesellschaftlichen Zustande auf eine beklagenswerthe Weise abhanden gekommen, in einem Grade, wie man sich freilich kaum leicht vorstellen kann ohne genaue Einsicht in die Akten damaliger Zeit. Das Salz der Erde war schaal

geworden und die Seelsorge in der Stadtpfarre ließ viel zu wünschen übrig. Der Stadtrath lag beständig mit der Geistlichkeit in Streit, die freilich ihren Pflichten nicht nachkam. Die beständigen Zwiste der Geistlichen unter einander, die sie vor dem Rathe zum Austrag brachten, konnten mit ihren Angaben nicht zur Erbauung dienen. „Ihr verrichtet, heißt es in einem Rathsprotokoll aus jener Zeit, die gottesdienstlichen Handlungen mit solcher Lauheit, mit Spottung absque omni devotione, daß man daraus sieht, daß ihr selber nichts darauf haltet und die Ceremonien mit Verachtung ausrichtet, insbesondere sieht man, daß Herr Beneficiat Asen sein Thun und Wesen, es sei mit Singen, Lesen oder anderen Ceremonien in der Kirche nur als pagschierische Fantaseien ausrichtet, oftmals von einem Altar zum anderen geht, oder unter der Messe, während er celebrirt, mit den Leuten von unnützem Schwatzen redet, sogar oftmals auf dem Altare irre wird. Solches wurde ihm vom Rathe in Folge höheren Auftrages schon scharf gerügt, auch gegen den Pfarrer wegen seiner leichtfertigen ärgerlichen Weise ernstliche Rüge erlassen. So vollbringt ihr eueren Gottesdienst und Celebration unordentlich, unandächtig, treibt euern Spott damit, das steht dem Pfarrer weder geistlich noch weltlich gut, habts doch in eueren Obligationen, wie und was ihr zur Kirchen halten sollt. Ihr nehmt euch so viele Altarkaplaneien, Gesellständ und Geikirchen zu verwesen an, daß ihr derselben mehr habt als Tage in der Woche sind, laßt euere Beneficien vaciren, insbesondere an Festtagen, macht ein Kaufmannswerk daraus, aus welchem Allem der Pfarrgemeinde wenig gute Lehre, sondern vielmehr böse Exempel und alles Aergernuß erwächst. Ferner seid ihr dahin gesinnt, wenn ein anderer rechtschaffener, fleißiger und züchtiger Priester hieher kommt,

so ists euch zuwider, richtet ihn aus, treibt mit ihm Spott, verachtet ihn, haltet ihn für einen Faman (Phantasten?), stallirt ihn aus, einer heißt ihn einen Hundsgeheuer, der andere einen Narren, einen Schuster und andere unzüchtige Dinge, derer ihr euch als geistliche Leute schämen nnd Andere darüber strafen sollt."

Welche bodenlose Tiefe moralischer Versunkenheit zeigt uns nicht diese Strafpredigt eines Magistrats! In solches Wirrsaal und solche Faulniß der gesellschaftlichen Zustände mußte der von Luther ausgestreute Same ungemein günstig fallen, und es ist kein Wunder, daß auch hier die neue Lehre bei vielen Bürgern Anklang fand, Irrung im Glauben und Mißhellung der Gemüther im Leben erweckte. Nur die weise Strenge, mit welcher die Herzoge von Bayern über die Reinerhaltung des katholischen Glaubens wachten, verhütete größeren Abfall. Als Anhänger der Lutherlehre in Deggendorf offenbar wurden, mußte nicht nur der Rath alle Mittel zur Unterdrückung aufbieten, sondern es kamen auch eigene Commissäre und Visitatoren zur Ausrottung der neuen Ketzerei. Im Februar 1571 hat der Rath alle Verdächtigen vorgeladen und ihre Erklärungen aufgenommen. Laut dem noch vorhandenen Protokoll zeigten sich 27 Personen beiderlei Geschlechts hartnäckig und wurden deßhalb aus der Stadt gewiesen, drei unterwarfen sich sogleich, vier baten sich Bedenkzeit aus. Für die Zukunft durfte kein Bürger mehr aufgenommen werden, der sich nicht ausweisen konnte, daß er ächt katholisch sei, ja selbst Fremden, welchen eine Erbschaft in der Stadt zugefallen war, wurde solche erst dann verabfolgt, wenn sie sich über ihre katholische Religion ausgewiesen hatten.

Aus Furcht, die Irrlehre möchte noch mehr Anhänger erwerben, sowie auch, um tüchtige Arbeiter zu haben,

den Samen dieser Irrungen gänzlich auszurotten, wurde von der Stadt im Jahre 1625 von dem Churfürsten Maximilian dem Großen die Errichtung eines Kapuzinerklosters erbeten und erlangt. Sogleich langten nun die Kapuziner hier an und wohnten bis zur Vollendung des Klostergebäudes im Hause des Stadtpredigers, dessen Verrichtungen und Besoldung ihnen übertragen wurden. Am 8. Juli 1629 wurde das neue Kloster zu Ehren des hl. Erzengels Michael vom Bischof Heinrich zu Regensburg feierlich eingeweiht und der erste Gottesdienst in der Klosterkirche gehalten. Zwei Tage darauf, den 10. Juli 1629 hat der Bischof unter Assistenz der Aebte von Niederaltach und Metten und im Beisein beider Convente die seit 1338 in einem wohl verschlossenen runden Glase und einer schlechten kupfernen Monstranze aufbewahrten wundervollen heiligen Hostien aus dieser Monstranz herausgenommen, in eine größere von Silber versetzt und alsdann in feierlicher Procession durch die Stadt getragen.

Während in Deggendorf auf solche Art der Ausbreitung der neuen Lehre gesteuert ward, hatte anderwärts der große Kampf der Neuerung gegen die katholische Kirche längst wenigstens den Vorwand für dynastische Interessen abgeben müssen, für welche in offenen Feldschlachten Ströme von Blut vergossen wurden. Der Schwedenkönig Gustav Adolph, nach Vergrößerung seiner Macht und nach der Kaiserkrone lüstern, hatte 1630 mit Unterstützung Richelieus sein Heer nach Deutschland übergesetzt und war am 6. November 1632 bei Lützen dem Tode verfallen, nachdem er zwei Jahte lang unsägliches Elend über unser Vaterland gebracht hatte. Auch nach seinem Tode setzten die schwedischen Feldherren mit französischem Gelde den Krieg fort, und Bernhard von Weimar verheerte im folgenden Jahre unser liebes Bayerland. Am 23. Nov. 1633

eroberte er Straubing und nun mußte auch das bisher von diesem Kriege unberührte, von jeder Hilfe entblößte Deggendorf zittern *). Die churfürstliche Regierung, welche sich von Straubing nach Deggendorf zurückgezogen hatte, fand sich auch da bald nicht mehr sicher und flüchtete nach Vilshofen, ließ aber, weil der Feind schon an der Donau herabzog, die hiesige Donaubrücke abbrechen. Am Donnerstag den 24. Nov. ging Rittmeister Scheratin mit 2 Eskadronen Reiter zu Straubing über die Donaubrücke, besetzte Bogen und drang nach Deggendorf vor. Hier fand er die Thore gesperrt und die Stadtmauern von den Bürgern besetzt. Auf sein Verlangen, in die Stadt eingelassen zu werden, wurde ihm erwiedert, daß man bei diesen gefährlichen Läuften ohne höheren Befehl die Thore Niemanden öffne. Darüber unwillig legte er sich mit seinen Reitern vor das untere Thor; während der Zeit kam Oberst Perkhauer mit noch 4 Eskadronen Reiter ebenfalls hier an und forderte im Namen des Herzogs Bernhard Quartier in der Stadt, erhielt jedoch gleiche abschlägige Antwort. Er versprach, daß die Stadt, wenn seinem Begehren entsprochen werde, auf alle Art geschont werden solle; allein die Bürger erfüllten getreu den churfürstlichen Befehl, keinen Feind in die Stadt zu lassen. Nun drohte er, daß die Stadt, wenn sie auf ihrem Widerstande beharre, mit Feuer und Schwert vernichtet werden solle. Drei Stunden dauerten die Unterhandlungen, ohne zum Ziele zu führen. Daher suchte der Feind seine Drohungen wahr zu machen. Beim Kramthor wurden Sturmleitern angelegt und die aufgezogene

*) Quelle ist hier eine gleichzeitige handschriftliche „unterthänigste Relation und Beschreibung, was sich in und nach der Eroberung und Einnehmung der Stadt Deggendorf zugetragen.“

Zugbrücke zu sprengen versucht. Die Bürger gaben nun Feuer auf den Feind, drei schwedische Reiter wurden todt geschossen, drei tödtlich verwundet. Oberst P. nahm nun die Unterhandlungen wieder auf, welche endlich, da die Bürgerschaft von aller Hilfe entblößt und ein Entsatz nicht zu hoffen war, dahin abgeschlossen wurden, daß die Stadt 2500 fl. Kriegssteuer erlege und die Thore öffne, er hingegen bei dem wahren Gott gelobte, in der Stadt gutes Regiment zu halten, die Bürger vor aller Plünderung zu sichern, ihr Eigenthum und ihre Personen gegen alle Gewaltthat zu schirmen. In die Stadt eingelassen forderte er die Thorschlüssel, löste die bürgerlichen Wachen ab und legte 4 Eskadronen den Bürgern ins Quartier. Zugleich wurden alle Zimmerleute der Stadt und des Gerichtsbezirkes bei Lebensstrafe aufgefordert, die abgebrochene Donaubrücke schnellstens wieder aufzurichten. Bereits an den beiden folgenden Tagen kam Herzog Bernhard mit einer bedeutenden Macht an Kavallerie, Infanterie und Artillerie über die Brücke in die Stadt. Nach eingenommenem Mittagsmahle bestellte Oberst Sadler als Generalkommissär den ganzen Rath auf das Rathhaus und verlangte im Namen des Herzogs von Weimar unter Androhung blutiger Execution über die des Tags zuvor erlegten 2500 fl. noch 20,000 fl., welche auf der Stelle erlegt werden sollten. Der Rath verfügte sich zu Herzog Bernhard selbst und flehte sogar auf den Knieen um Minderung dieser Contribution, welcher sich denn auch endlich bewegen ließ, mit 15,000 fl. ohne Einschluß der Tags zuvor erlegten Summe zufrieden zu sein, welche jedoch in 5 Tagen bei Androhung von Morden und Plündern, Sengen und Brennen erlegt sein müßten. Die Soldaten zeigten sich in ihren Quartieren auch bereits sehr mord- und raublustig und schritten in manchen

Häusern auch schon zur That. Am fünften Tage waren 12,340 fl. beisammen, welche der Oberst Graf von Thurn in Empfang nahm. Zugleich ward der Befehl ertheilt, bei Leib- und Lebensstrafe die Gewehre und Waffen aller Art, sie möchten Privat- oder Communaleigenthum sein, dem Feinde zu behändigen, zugleich aber auch alles von Fremden in die Stadt gebrachte Gut auszuliefern.

Am 30. Nov. brach der Weimarer Herzog von Deggendorf auf und verlegte sein Hauptquartier nach Aholming. In der Stadt ließ er 10 Compagnien Infanterie und Kavallerie unter dem Kommando eines Rittmeisters und des Oberstlieutenants Mengel zurück. Am 3. Dez. erschienen in der Nähe der Stadt auf den Bergen zwei Kompagnieen Kroaten, worüber die Schweden, in der Meinung, daß sie die Vorhut einer stärkeren Macht sein könnten, in Furcht geriethen und Anstalten zum Aufbrechen machten. Vor dem Abmarsch forderten die beiden Kommandanten für sich noch weitere 4000 fl., und da man diese nicht sogleich erlegen konnte, nahmen sie drei Stadtkämmerer und den Stadtschreiber in Verhaft, brachen am 4. spät Abends auf, brannten das Herolds-, Ober- und Kramthor sammt den Zugbrücken nieder und lagerten sich jenseits der Donau zu Fischerdorf. Man unterhandelte mit den Feinden dahin, daß man 1500 fl. erlegen wolle, wenn die Geißeln wieder entlassen würden; allein obgleich diese Summe erlegt wurde, wurden die Geißeln doch unter vielen Mißhandlungen bis Straubing fortgeschleppt.

In der Stadt blieb noch einiges Kriegsvolk zurück. Dieses plünderte und marterte nun vollends die Einwohnerschaft und erpreßte, was zu erpressen war. Sieben Personen wurden todtgeschlagen, 23 starben an den erlittenen Mißhandlungen, viele wurden bis aufs Hemd

oder ganz nackt ausgezogen, Truhen und Kästen zerhackt, alle Habe geraubt, Pferde und Getreide mit fortgeschleppt, über 30 Gebäude niedergebrannt und bei ihrem Abzug auch das untere Thor und die Donaubrücke den Flammen preisgegeben. — Die Kirchenschätze waren auf höchsten Befehl vom 16. April 1632 bereits vor einem Jahre nach Burghausen geflüchtet worden; der größte Theil davon wurde nach einem allerhöchsten Rescript vom 27. Oktober 1636 zur Bestreitung der allgemeinen Landesbedürfnisse eingeschmolzen und den Stiftungen für den Betrag Schuldobligationen zugestellt.

Grenzenloses Elend war jetzt überall in der Stadt; ohne Geld, ohne Nahrungsmittel, ihrer Geißeln in der Ferne eingedenk — wußte Niemand Rath und Hilfe. Den Geißeln gelang es endlich zu Straubing, von Herzog Bernhard ihre Entlassung zu erwirken; auf dem Heimwege aber fielen sie wieder zwei schwedischen Reiterschaaren in die Hände, wurden aller Kleider, die sie am Leibe trugen, beraubt und so in ihre Heimath entlassen. Das Unglück der Stadt vermehrte sich noch dadurch, daß auch alle Kirchen beraubt waren: sämmtliche Opferstöcke waren erbrochen, Ornate und Meßgeräthschaften weggeschleppt; nur das Mirakl im hl. Grab hatten die Feinde trotz aller Bemühung nicht finden können. „Es verbarg sich unter einer spinnwebförmigen Materie und die Feinde konnten es nicht sehen." Die Stiftungen verarmten und konnten der Bürgerschaft mit Darlehen nicht aufhelfen, denn ihre Einkünfte lagen darnieder, indem ihre Güter auf dem Lande, woher sie Zehenten, Geld oder Getreidgilten bezogen, ganz zerstört, die Bebauer derselben ermordet oder vertrieben waren. Die Drangsale wurden durch beständige Quartiere noch vergrößert, viele Häuser waren ganz verödet und konnten so wenig einen Käufer

finden als die Güter auf dem Lande. Aller Verkehr, aller Handel und Wandel lag darnieder, da nirgends im Lande Sicherheit war, und das Elend erzeugte Diebstahl aller Art. Die befreundeten Soldaten brachten nicht viel geringere Unsicherheit: die Spitalstiftung, welche jenseits der Donau Aecker und Wiesgründe bebaute, mußte beständig Soldaten zum Wachen bezahlen und zu den Arbeitern stellen, damit nicht selbst von befreundeten Soldaten Vieh und Menschen weggetrieben würden. Später sind die Feinde nie mehr nach Deggendorf gekommen.

Das Unglück ist feig, wie Shakspeare sagt, und geht nicht gern allein. Bald nach dem Abzug der Feinde im Jahre 1634 brach in der Stadt eine bösartige ansteckende Krankheit aus. Alle Häuser, in welchen Jemand an dieser Krankheit starb, wurden gesperrt, die Gestorbenen nicht in den Friedhof bei der Pfarrkirche, sondern in jenen zu Schaching begraben, welcher darum auch der Brechfreudhof genannt wurde. Es wurde ein eigener Feldscherer als Brechbader aufgenommen, auch ein besonderer Priester aufgestellt, welcher den von der Pest Befallenen beistehen und ganz abgesondert wohnen mußte, die Thore wurden gesperrt und vor jedem ein eigenes Haus zur Quarantäne eingerichtet; die Bürger mußten bei den Thoren Wache halten und durften Niemand in die Stadt einlassen, der nicht mit einem Eide betheuern konnte, daß er mit der bösen Krankheit nicht behaftet sei. Noch 1649 und 1679 findet man Ausbrüche dieser Pest und am 13. Juli 1679 traf beim Rathe der Befehl ein, daß von nun an die Wachen einzustellen seien, welche die Bürgerschaft bei den Thoren noch immer verrichten mußte, obgleich immer Soldaten zu Fuß und zu Pferd hier und in der Umgegend lagen. Diese Wachen hieß man Infektionswachen.

In den Jahren 1655—1657 wurde die Pfarrkirche

in ihrer jetzigen Gestalt erbaut, ein schönes Monument des religiösen Eifers und Gemeinsinnes der Bürger. Wenn man in den Baurechnungen von 1656 und 1657 nur die Summe von 17,260 fl. findet und die Größe des Baues mit diesen geringen Kosten zusammenhält, so kann man sich des Staunens nicht erwehren. Aber man liest in den Rechnungen auch: „was solchen Bau gering und erschwinglich machte, ist die starke Roß- und Handscharwerk, so die Bürgerschaft eifrig und wohlmeinend dabei verrichtete, also daß täglich 20 und mehr Personen Handscharwerk umsonst verrichteten, auch diejenigen Bürger, welche Pferde besaßen, täglich viele Fuhren unentgeltlich thaten, auch das Steinwerk nahe bei der Hand war und der Rath die Ziegelöfen unentgeltlich angelassen hat." Auch war leichter zu bauen in jener Zeit, da z. B. 1 Klafter Brennholz 50 Kr., 50 Baustämme 20 fl., ein gemeines Brett 3 Kr., ein Gerüstbrett 12 Kr., der Zentner Blei 8 fl., ein Holzfloß sammt Gyps 25 fl., eine Kiste Mittelscheibenglas 1 fl. kostete, der Maurer- und Zimmergeselle des Tages 13 Kr., der Meister 14 Kr. ohne Kost bezogen und 1000 Steine mit 50 Kr. bezahlt wurden. — Der Hochaltar ist von dem Bildhauer Franz Mozart in Straubing und wurde im Jahre 1692 aufgestellt. Der bisherige Altar wurde alsdann in die Kirche zu Schaching übertragen und daher kommt es, daß durch eine auf demselben angebrachte Inschrift Manche sich zu der unrichtigen Annahme verleiten ließen, als sey diese Kirche früher die Pfarrkirche von Deggendorf gewesen. Ueber die alte Pfarrkirche findet sich nichts, nur das ist gewiß, daß sie der gothischen Bau-Periode entstammte. Als der neue Bau im Jahre 1743 abbrannte, ging das Gewölbe nicht ein, und deßhalb wurde bei dem wiederholten Baue derselben die Gestalt beibehalten, die sie 1657 angenommen hatte. Kunstgeschicht-

lich merkwürdig ist ein an der Außenseite der nördlichen Mauer befindliches Relief aus Sandstein, die Flucht der heiligen Familie nach Aegypten darstellend.

Kaum waren die Wunden vernarbt, welche der dreißigjährige Krieg geschlagen hatte, da entzündete sich im Anfang des 18. Jahrhunderts der spanische Erbfolgekrieg, der für unser Vaterland so ruhmlos und unglücklich war. Schon im Jahre 1702 erging an die Stadt der churfürstliche Befehl, sich in ordentlichen Vertheidigungsstand zu setzen. Zu diesem Ende sollten sich die Bürger mit Waffen wohl versehen und sich darin üben, Stadtmauern und Thore in guten Stand setzen und den verfallenden Stadtgraben ausräumen. Ein Magazin mußte angelegt werden und hatten dazu die Landgerichte Osterhofen, Natternberg und Deggendorf die Vorräthe zu liefern. Der Churfürst Max Emmanuel organisirte auch die Landmiliz, oder wie man das Ding damals hieß, die Landfahnen, und hieran mußte jeder wehrbare Mann, ledig oder verheirathet, ansässig oder unansässig, Antheil nehmen. Die ledige Mannschaft wurde sodann ausgewählt und bildete den Ordinari- und engeren Ausschuß, der in Landregimenter eingetheilt, tüchtig exercirt und unter das Commando von Offizieren der regulären Truppen gestellt wurde. Damit die Mannschaft exercirt werden konnte, ohne daß es besonders lästig fiel, wurden die Regimentsbezirke wieder in Compagnie-Bezirke eingetheilt und jedem ein Exercirplatz und ein Kommandant bestimmt. War die Mannschaft exercirt, so wurde sie entlassen und war wieder ihrer gewöhnlichen Obrigkeit unterthan. Damit sie aber inzwischen das Exercitium nicht wieder vergessen, wurden alle Gerichtssprengel in kleine Bezirke abgetheilt und für jeden ein Unteroffizier aufgestellt, bei dem die Mannschaft jeden Sonntag um 7 Uhr Morgens in Montur und Armatur erscheinen, so dem Gottes-

dienst beiwohnen und darnach ein paar Stunden exerciren mußte. Die Strafe des Ausbleibens war das Reiten auf einem hölzernen Esel. Die Equipirung dieser Mannschaft mußten die Gemeinden bestreiten. Das Regiment des engeren Ausschusses vom Regierungsbezirke Straubing wurde dem Kommando des Obersten und Grenzhauptmannes zu Furth J. B. Walser von Syrnburg untergestellt und in 6 Kompagnieen eingetheilt. Die Kompagnie des engen Ausschusses marschirte nach Ingolstadt, jene der Ordinari-Landfahnen zur Vertheidigung der Grenze nach Passau.

Am 3. April 1703 erging von der Regierung wegen des Vordringens der Oesterreicher Befehl nach Deggendorf, die Donaubrücke abzubrechen und alle Orte zu beiden Seiten des Stromes wie in Pestzeiten zu bewachen; alle Schiffe und Fahrzeuge mußten bei Lebensstrafe auf das rechte Ufer hinübergebracht werden, damit sie dem Feinde nicht zur Ueberfahrt dienen. Den ganzen Sommer 1703 streiften feindliche Abtheilungen von Böhmen her durch den Wald, sowie von Passau her bis in die nächsten Umgebungen der Stadt, forderten überall hohe Contributionen und plünderten allenthalben. Keine reguläre Miliz stand ihnen entgegen, die Landfahnen aber liefen überall vor dem Zusammentreffen auseinander, weil sie schlecht verpflegt waren und überhaupt eine Truppe nie vor dem Feinde Stand hält, die der Anstrengungen des Felddienstes ungewohnt, an Gewerbe und Heerd gebunden, um Familie und Eigenthum besorgt ist. Am 22. Sept. 1703 rückte der österreichische Oberst d'Arnon vom Armeekorps des Generals Cronsfeld vor Deggendorf. Er fand die Thore geschlossen und mit Pallisaden verrammelt, die Stadtmauern von den Bürgern besetzt. Er forderte sie zur Uebergabe auf, fand aber kein Gehör. Sofort rückte sein aus 1600

Mann Infanterie und 800 Mann Kavallerie bestehendes Korps in die Vorstädte und führte auf den Anhöhen um die Stadt 4 Kanonen und 4 Mörser auf. Nicht Ein Mann regulärer Miliz war in der Stadt. Die Bürger erkannten die Unfruchtbarkeit einer Vertheidigung, knüpften Unterhandlungen an und öffneten die Thore. Oberst d'Arnon forderte 13,000 fl., welche auch sogleich bezahlt wurden. Nach ein paar Tagen kam der General Cronsfeld selbst mit einer bedeutenden Macht nach Deggendorf und forderte auch für sich noch ein „Präsent," welches die Stadt mit 1775 fl. leistete. Dieser General verlangte auch die zehn wunderbaren heiligen Hostien zu sehen. Der Pfarrer Wischlburger, der den ganzen Hergang ganz genau erzählt, stellte ihm vor, „daß unter den etlich tausend Mann auch gar viele Offiziere wären, die nicht unseres katholischen Glaubens seien, es möchte durch solche dem mirakulösen höchsten Gut eine Irreverenz geschehen, was die Bürgerschaft selbst mit ihrem Blute rächen würde." Se. Excellenz ruften alsbald überlaut: „ihr Herren Offiziere, wem immer beliebt, der komme; allhier ist ein lebendiges Mirakul zu sehen," worauf dann wahrhaftig alle Offiziere, was Glaubens sie auch waren, auf die Knie sich niedergelassen, alle Ehrenbezeugung und Submission erwiesen und Se. Excellenz etwelche gedruckte Relationes verlangt und erhalten. Trug darauf dem allhier kommandirenden Obristlieutenant Talborn auf, daß er bei allen sich begebenden Fällen über dieses und andere Gotteshäuser die beste Obsicht halten solle." Später befahl General Cronsfeld dem genannten Kommandanten von Passau aus, vor seinem Abzuge die ganze Stadt zu plündern und zu ruiniren, und nur um des hochwürdigen Mirakels willen nahm er auf Talborns Vorstellung den Befehl wieder zurück.

Talborn lag mit seinem Korps 16 Wochen in Deggendorf; er erhielt von der Stadt ein wöchentliches Tafelgeld von 50 fl. und mußte solches ihm eine Woche länger als er wirklich da war, bezahlt werden nebst 48 fl. Präsent beim Abzug. Selbst Kammerdiener, Tafeldecker und Stallknechte mußten eigens und bedeutend honorirt werden. Die bayerischen Truppen hatten jenseits der Donau zu Wischelburg ein festes Lager bezogen, von wo aus sie über die Donau herüberstreiften und Anfangs November selbst bis nach Deggendorf kamen. In der Martinswoche 1703 überfielen sie nämlich mit Beihilfe vieler Bauern ein Kommando kaiserlicher Husaren, welche in der Hafnerstadt und im Mühlbogen einquartiert waren, tödteten einen Husaren, blessirten etliche und machten mehrere Gefangene. Der Stadtkammerer Andrä Passauer, welcher das Quartieramt versah, kam darüber in Verdacht eines Einverständnisses mit den Bayerischen, wurde deßhalb in Eisen und Bande gelegt und nur gegen ein Lösegeld von 924 fl. wieder freigegeben. Nun wollte Talborn einige Häuser in der Vorstadt abbrechen und um ihn davon abzubringen, mußten ihm wieder 260 fl. erlegt werden. Am 12. Jänner 1704 verließen die Kaiserlichen Deggendorf und zogen sich über Ruhmannsfelden und Viechtach nach Cham zurück. Die Kosten, welche sie der Stadt machten, wurden auf 50,000 fl. berechnet. In den 16 Wochen ihres Hierseins hatten sie 536 Kranke, wodurch in der Stadt eine ansteckende Seuche ausbrach. Viele Familienväter wurden hingerafft, Wittwen und Waisen mehrten sich, die Gewerbe lagen wieder völlig darnieder, viele Einwohner hatten bereits den Bettelstab ergriffen (Magistratsbericht vom 5. März 1704).

Dennoch wurde der Stadt noch lange keine Erleichterung. Schon zwei Tage nach dem Abzuge der Oesterreicher rückten

250 bayerische Soldaten ein, die wieder eben so theuer verpflegt werden mußten und gleich hohe Präsente eintrieben. Am 19. April 1704 rückte der französische Oberstlieutenant Serapion de Berquere mit 3 Kompagnien in die Stadt und forderte die gleichen Leistungen. Bei diesem Korps waren besonders lästig die Weiber und Kinder der Offiziere und Unteroffiziere, deren fast ebenso viel als Gemeine waren und die nicht minder verpflegt werden mußten. Im Herbste 1704 wurden die Bayerischen von den Kaiserlichen wieder vertrieben und im Mai 1705 mußte auch Deggendorf dem Kaiser die Huldigung leisten. An dem Aufstande der bayerischen Unterthanen gegen die Oesterreicher nahm die Stadt keinen Antheil. Am 10. März 1706 wurde zu den ungeheueren Lasten der Durchmärsche, Standquartiere und Lieferungen hinzu der Stadt noch eine Steuer von 2115 fl. auferlegt, die in 4 Tagen erlegt sein mußte. Bis zu den Friedensschlüssen von Rastadt und Baden (1714) war Bayern eine österreichische Provinz und litt alle Bedrückungen, die über ein mit dem Schwerte erobertes Land verhängt werden.

Allein auch jetzt blühte nicht lange die Palme des Friedens. Als am 20. Oktober 1740 mit dem Tode Karls VI. der habsburgische Mannsstamm erloschen war, erhob Churfürst Karl Albrecht Anspruch auf die österreichischen Erbländer und begann einen Krieg, der ihm selbst wenig Ruhm, dem Lande aber neue Wunden und unsägliches Unheil brachte. Eine kurze Zeit schien das Glück des Krieges den Planen des Churfürsten günstig zu sein, aber gerade in dem Augenblicke, da er es zu fassen und festzuhalten gedachte, kehrte es ihm treulos den Rücken zu. Am 12. Februar 1742 ließ Karl Albrecht sich zu Frankfurt am Main in Pracht und Freuden die Kaiserkrone auf das Haupt setzen — und Tags darauf, den

13. Februar, rückten die Oesterreicher in seiner Hauptstadt München ein, nachdem sie mühelos den schlecht besetzten und noch schlechter vertheidigten Donaustrom überschritten hatten. Nun hatte Bayern drei volle Jahre lang wieder alle Schrecken des wildesten Krieges zu tragen und besonders der bayerische Wald Leiden zu dulden, gegen welche die Gräuel des dreißigjährigen Krieges beinahe verschwinden. Der berüchtigte Baron von Trenk führte aus den Forsten und Steppen Ungarns jene schrecklichen, zügellosen Schaaren der Panduren herbei, die nun in Verbindung mit den Warasdinern, Marochen, Karlstädtern, Likanern, Heiduken, Tolpatschen, Sauströmern und was immer für Namen dieses wüste Raubgesindel getragen hat, in den abscheulichsten Grausamkeiten ihren Namen verewigten. So arg hausten diese wilden Bestien in unserem armen Lande, daß die Staatsmänner jener Zeit allen Ernstes die Frage erörterten, ob es nicht eine schreiende Verletzung des Völkerrechtes sei, solche barbarische Horden gegen gebildete Völker in's Feld zu führen.

Deggendorf war nur von der Freikompagnie des Peter von Prielmaier besetzt. Am Lichtmeßtage 1742 erschien plötzlich Trenk mit einer Schaar seiner Panduren vor der Stadt und forderte unter Androhung von Plünderung und gänzlicher Zerstörung schleunige Uebergabe. Die Besatzung floh sogleich nach Straubing, die Bürger öffneten die Thore und Trenk besetzte die Stadt mit 500 Mann. Am 22. April zogen die Panduren wieder ab und die bayerischen Freikompagnieen besetzten die Stadt neuerdings; die Franzosen unter dem Grafen von Harcourt lagerten zu Niederaltach, die bayerische Armee unter dem Grafen von Törring lag zu Plattling. In dieser Stellung blieben sie den ganzen Sommer. In der Nacht vom 5. zum 6. September verließ das französisch-bayerische Heer

seine Stellung und noch in der nämlichen Nacht wurde Deggendorf schon wieder von den Oesterreichern besetzt. Am 29. September, gerade unter der Prozession, mit welcher die Gnade eröffnet wird, kamen unvermuthet einige hundert bayerische Truppen an, tödteten einige von der Besatzung, nahmen einen Theil derselben gefangen und verjagten die Uebrigen. Jedoch schon am 5. November erschien Trenk, von Cham herbeieilend, wieder vor der Stadt und nahm sie den 7. November in Besitz, um sie dann um die Mitte des Monats Dezember wieder den Franzosen zu überlassen, welche dieselbe den ganzen Winter besetzt hielten. Die Sterblichkeit unter dieser französischen Truppe war so groß, und verbreitete sich auch unter der Einwohnerschaft so stark, daß der Verfasser einer hier zu Grunde liegenden Erzählung im Deggendorfer Pfarrbuche erzählt, er habe einmal an Einem Tage 33 Pfarrkinder in Einer Grube eingesegnet.

Der Frühling des Jahres 1743 brachte der Stadt endlich völliges Verderben. Am 16. Mai um 9 Uhr Abends entstand durch den Uebermuth eines französischen Koches, der, um das Feuer schneller brennen zu machen, Schmalz auf den Heerd geworfen hatte, ein Brand, der 94 Häuser in Asche legte. Auch der erst neu erbaute Thurm der Gnadenkirche brannte aus. Zehn Tage darauf, am 27. Mai griff der österreichische Feldmarschall Graf Khevenhüller die Stadt an; dreimal zurückgeschlagen eroberte er dieselbe im vierten Sturm und zwang die Franzosen, über die Donau zu fliehen. Nun wurde die Stadt den zuchtlosen Schaaren zur Plünderung überlassen, alle Gräuel verübt, selbst die Heiligthümer der Kirchen entweiht und wieder mehrere Häuser den Flammen preisgegeben. 200 Franzosen, die sich in der Stadt verspätet hatten, geriethen in Gefangenschaft. Die Einwohner

wurden abscheulich gemartert. Viele Bürger mußten niederknieen und die Soldaten stellten sich, als wollten sie ihnen die Köpfe abschlagen; den Leuten wurden die Kleider vom Leibe gerissen, ein Bürger am Altar, wohin er sich geflüchtet hatte, völlig entblößt, ein Sattler auf dem Platze erschossen, eine Magd in die Flammen des brennenden Spitals, da sie sich retten wollte, wieder zurückgetrieben und verbrannt, ein Bauer beim Holzhauen erschlagen, und wären nicht die meisten Einwohner mit den Franzosen über die Donau geflohen, die Barbaren hätten noch viel heilloser gehaust. Nachmittags um 1 Uhr fing der Thurm der Pfarrkirche zu brennen an, das ganze prächtige Gotteshaus wurde ein Raub der Flammen, die gesammte untere Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt. Ohne Geld, ohne Nahrung, ohne Obdach, aller Habe beraubt, irrten die unglücklichen Einwohner unter den Brandstätten oder in den nahen Wäldern umher — und auch jetzt war der Kelch ihrer Leiden noch nicht erschöpft. Am 18. Juni Nachmittags entstand abermals Feuerlärm und es brannte wirklich in einem Bäckerhaus der oberen Stadt. Das Feuer verbreitete sich schnell und zerstörte auch noch dieses ganze bisher noch verschonte Viertel. Von ganz Deggendorf standen nun nur noch 33 Häuser, abgebrannt waren 242 Wohnhäuser mit mehr als 100 Nebengebäuden. Der Schaden ist in den Berichten des Magistrats auf eine halbe Million berechnet. Drei Jahre war Deggendorf von den Oesterreichern besetzt. Die übrig gebliebenen Bürger sammelten sich allmählig wieder um die Brandstätten und bauten ihre Häuser neuerdings auf, wie die Noth es gestattete und das äußerste Bedürfniß es forderte; aber sie konnten erst dann wieder etwas freier aufathmen, als nach Karl Albrechts Tode dessen Sohn Maximilian Joseph durch den Vertrag von Füssen

am 22. April 1745 seinem Lande endlich den Frieden schenkte.

Möge nie der Tag mehr scheinen,
Wo des Krieges rauhe Horden
Wieder dieses Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt.

Völlig verelendet tritt die Stadt in die neueste Zeit herein: noch im Anfang dieses Jahrhunderts waren nicht alle Brandstätten mit Neubauten gedeckt. Glücklicher war die Stadt in den letzten französischen Kriegen, in welchen sie nur die allgemeinen Lasten zu tragen hatte, welche Durchmärsche von Truppen und Quartiere bisweilen verursachten. Um so unglücklicher war ihr das Jahr 1822; am 15. Juni dieses Jahres, gerade 79 Jahre nach dem letzten Brande, zerstörte eine große Feuersbrunst wieder 240 Häuser, beinahe die Hälfte der Stadt. Schon war die gefräßige Flamme in der Nähe der Gnadenkirche, aus der man das Heiligthum bereits geflüchtet hatte, da wendete sich plötzlich der Wind und ehrfurchtsvoll trat das furchtbare Element zurück. Vom oberen Thor bis zur Gnadenkirche war jetzt die Stadt wieder zerstört.

Die vielen Friedensjahre jedoch hatten in Deggendorf bereits wieder solchen Wohlstand erzeugt, daß es sich bald wieder in verjüngter Schönheit aus Schutt und Ruinen erheben konnte. Die durch so viele Brandschäden verfallenen und vom Zahn der Jahre zernagten Stadtmauern ließ man der Zeit an's Herz sinken und baute sie nicht mehr auf; die letzten Reste derselben, die ich noch sah,

sind vor ein paar Jahren gefallen. So bietet Deggendorf nun den heiteren, gefälligen Anblick einer modernen Stadt mit hellen, freundlichen Straßen und geschmackvoll erbauten Häusern, in denen es sich gar behaglich wohnt. Es ist hier der Sitz eines Bezirksgerichtes, eines Landgerichtes, eines Rentamtes und einer Bauinspection. Auch hat die Stadt ein Spital, ein Waisen- und Krankenhaus, welche letztere beide den barmherzigen Schwestern anvertraut sind. Als ein Hauptstapelplatz der Produkte und Fabrikate des bayerischen Waldes, der hinwieder von ihr seinen Bedarf an Getreide u. dgl. holt, erfreut sie sich einer Gewerbsamkeit, mit der wenige verhältnißmäßig große Städte dürften concurriren können. Die hiesige Schiffergilde hat trotz der Dampfschiffe noch immer zu thun und die Deggendorfer Ordinari ist noch immer in Gang. Am lebhaftesten geht's natürlich in der Gnadenzeit zu, während welcher schon seit dem 15. Jahrhunderte bloß die in der Stadt selbst ansäßigen Gewerbs- und Kaufleute feil halten dürfen. Aber auch sonst ist Deggendorf immer sehr belebt und besonders im Herbste begegnet man dort sehr vielen Fremden, welche die Stadt als Ausgangspunkt für eine Rundreise durch den bayerischen Wald nehmen oder eine solche hier beschließen. Fremde finden hier in mehreren musterhaft eingerichteten Gasthöfen (drei Mohren, schwarzer Adler, beim Nürnberger) die trefflichste Bewirthung und Beherbergung mit allem wünschenswerthen Comfort, wo die wohlthuendste Herzlichkeit und das bereitwilligste Entgegenkommen den Glanz vornehmer Hotels mehr als ersetzen und die berüchtigten Schweizer Zechen nicht zu fürchten sind. Ein heiteres, frumm frohes Volk wohnt hier, überall herrscht die gemüthlichste und unterhaltendste Lebensart; und wem da, wo ihm wohl ist, sein Vaterland ist, der wird, hat er sich nur erst ein

bischen umgesehen, bald seinen Freunden schreiben: ich möchte mir hier eine Hütte bauen.

Beinahe hätte ich eine Hauptsache, das Wahrzeichen von Deggendorf, vergessen. Es ist ein altes Sprichwort: Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen. So ist's auch den lieben Deggendorfern ergangen. Um das Andenken an die im Schwedenkriege durch Bernhard von Weimar am 24. November 1633 erlittene Beschießung der Stadt zu bewahren, wurden einige Kanonenkugeln am Rathhause theils eingemauert, theils mit Ketten befestigt. Diese geschichtlichen Erinnerungszeichen nun sah ein Spottvogel für Sinnbilder eines Deggendorfer Kunstzweiges an, die Stadtbewohner nahmen dieß unbedachter Weise als eine Beleidigung und so haben die „Deggendorfer Knödel" einen ausgebreiteten Ruf erlangt. Hätten die Deggendorfer von Anfang an Spaß verstanden, so wäre die Neckerei längst vergessen. Dieß ist die Lehre dieser Geschichte. Es muß aber auch anerkannt werden, daß die Deggendorfer Hausfrauen ihrem Rufe in der Knödelbereitung nur Ehre machen.

* * *

Die Naturschönheiten ihrer Umgebung haben in den Deggendorfern den Sinn für das Schöne mächtig geweckt, und darum geschieht wohl nirgends mehr für Verschönerung einer Stadt, als hier. Allenthalben im Umkreise des Burgfriedens werden die schönsten Anlagen geschaffen, von denen ich nur die Marienhöhe an der Straße nach Metten, den überaus reizend und geschmackvoll angelegten Garten des Herrn Hofmann bei dem ehemaligen Forstamtshause, von wo aus man einen herrlichen Ueberblick über die Stadt und das Graflinger Thal genießt, sowie endlich die Anlagen auf dem Geiersberg hervorhebe. Kein

Fremder unterläßt es, den Geiersberg mit seinem lieblichen, in gothischem Style edel aufgeführten Gotteshause zu besuchen, darin die Schmerzenmutter den Gebeten ihrer Kinder so hold ist und ihren schirmenden Mantel über die friedlichen Dächer der Stadt breitet, mächtiger schützend, als Mauern und Kanonen. Es ist überhaupt merkwürdig, daß in der Nähe katholischer Städte meist irgend ein Wallfahrtsort liegt, gewöhnlich zur Mutter Gottes und wo es angeht, auf einem Berge. So hat, um in unserer Nähe zu bleiben, München sein Maria Eich', Landshut sein Mariabrünnerl, Regensburg sein Maria Ort, Straubing sein Sossau, Amberg und Passau haben je ihren Mariahilfberg, Deggendorf besitzt seinen Geiersberg oder — wie ihn geziemender das sogenannte gemeine Volk nennt — Frauenberg. Es scheint dieß auch aus einem inneren Bedürfniß hervorgegangen zu sein; haben ja doch große Städte, und wenn man in ihnen auch noch so gut lebt, viel mehr Kummer und Elend, als daß gewöhnliche Mittel ausreichten, sie zu verscheuchen und zu lindern. Auch muß der Trostort etwas außer dem Bereiche des Stadtgewühles liegen, damit der bekümmerte Pilger oder das dankerfüllte Herz sich seitab daraus entfernen kann, um sich auszuklagen und auszuweinen und auszubeten. Dort in der Einsamkeit, wo so Viele ihre Noth klagen, ihren Kummer vor der Mutter der Barmherzigkeit ausgießen, geht das Herz viel leichter und viel weiter auf und empfängt also auch den Trost viel reichlicher.

Wann die Kirche und die Wallfahrt auf dem Geiersberg aufgerichtet wurde, habe ich nicht finden können; das Stylgefühl weist die Entstehung der Kirche in die Mitte des 15. Jahrhunderts, und vom Jahre 1483 ist auch das älteste der Votivtäfelchen, die in großer Anzahl

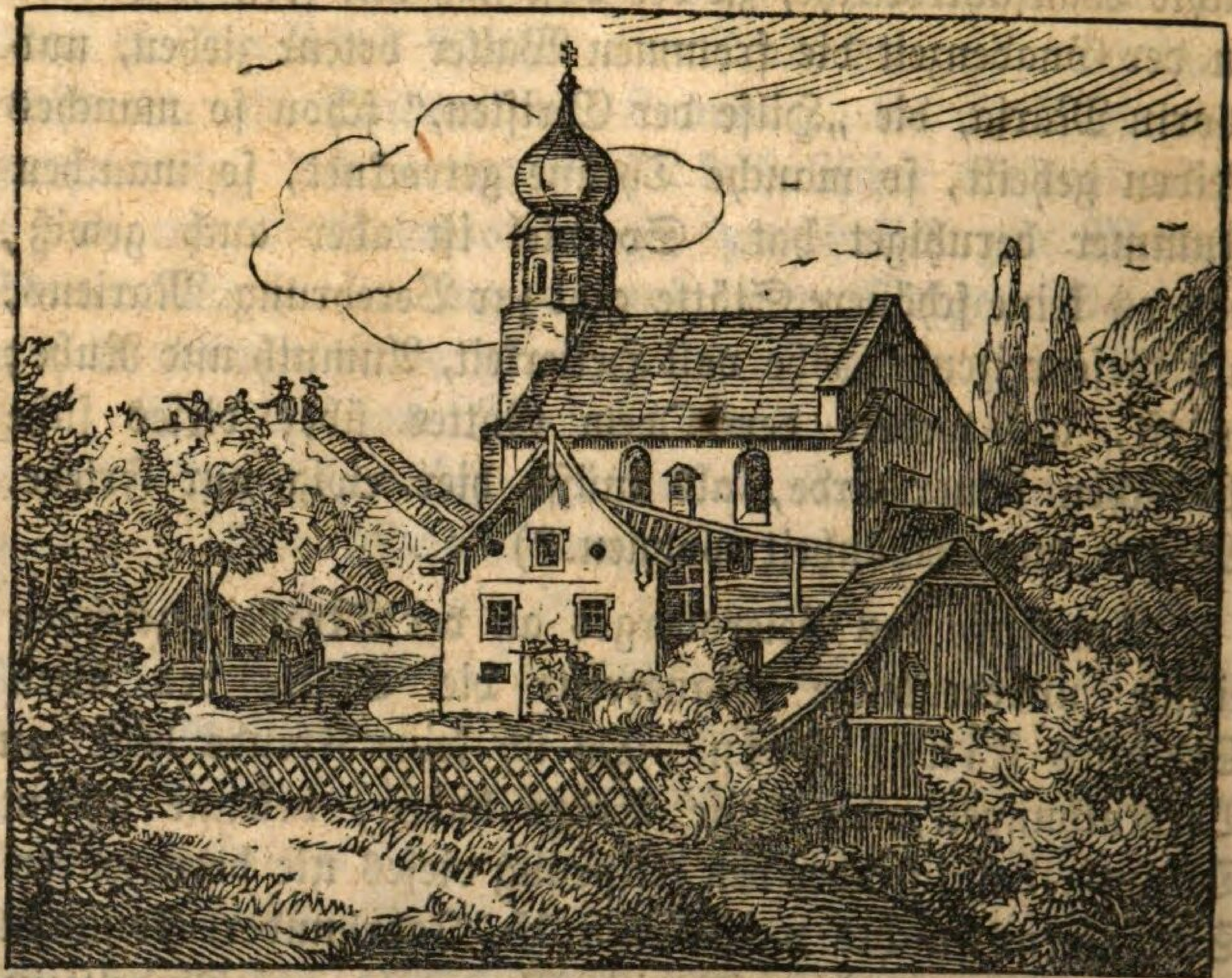
an den Wänden umherhangen als Beweise erhörter Wünsche im frommen Glauben der Beter. Seit wenigstens 400 Jahren also steht diese schöne, wunderverherrlichte Wallfahrtskirche, zu der von nah und fern besonders in der Gnadenzeit die frommen Waller betend ziehen, und worin Maria, die „Hilfe der Christen," schon so manches Leiden geheilt, so manche Thräne getrocknet, so manchen Kummer beruhiget hat. So viel ist aber auch gewiß, daß es keine schönere Stätte gibt zur Verehrung Mariens, als diese reizende Höhe voll Heiterkeit, Anmuth und Ruhe; es ist, als wehete der Odem Gottes über dieses süße Plätzchen seiner Erde, als müsse hier ewig nur Friede, Wonne und Schönheit wohnen.*)

Am Fuße des Geiersberges an der Straße bezeichnen einige unbedeutende Mauerreste die Stätte des alten Schlosses Findelstein. Da ich keine Freude hege an Vermuthungen, die keine Stütze haben, bekenne ich in Demuth, daß ich über den Ursprung dieses nie bedeutenden Schlößchens nichts weiß. Im 15. Jahrhundert kommen mehrere Glieder einer Familie Breu als auf Findelstein gesessen vor. Der Grabstein eines solchen Andrä Breu † 1425 ist in der Außenseite der nördlichen Kirchenmauer der Pfarrkirche eingesetzt. Später kam das Schloß an die Stadt, gerieth vom 17. Jahrhunderte an allmählig in Verfall, und wurde im Anfang dieses Jahrhunderts ganz abgetragen.

Wer in den Umgebungen Deggendorfs weitere Ausflüge machen will, wird nicht unterlassen, auch den Ulrichs-

*) Als Kuriosum und als Beweis deutscher Gründlichkeit sei hier auch bemerkt, daß Herr Archivar Pleikart Stumpf in seinem Prachtwerke „Bayern" auf den Geiersberg die Gnadenwallfahrt verlegt.

berg, die Rusel oder den Natternberg zu besuchen, und ich lade daher die Leser ein, mir auf diese drei Punkte zu folgen. Der Ulrichsberg mit seiner Kirche bietet



weithin den imposantesten Anblick und mit Vorliebe ruht auf ihm das Auge des Fremden. Ein angenehmer Weg führt von Deggendorf hinauf zwischen Bergen, die wie Coulissen eines Theaters in größter Mannigfaltigkeit aufragen; es ist ein steter Wechsel von dem saftigen dunklen Grün eines Wiesengrundes zu üppigen Saaten und lachenden Fluren und den ernsten Schatten dichter Wälder, und der ganze Weg hat einen eigenthümlichen Reiz einsamer Gedankenbrüterei für landliebende Gemüther. Wie reizend ist eine solche Wanderung in der erquickenden Kühle eines schönen Frühlingsmorgens, wenn die Sonne im Osten hochroth emporsteigt und ihre hellleuchtenden Strahlen hernieder sendet in's blumige Thal, ein leiser

Morgenwind durch die schwankenden Häupter der Blumen schwärmt und spielt, in den Lüften aber erschallt der Frühgesang der Lerchen, aus den Gebüschen klagen Amseln und Drosseln und vom Thale aus antwortet der flötende Gesang munterer Grasmücken und Schwarzplättchen! Man versenkt sich ganz in das friedliche Leben der reizenden Umgebung und gelangt endlich nach anderthalbstündigem Marsche im steten Ausblick auf die reiche blühende Welt zur Höhe des Berges, wo St. Ulrichs stilles Heiligthum uns begrüßt. In alten Zeiten stand hier eine Burg und ein Geschlecht ritterlicher Männer hauste auf dem Berge. Das Schloß hieß Altenburg und wurde wahrscheinlich von den Grafen von Bogen erbaut, deren Ministerialen wohl die Altenburger waren. Noch 1394 siegelt Eglof der Altenburger eine Mettener Urkunde. Bald nach dieser Zeit scheint jedoch das Geschlecht ausgestorben und die Burg in Verfall gerathen zu sein. Die dem hl. Ulrich geweihte Schloßkapelle blieb stehen, wurde in späterer Zeit mehrfach erweitert und von dem andächtigen Volke in besonderen Ehren gehalten. Sie ist ein ansprechender Bau ohne eigentlichen Kunstwerth, überaus geeignet zu einsam brünstigem Gebet und zur Erhebung des Sinnes nach Oben zum Ewigen und Unveränderlichen. Das deutet uns ja auch der wunderbare Höhensinn unserer wackeren Altvordern an, Schlösser und Burgen auf den Zinnen der riesigen Berge zu erbauen und Kirchen und Gnadenbilder in luftiger Höhe zu errichten. Aufwärts geht unsere Bahn, es feßle uns nicht der Glanz des heiteren Lebens im Thale. — Von der Burg sind nur spärliche Mauerreste noch übrig, die jedoch, soweit man sie noch verfolgen kann, auf einen bedeutenden Umfang derselben schließen lassen. Nun ist alle weltliche Herrlichkeit, die einst hier sich breit gemacht haben mag, dahin,

nur die Kapelle hat den Verfall der trotzenden Veste überdauert und sogar den Namen derselben verdrängt als ein Beweis, daß das Heilige allein von Dauer ist. Es ist jedoch nicht möglich, sich hier schwermüthigen Träumen über das **sic transit gloria mundi** hinzugeben, denn die entzückende Aussicht, die man da genießt, nimmt die ganze Seele in Anspruch. In der Tiefe breitet die schöne grünende Landschaft sich aus und eine Menge Ortschaften, die alle mit unbewaffnetem Auge gesehen werden können, erheben sich mit ihren schlichten Kirchen aus dem lichtgetränkten Grunde inmitten fruchtbarer Feldungen und dem Frühlingsschmuck blühender Obstgärten. Die Wogen der Donau durchziehen wie ein glänzender Silberfaden den reizenden Grund und weiterher zeichnet ein lichter Streifen die Bahn der frischen Bergtochter, der Isar. Fürwahr, wenn man mit lebendigem Gemüth so das liebe Bayerland mit seinen lieblich grünenden, wasserreichen Thalgründen, fruchtbaren Ebenen und bewaldeten Bergen, mit seinen freundlichen Städten und anmuthigen Dörfern überschaut, worin ein so gutes treuherziges Volk wohnt, so wird man noch oft an eine der schönsten Strophen der Amaranth sich erinnert fühlen und begeistert ausrufen:

O Frühlingsluft, vom Bergesrand
Hinab zu schau'n ins Bayerland!
O Donaugrund, seh ich dich an,
Wirds meinem Herzen angethan,
Als seiest du ein Mägdlein minnig,
Das still im Sonntagsstaat sich freut.
Es wird das Herz so recht gesund,
Von deinem Odem angehaucht;
Du kündest ihm den rechten Hort,
Du zeigst ihm, wie es wenig braucht,
Daß stilles Glück die Welt versüßt —
O Donauthal, sei mir gegrüßt!

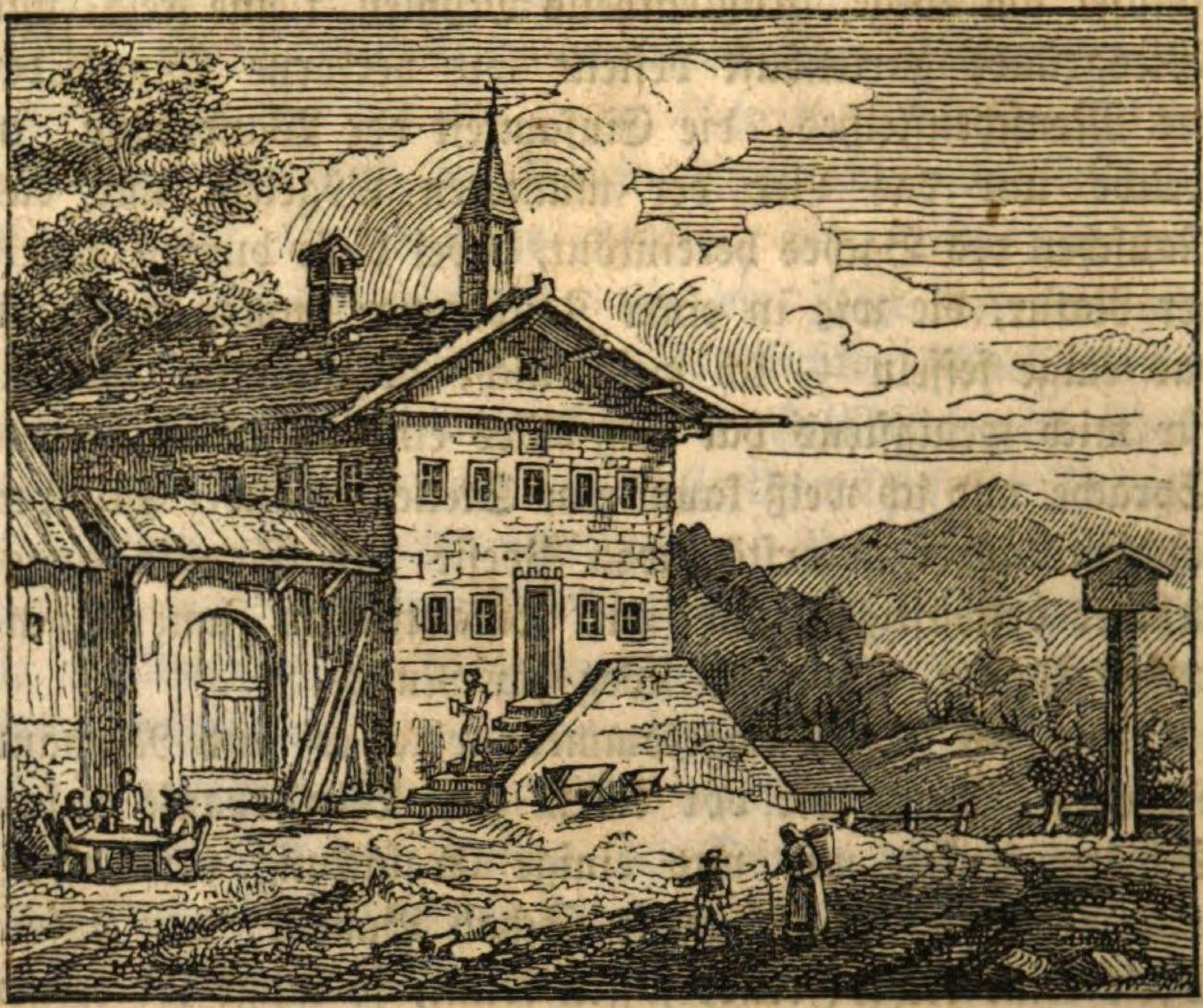
So lohnend jedoch der Besuch des Ulrichsberges ist, stehen uns doch auf der Rusel noch weit reichere Genüsse in Aussicht.

Man gelangt dahin von Deggendorf aus auf einer trefflich angelegten Kunststraße bequem in dritthalb Stunden und dieß ist schon ein nicht zu verachtender Vorzug, denn schwerlich ist in allen deutschen Landen ein zweiter Hochpunkt zu finden, der einen so weit gedehnten Gesichtskreis beherrscht, wie die Rusel und doch zugleich so leicht auf der Landstraße zu erreichen wäre. Ueber schöne Gegenden strömt der Mund der Reisenden so voll, daß wir oft in Gefahr sind, vor lauter Ueberfülle gelangweilt zu werden. Indeß hilft die schönste Landschaft empfindungsarmen Seelen nicht zur Einsicht der Naturschönheiten und die ärmste belebt sich wundervoll vor dem Geiste, der, mit der Natur vertraut, ihren oft tiefliegenden Geheimnissen nachspürt und Muth genug hat, ans dem erkältenden Hauche selbstsüchtiger Gleichgiltigkeit ins frische Wehen der Schöpfung bildungsweich herauszutreten. Die Landschaft ist der Mensch, hat ein spanischer Dichter mit vollem Rechte gesagt und es wäre verlorene Mühe, mit dem zu streiten, der nichts sieht und nichts empfindet. Gleich außer Deggendorf führt die Poststraße waldeinwärts in eine weite Fläche, die hinter dem Schlosse der Freifrau von Hafenbrädl zu Maxhofen (Neugebäu) sich schließt. Hier treten die Berge zusammen und bilden eine wildschöne Schlucht, durch welche der Höllbach herabbraust, von dem dieselbe ihren schauerlichen Namen („die Hölle") empfängt. Der Weg von hier aus bis zur Rusel ist überreich an allem Zauber einer hochromantischen Landschaft und wer hier leer ausgeht, verdient keine große Achtung für sein Schönheitsgefühl in der Kritik der heimischen Berge. Die Straße zieht sich in sanftester Steigung durch das höchst

ausdrucksvolle Engthal hinan und wir bewundern die reizende Berglandschaft in der reinlichsten Zeichnung voll kecker Linien, die sich mit jedem Schritt zum neuen Bilde gestalten, daß selbst die kühnste Phantasie nicht lieblicher sie träumen könnte. Es herrscht die geistvollste und launenhafteste Abwechslung, wo die Züge der Anmuth, der Idylle und der harmlosen Ländlichkeit schnell wieder in das regellose Gewühl barocker Felsbildungen überschlagen und die zügellose Phantasie ihrer konfusen Träume in malerischer Pracht verkörpern. Neben der Straße rauscht und braust der Mühlbach in ewiger Frische durch die Verknotung der Bergeswurzeln herab, besonders zur Gewitterszeit und beim Schneeschmelz ein stürmischer Geselle und drängt und drückt sich sehnsuchtsvoll hinaus ins Land, wo ihm die Wellen der Donau entgegengrüßen. Eine kurze Strecke oberhalb, wo die Straße dem Regen zu sich nieder zu senken beginnt, quillt er aus der Berghalde zwischen Moos und Gestein hervor und schießt dann in kaum spannbreitem Beete pfeilschnell thalab; aber sogleich laufen von allen Seiten aus den Wiesen fremde Wässerlein herbei, von den Bergen eilen frische Bächlein mit fröhlichem Geplauder ihm zu, es ist, um mit dem Dichter zu reden, wie wenn ein Fest im Anzug wäre und alle Najaden der Berge eilten schäckernd der Ebene zu, um es nicht zu versäumen. So kommt es, daß dieser Bach auf der kurzen Strecke seines Laufes so viele Mühlwerke, zwei Papierfabriken, eine Spinnfabrik in Bewegung setzen kann. Seitab von der Straße an den Hängen der Berge lockt die Heidelbeere, die Erdbeere, die Brombeere den Wanderer zu unbezahltem Labsal, während beiderseits an den Bergen der üppigste Baumschlag grünt, ein schattenreich herabgestrecktes Leben voll Waldesrauschen, Laubfrische und Wiesenschmelz. Spärliche

Häuser am Wege, größtentheils Mühlen, kleine Feld- und Wiesgründe gartenhaft bestellt wie verlorne Sinnbilder des Menschenfleißes, die Einsamkeit der Wanderung, in welche nur das Lied der munteren Vögelein und das Rauschen des Baches hereintönt, dabei diese bunten Spiele der Natur, die wie in einer Zauberoper immer wechselnd das Auge fesseln — ich weiß nicht ob auch für andere, für mich wenigstens hat dieß Alles eine ungemein beredte Sprache und ich weiß kaum eine Stelle, die zwei Stunden lang mit ihrer unzerstörlichen Poesie das Gemüth angenehmer beschäftigen und mit romantischem Zauber hinreißen könnte, als dieser Weg zur Rusel.

Auf der Rusel angekommen wird es uns Niemand verargen, wenn wir vor Allem zum Wirthshause unsere Schritte lenken und uns einige Erquickung verschaffen, denn es lehrt ja der weise Schah Baham, daß unsere Seele keine rechte Freude fassen könne, so lange ihr treuer Lebensgefährte umsonst nach Befriedigung seiner gerechten Wünsche schreit. Hier aber darf nichts fehlen an der rechten Disposition zur vollen Aufnahme des schönen Götterfunkens der Freude, deren Heiligthum wir hier betreten, deren sanfter Flügel lieblich mild auf dieser Höhe weilt. Ich mache keinen Anspruch auf den Ruhm eines Enthusiasten und will darum nicht zu schildern versuchen, was ich nicht schildern kann: die Schönheit der Landschaft, das Prachtvolle der sich eröffnenden Aussicht ist hier ohnehin sichtbar genug. Das Ruselwirthshaus ist ganz in dem eigenthümlichen Styl eines echten Gebirgshauses aus Holz aufgezimmert; an dem äußersten Vorsprung der Straße gegen das Lallinger Thal hingebaut, mit dem wundervollsten Ausblick auf die Landschaft ist es ein neuer Beweis von dem gerühmten Schönheitsgefühl, das die Mönche bei der Anlage ihrer Niederlassungen leitete.



Mönche haben hier den ersten Hieb in den Urwald gethan, den ersten Grund zu menschlichen Wohnungen gelegt. Der Babenberger Herzog Leopold V. von Oesterreich und Bayern war am 1. Oktober 1141 auf der Reise nach seinem Erblande im Kloster Niederaltach gestorben und hatte sterbend den gastlichen Mönchen den ganzen Wald, der weitum diese Gegend bedeckte, zu einem ewigen Seelgeräthe geschenkt. Aus Dankbarkeit nannte das Kloster den Wald Leopoldswald. Viele Jahrhunderte blieb dieser Forst eine fast unbetretene Wildniß, und das Stift zog daraus außer dem Wildbann keinen Nutzen. Endlich um das Jahr 1620 fing Abt Johann Heinrich (1619—1646) an, in demselben Holz fällen zu lassen. „Er machte, so meldet der Klosterchronist, im Leopoldswald auf dem Berg, der Böheimer Berg genannt, zwei Ruseln zur Herabflötzung des Zimmer- und Brennholzes, item eine hölzerne

Behausung mit Stadel und s. v. Stallungen auf 60 Rinder Vieh zur Aufnahme der Haußwirthschaft.“ Von jenen Ruseln (Rollen, Rieseln), mittelst welcher das Holz über den Berg herabgeschafft wurde, erhielt dieser seinen Namen. Um das Holz vollends bis zum Kloster zu bringen, ließ derselbe Abt die Ohe, die bei Niederaltach in die Donau mündet, eigens reguliren und auf ihr eine Trift einrichten. Jedoch auch diesem Unternehmen machte bald der Schwedenkrieg ein Ende und erst unter dem Abte Veit Bacheneder (1651—1666) findet sich wieder die Nachricht, daß eine große Menge Holz aus dem Leopoldswald nach dem Kloster getriftet worden sei, von nun an aber wurde die Triftung bis zur Klosteraufhebung fortgesetzt. Das Dorf Rusel entstand erst seit der Klosteraufhebung, denn früher stand da bloß jene Schwaige des Stiftes Niederaltach, die Abt Johann Heinrich errichtet hatte. Im Schwedenkriege war sie verlassen worden und lag öde bis zum Jahre 1718, da sie Abt Joscio wieder herstellte. Von nun an bis zur Säcularisation wurde die Schwaige immer von einem aus dem Kloster hieher exponirten Mönche verwaltet und deßhalb in derselben eine Hauskapelle zur Feier der heil. Messe eingerichtet, die noch besteht. So abgelegen diese Meierei auch war — denn die Straße von Deggendorf nach Regen führte bis 1803 weit links vorbei über den Greisingerberg — fand doch im österreichischen Erbfolgekrieg der berüchtigte Lieutenant Kolepha (von einem Bärenfell, das er in affektirter Martialität stets als Mantel trug, „Bärenhaut“ genannt) den Weg hieher und verübte mit seinem Gesindel an den Dienstboten die abscheulichsten Grausamkeiten. Bei Aufhebung der Klöster kaufte ein Private die Schwaige vom Staate unter der Bedingung, daß darauf die Tafern-Gerechtsame ausgeübt werden

dürfe und die Straße nach Regen über die Rusel geführt werde.

Schön und äußerst angenehm ist die Aussicht vom Ruselwirthshause aus, aber noch ungleich weiter und prachtvoller entfaltet sich das Panorama auf dem Hausstein, einer Bergkuppe, welche südlich von der Rusel sich erhebt. Ein sanft aufsteigender Waldpfad führt vom Wirthshause dahin und man erreicht die Spitze bequem in einer halben Stunde. Der Weg führt uns mitten im Walde an einigen zerbröckelnden Mauerresten vorüber: das sind die Ruinen eines Klosters. Der bereits genannte Abt Johann Heinrich von Niederaltach, ein sehr gelehrter Mann, war zugleich ein großer Eiferer für strenge klösterliche Regelzucht und ging damit um, eine durchgreifende Reformation in seinem Stifte einzuführen. Er wollte, daß die Regel des hl. Benedict auf's genaueste und, so viel möglich, dem Buchstaben nach solle erfüllt werden und sein Absehen ging dahin, nicht so fast Gelehrte, als Mönche in seinem Kloster zu haben. „**Praecipuus scopus est,** heißt es in seinen eigenhändigen Ausschreibungen, **non doctos tantum nostros Religiosos habeamus aut alios reddamus, sed ut ordinem nostrum pristinae integritati et perfectioni restituamus.**“ Die Anschickung des Convents aber war nicht durchgehends so willfährig, als der Herr Abt gewünscht und gehofft hatte, diejenigen ausgenommen, so in den ersten Jahren seiner Regierung ins Kloster aufgenommen worden waren und bei der Profeß zu einer besonderen Strenge sich verbunden hatten. Da diese jedoch, wie es scheint, nur eine geringe Minorität bildeten, und die Uebrigen hartnäckigen Widerstand leisteten, wurde dem Abte das Leben im Kloster so sauer, daß er sich entschloß, hier auf der höchsten Spitze des Leopoldswaldes in der tiefsten Einsamkeit sich

ein Klösterlein mit einer Kapelle zu erbauen und mit seinen gleichgesinnten Mönchen hieher überzusiedeln. Gewiß ist, wie Haiden sagt, daß er bei vorgehabter Resignation ohne Vorbehalt einer Pension oder eines anderen Rechtes bloß dieß sein Eremitorium oder geistlichen Lustort sich ausbedungen habe. Seine Resignation wurde jedoch nicht angenommen, sein Vorhaben durch die Consilien der Theologen zu Salzburg und Ingolstadt mißbilligt, sein ganzer Plan dadurch vereitelt (1630). Zellen und Kapelle verfielen bald wieder und gegenwärtig bezeichnet nur noch ein Stück Mauer die Stelle des im ersten Aufkeimen schon erstickten Klosters.

Wenige Schritte von da tritt man aus dem Waldesschatten auf eine kühn und schroff an der Bergwand vorspringende Felsplatte hinaus und steht entzückt auf einer der merkwürdigsten Hochwarten Deutschlands. 1800 Fuß über dem Stromspiegel der Donau stehend schaut man hier alles Land von den Umgebungen Regensburgs bis zu den Höhen des Inn hinab, selbst die Veste Hohensalzburg wird bei klarer Luft mit freiem Auge unterschieden. Wie ein ungeheurer Teppich breitet die Landschaft sich aus voll Fruchtbarkeit und Schönheit, voll Reichthum und Wohlhabenheit, voll Abwechslung und Reiz, man weiß nicht, wohin man zuerst sich wenden, auf welcher schönen Parthie man zuerst das Auge ruhen lassen soll. Hunderte von Städten, Märkten, Dörfern und Schlössern sehen wir wie lichte Gedanken aus dem weiten Bilde aufleuchten, die Donau, die Isar durchziehen es wie Streifen glitzernden Silbers und fernher schimmern die Alpen. Grueber versichert, selbst auf dem Rigi bei der reichsten Entwicklung von Fernen jenen sanften, dem Auge so wohlthuenden Uebergang nicht gefunden zu haben, womit von hier aus die Gegenstände unter sich verbunden sind.

Man ist nur einmal jung und die Lust von der Rusel findet man im Lande kaum ein zweites Mal. Ich erinnere mich hier immer an jene schöne Strophe Seidls:

Hier stehn wir an der Spitze, da liegt die Gotteswelt,
Die wunderbare, große vor uns nun aufgehellt;
Gesunkne Nebel zeigen der Thäler reiche Lust,
Mit Hütten in den Armen, mit Heerden an der Brust.
Dazwischen frische Bäche, darunter Kluft an Kluft,
Daneben Wälderkronen, darüber freie Luft,
Und sichtbar nicht, doch fühlbar, von Gottes Ruh' umkreist
In Hütten und in Herzen der alten Treue Geist.

Von der Rusel führe ich den Leser nun meinem gegebenen Versprechen gemäß auch noch auf den Natternberg. In Deggendorf überschreiten wir die Brücke, die dort in einer Länge von 1190 Fuß die Donau überspannt und erreichen unser Ziel bequem in einer Stunde. Daß der Natternberg schon zu Römerzeiten befestigt und bewohnt war, scheint sicher, wenn auch urkundliche Gewißheit darüber nicht erlangt werden kann; wer die Wichtigkeit eines solchen Platzes in einer militärischen Linie in Erwägung zieht und mit dem gelehrten Andreas Buchner der Ansicht ist, daß die Donau-Castren der Römer solche fortlaufende befestigte Linien bildeten, wird nicht zweifeln, daß zwischen die **castra Quintana, Petrensia** und **Pisonia** eine Befestigung auf dem Natternberg hineingestellt gewesen sein muß. Als man im 16. Jahrhundert einmal den tiefen Brunnen im Schlosse reinigte, fand man, wie Ebran von Wildenberg in seiner Chronik erzählt, in demselben ein aus Messing gegossenes Götzenbild, welches zwei Spannen lang war und einen Demantring im Maule trug. Und einen so pestilentialischen Gestank, fügt der Chronist bei, verbreitete das Idol, daß man nimmermehr

im Zweifel sein konnte, es sei wahrhaftig der leibhafte Gottseibeiuns selber. Die hochmächtigen Dynasten von Bogen stellten die verwüstete Römerburg auf dem Natternberg wieder her und Hartwig IV., ein Sohn Alberts I., des Stifters von Windberg, nahm um 1145 hier seinen Sitz und nannte sich nach der Burg. Dieser Graf Hartwig machte 1147 den zweiten Kreuzzug mit, wohnte den Reichstagen und bayerischen Landtagen bei und kommt öfters als Zeuge vor. Im Jahre 1168 starb sein Bruder Berthold II. von Bogen und hinterließ einen erst dreijährigen Sohn, den ihm seine Gemahlin, die kärnthnische Prinzessin Luitgardis geboren hatte. Hartwig der Natternberger übernahm zugleich mit der Mutter die Vormundschaft über den unmündigen Albert III., zog ihn zu glänzenden Thaten heran und unterstützte ihn noch 1192 in jenem verheerenden Kriege gegen die Ortenburger Grafen. Hartwig war ein unternehmender, rascher Mann, endlich aber seines Lebens müde zog er sich von der Welt zurück und starb im Kloster Windberg 1194. Die Ehe mit seiner Gemahlin Hedwig war ihm nicht mit Kindern gesegnet worden. Auch Graf Albert IV., der letzte seines Geschlechtes, ein unruhiger, gewaltthätiger, immer streitbarer Degen, wohnte am liebsten auf dem Natternberg und zog von hier zu Strauß und Fehde fort. Als er 1242 kinderlos starb, fiel die ganze Grafschaft Bogen und damit auch Natternberg seinem Stiefbruder, dem Herzog Otto von Bayern zu und Natternberg wurde der Sitz eines herzoglichen Pfleggerichtes.

Eine neue Periode des Glanzes und der Ehre schien dem Natternberge aufblühen zu wollen, als 1312 Herzog Otto von Landshut starb und sein neugeborner Prinz Heinrich hieher gebracht wurde, wo seine Mutter Agnes ihn erzog. Als Herzog Heinrich, wie schon erzählt, 1333

starb, wurde mit dem Schlosse Natternberg und seinen Zugehörungen Peter der Egger von Egg, damals Vicedom zu Straubing, belehnt. Dieser Ritter fiel später bei seinem Herrn, dem Herzog Albert von Straubing-Holland in Ungnade und wurde beschuldigt, verrätherisches Einvernehmen mit den Böhmen unterhalten und ihnen die Burg Donaustauf ausgeliefert zu haben. Nach den meisten und glaubwürdigsten Berichten scheint es, als sei diese Anklage unbegründet gewesen und als habe vielmehr der Herzog mit Undank gegen seinen ehemaligen Erzieher und treuen Freund sich befleckt. Schuldig jedoch oder unschuldig, der Herzog grollte dem Egger, so daß dieser genöthiget war, sich in seine Veste Natternberg zu werfen. Die Herzoge Albert und Stephan belagerten ihn hier und ein volles Jahr lag die Streitmacht eines ganzen Landes vor dem Natternberg, ohne den Muth des kühnen Ritters oder die Stärke der Mauern brechen zu können. Nach Jahresfrist rückte Kaiser Karl IV. ebenfalls mit einem Heere heran und brachte dem Egger Entsatz. Die Herzoge mußten ihm freien Abzug gewähren. Seine Ehre hatte der Vicedom gerettet, den Ruhm seiner ausdauernden Tapferkeit mit unvertilgbaren Zügen den Tafeln der Geschichte eingegraben, aber seine Lebenskraft war gebrochen. Bald nach Aufhebung der Belagerung starb er an den Folgen der übermäßigen Anstrengungen 1357. Man sieht, wir stehen hier auf historischem Boden und ein reiches Leben hat sich da oben öfters entfaltet. Es paßt hieher, was ein Dichter singt:

Hier auf diesen Felsenspitzen
Sah man auch das Leben blitzen,
Sah man auch des Daseins Pracht,
Sah man Riesenritter ringen,
Sah man schwere Speere schwingen.

Durch den Schall von ihren Lanzen
Drang der Ton doch von Romanzen,
Durch das Rauschen dunkler Rüstern
Zog der Minne süßes Flüstern.

Die Belagerung von 1357 bildet jedoch auch den Schlußpunkt dieser lebenvollen Burggeschichte. Von nun an wurde der Natternberg nicht mehr zu Lehen gegeben, sondern blieb der Sitz eines herzoglichen Pfleggerichtes bis zu Anfang dieses Jahrhunderts, wo dann Graf Kaspar von Preysing in Moos das Schloß erkaufte. 1836 erbte den Natternberg der Baron von Berger, welcher ihn nach zwei Jahren an den Gastwirth Ammer verkaufte, in dessen Händen er noch jetzt sich befindet. Die alte Burg wurde im Schwedenkrieg verwüstet und im vorigen Jahrhundert noch vollends abgetragen.

Die Spitze des Berges erhebt sich 1237′ über den Meeresspiegel, und man genießt oben eine weit reichende Rundschau. Auch die Sage hat dem Natternberg einen grünen Kranz um seinen Scheitel gewunden. Der Anblick des Berges, wie er völlig isolirt und frei mitten in der unabsehbar sich hindehnenden niederbayerischen Ebene dasteht, hat etwas Ueberraschendes, Seltsames. Aber die viel erfahrene Sage deutet uns den Grund der Erscheinung und ich gebe ihre Erzählung genau, aber im Gewande der Dichtung, denn wo diese redet, da muß die Prosa schweigen. Einer meiner ehemaligen Mitzöglinge in Metten, Herr Aloys Hörmann, hat als Schüler der 3. Gymnasialklasse einmal zur Feier des hohen Namensfestes des Herrn Abtes Gregor, nunmehr Erzbischofes von München-Freising, die Sage in folgender Weise bearbeitet:

Der Natternberg bei Metten.

„Nein, nimmer soll
Dieß Haus mir steh'n!
Kann Satan wohl
Es länger seh'n,
Wie eine Heerd'
Von Sklaven ihm
Sein Reich zerstört?
Bei meinem Grimm!
Ich fahre aus
Und ruhe nicht,
Eh' dieses Haus
In Trümmer bricht.
Zerreißen will
Ich Berge, wie
Der Aar das Reh,
Und schleudern sie
Im Sturz herab
Auf Isters Strom,
Er sei das Grab
Für Mettens Dom."

So sprach auf seinem Flammenstuhl
Satan und stieg empor vom Pfuhl,
Und brüllend spie ihn Aetnas Schacht,
Hinauf in schwarze Mitternacht.
Ein Drache spannt er seine Schwingen
Gleich schwarz Gewölke rasselnd aus,
Sein Flügelschlag ist Sturmgebraus,
Er heult, als wenn Orkane ringen.

Wie Ungewitter, aufgescheucht
Vom Sturm, aus wildem Meere steigt,
Flog Satan feuerschnaubend hin,
Jetzt ob dem stolzen Apennin,
Jetzt wo die Alp' gen Himmel strebt.
Da faßt er einen Fels und gräbt
Die ehernen Krallen tief hinein, —
Die Erde bebt, die Felsen zittern, —
Es kracht, als wenn den Eichenhain
Zugleich zehn Donnerkeile splittern.

Zittre, bebe,
Haus des Friedens
Am geweihten
Isterstrand!
Ach umschwebe
Himmelsbote,
Schütze es mit
Starker Hand!
Horch! wie's krachet,
Sieh! wie's flammet!
Ob die Welt in
Trümmer geht?
Betet, wachet,
Fromme Brüder,
Euch wird Heil nur
Durch Gebet.
Blutig röthet
Sich der Himmel,
Satan naht mit
Sturmgebraus;
Und euch bettet
Süßer Schlummer!
Wer ach! rettet
Dieses Haus?
Eilet, schützet,
O ihr Mächte!
Hu! Wie graus sein
Auge glüht!
Gleich den Blitzen
Schwarzer Nächte.
Wie sein Rachen
Feuer sprüht!
„Ha! wie schwelle
Ich, Gebirge
Niederschleudernd,
Deine Fluth;
Deine Welle,
Stolzer Ister,
Will ich wälzen
Auf die Brut.“

Sprachs, es prasseln
Seine Gluthen,
Grauenvoll lichtet
Sich die Nacht.
Mächtiger rasseln
Seine Flügel,
Winde flieh'n
Vor seiner Macht.
Durch die Thürme
Heulen Stürme;
Hoch in Lüften
Ob den Au'n
Fliegt der Drache
Voll von Rache,
Einen Felsen
In den Klau'n.
Schon erhebet
Weh! schon schwinget
Er ihn, zielend
Nach dem Strom. —
Ister bebet,
Horch! — da klinget
H'rüber von des
Klosters Dom,
Mitternächt'ges
Preisen kündend,
Eines Glöckleins
Silberton.
Und wüthend starrt
Von Schreck erfaßt
Der Drach und brüllt,
Wie Donner rast
In wilder Schlucht,
Und schleudert jäh
Des Steines Wucht
Aus schwindler Höh'.
Deß jauchzet wild
Der Sturm, es dröhnt
Rings das Gefield,
Die Tiefe stöhnt.

Und wie gehetzt
Von Teufeln heult
Satan entsetzt,
Flieht unereilt
Vom Blitz, und fuhr
Durch Aetnas Gluth
Und donnernd zur
Dämonen-Brut.

Nah, wo Isters Wogen wallen,
Metten ihm ein Hügel hüllet,
War des Drachen Fels gefallen,
Hat sich halb hineingewühlet
In den Grund; halb stand er nackend,
Schrecklich, wie Gespensterwache,
In der Gegend einsam ragend;
Und es sendete der Drache
Aus des Abgrunds finsterm Grauen
Vipern, die mit schwarzen Hälsen
Aus des Steines Spalten schauen.
Und zum Fluche ward der Felsen.
Und ihn floh erschreckt der kühne
Jäger und des Lammes Hort,
Und der Pilger, der zur Sühne
Wallte nach des Klosters Pfort.
Keiner, den ihm Nachts mit Tücke
Zugeführt ein böser Zwerg,
Kehrte lebend je zurücke;
Und man nannt' ihn „Natternberg."
Doch der frommen Mönche Flehen,
Und das Holz, das Jesu Blut
Trank auf Salems heil'gen Höhen,
Scheuten endlich diese Brut.
Und der Stein hub an zu grünen,
Hallen wuchsen hehr und groß,
Thürme sproßten, hohe Zinnen,
Majestätisch stand das Schloß.

III.

Schloss Egg.

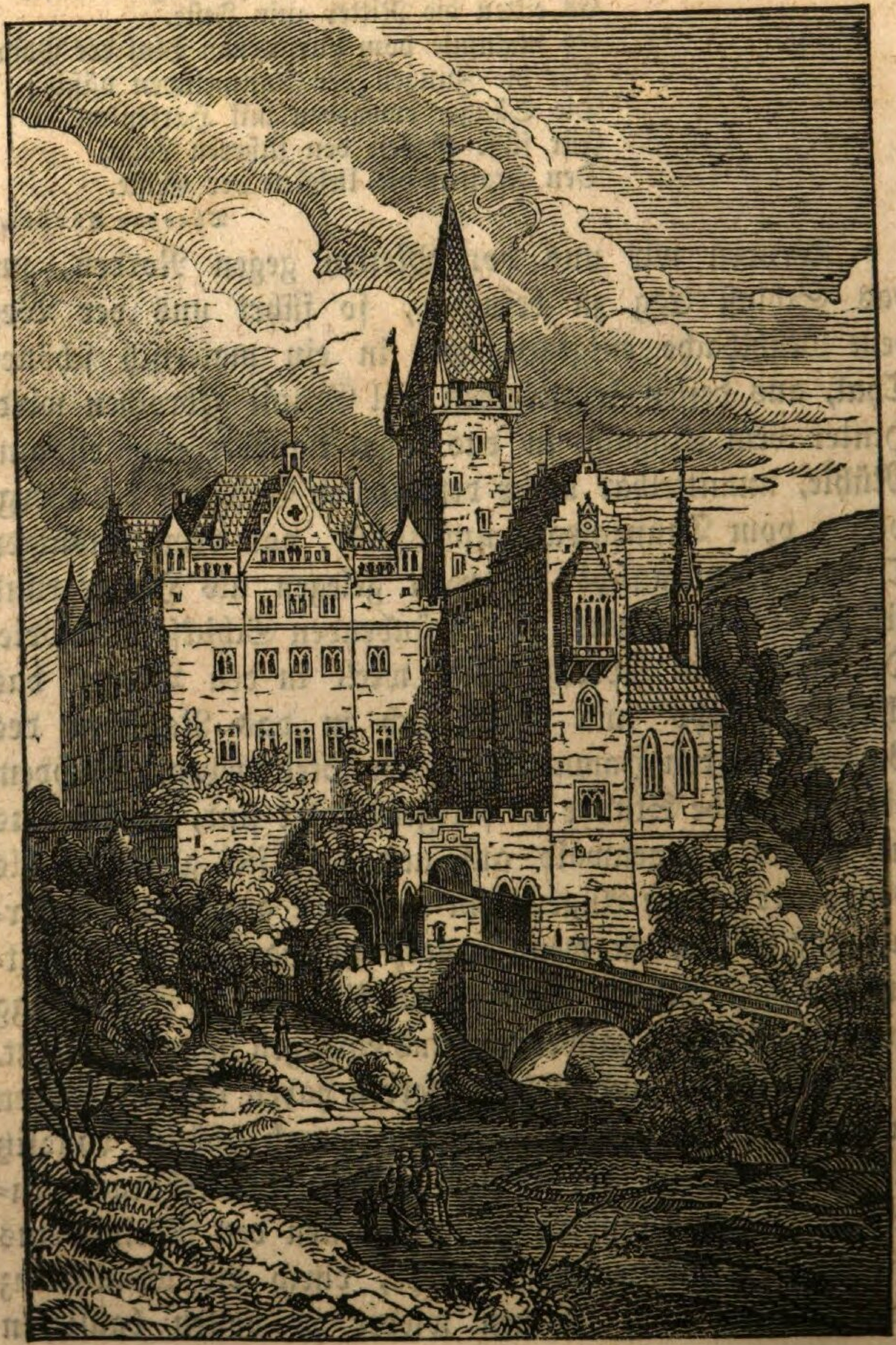
Da riefen Posaunen zum lustigen Mahl,
Es eilten die Ritter zum Feste.
Es schäumte vom purpurnen Blut der Pokal,
Der die Zungen der Taumelnden näßte;
Die Sänger erwarben mit Harfenton
Für süße Gaben den süßeren Lohn,
Den Frauen die liebsten der Gäste.

Theodor Körner.

Wenden wir uns von Metten gegen Norden, um das Schloß Egg zu besuchen, so führt uns der Weg dem Mühlbache entgegen bald in ein malerisch schönes Thal, aus dessen Felswänden viel Granit gebrochen wird. Hinter dem Eingang in das Thal klappert eine einsame Mühle, unmittelbar unter dem steilen Gehänge der Bergwand, vom Tannenwald umdunkelt, von dem eintönigen Thalbache umrauscht, so recht gelegen als Hintergrund für das Grausen einer haarsträubenden Schicksalstragödie. Der Knall der Sprengschüsse weckt in den Bergen das schlafende Echo und mischt sich in das Rauschen des Baches und den Hammerschlag der Steinmetzen. Nachdem wir eine halbe Stunde so fortgewandert sind, nimmt uns ein dichter Tannenwald auf und legt sich gleichsam als Binde vor unsere Augen, um uns eine angenehme Ueberraschung zu bereiten, wenn er nach ein paar hundert Schritten das Ziel unseres heutigen Ausfluges, das Schloß Egg aus einer lichten Thalweitung uns entgegen schimmern läßt.

Könige und andere hohe Herren haben sich seit Jahren da und dort in deutschen Landen manch schönen Landsitz in der Bauweise der mittelalterlichen Ritterburgen eingerichtet, und besonders in den Wellen des Rheinstroms spiegeln sich glänzende Burgsitze, durch die Munificenz ihrer Besitzer aus Ruinen wieder zu vollen baulichen

Würden erhoben; — aber es sind eben doch nur neue Gebäude und Nachahmungen alter Vorbilder, und es steht auf deutscher Erde wohl kein Schloß mehr, das so vollkommen treu wie unser Egg seinen mittelalterlichen Cha-



rakter, das echte Gepräge einer stolzen Ritterveste bewahrt hätte. Vorwerke, Ringmauern, Thürme, Herrenhaus, — Alles trägt den Stempel eines echten Ritterbaues, die vollen Gewähren des Alterthums in stolzer Kraft, die Jahrhunderten trotzt, in Ehrfurcht gebietender Größe. Die Gebäude des Schlosses ruhen auf einem mäßigen Hügel. Ein schweres Fallgitter schließt das erste Thor, durch welches wir in den von der äußeren Umfassungsmauer weit umfangenen Raum eintreten. Ueber eine Zugbrücke schreiten wir durch das innere feste Burgthor und gelangen in einen engen Zwinger, welcher durch den Abstand der hohen Ringmauer vom Herrenhause rings um das Schloß sich bildet. Ein nicht besonders tiefer Brunnen mit schöner Einfassung lenkt hier unsere Aufmerksamkeit auf sich. Auf einer hohen Steintreppe steigen wir nun zum Schloßhofe hinan; das Wappen des Besitzers ist über dem Eingange in Stein gehauen und wir lesen daran den ritterlichen Gruß: „für Freund und gen Feind." Beim Eintritt in den Schloßhof fallen unsere Blicke vor Allem auf den Brunnen und ruhen mit Vergnügen auf einer edel und kühn gehaltenen Charakterstatue, welche der Restaurator der Burg einem der Herren aus dem Geschlechte der Egger über demselben setzen ließ. Sie entstammt der kunstgeübten Meisterhand des Bildhauers Ludwig Foltz aus Regensburg.

Das eigentliche Herrenhaus bildet ein Hufeisen, welches gegen Osten offen ist; an dieser Seite steht frei der Thurm, nur durch eine Fallbrücke von der Höhe der Wehrmauer aus zugänglich. Das Schloß enthält im Erdgeschosse eine ziemlich reiche, auserlesene Bibliothek, von dem berühmten Staatsmann Grafen von Armannsperg angelegt. Der große Rittersaal im ersten Stockwerke ist geschmückt mit schönen, lebensgroßen Standbildern

dreier Ritter von Egg, ebenfalls Werke des schon genannten Meisters. Alle Einrichtung in den Gemächern des Schlosses ist im schönsten harmonischen Einklang mit dem Styl und Charakter der Burg selbst hergestellt; französische Eleganz und deutsche Solidität sind durchweg zum schönen Ganzen vereinigt. Wer Trachtenstudien anstellen will, dem bieten die Ahnenbilder auf den Gängen hiezu die schönste Gelegenheit dar.

Nachdem wir das Schloß in Augenschein genommen, begeben wir uns auf die mit einer gothischen Gallerie gekrönte Mauer hinaus, um von da in den Thurm zu gelangen. In einer Höhe von 50 Fuß führt eine enge Fallbrücke zu dem einzigen, in der Nordwand angebrachten Eingang desselben. Er schließt mehrere über einander stehende lichtlose Gewölbe in sich, welche früher als Gefängnisse benützt wurden. Der Obertheil desselben ist mit fünf Spitzen abgeschlossen, die im Verein mit den stolzen Zinnen und ziersamen Giebeln des Herrenhauses dem Ganzen ein ungemein imposantes Aussehen geben. Ein sehr enger, in den Stein gehauener Aufgang führt zur Zinne des Thurmes hinauf, wo man eine zaubervolle Aussicht auf den in weitem Kreise um das Thal sich schlingenden Ring der Waldberge genießt. Nicht leicht irgendwo sind jedoch die Bilder blühenden Lebens und lachender Lust näher neben alle Schauer und das ganze haarsträubende Entsetzen der Todeserinnerungen gestellt, als hier, wo der grelle Angstschrei der Verzweiflung uns beim Genusse der schönen Gottesnatur in die Seele hineintönt. Wir stehen nämlich hier über jenem Dinge, das uns aus der Lektüre der Knabenjahre unter dem Namen Burgverließ noch in lebhafter Erinnerung steht, umgeben von allem Grauen finsterer Teufeleien. Der ganze untere Theil des Thurmes ist ein leerer, noch nie von einem

Strahle des rosigen Lichtes erhellter Raum. Das Mädchen, welches uns durch die Burg als freundliche Erklärerin begleitet hat, entzündet einen Büschel Stroh und läßt es brennend in die Tiefe hinabfallen; wir blicken nach und sehen den ganzen Abgrund beleuchtet. Die Tiefe beträgt ungefähr 50 Fuß. „Was die gräßliche Tiefe da unten verhehle, das erzählt keine lebende glückliche Seele.“

Man wußte in neuerer Zeit lange gar nicht mehr, was dieser finstere Raum in sich berge. Der Besitzer des Schlosses um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts, Ignatz Freiherr von Armannsperg, der Großvater des letzten Grafen, wollte darüber Kunde erlangen. Einen Dukaten bot er demjenigen, der sich mit einem Lichte hinabließe. Ein junger Mann wagte es endlich, allein er kam nicht weit, als ihm schon das Licht erlosch und er schnell das Zeichen gab, ihn wieder herauf zu ziehen. Ein zweiter Versuch hatte dasselbe Schicksal. Durch längeres Offenhalten der Oeffnung des Verließes und der Thüre, sowie Anwendung verschiedener Luftreinigungen glückte es endlich einem dritten. Er kam auf den Boden, aber wer beschreibt sein Entsetzen, als er mit dem Lichte herumleuchtend fand, daß er nur auf Menschenschädeln und Knochen stand! In einer Ecke saß auf einem hölzernen Stuhle ein Gerippe, das in dem Augenblicke, da er ihm näher trat, zusammenstürzte. Das Entsetzen drohte ihn zu überwältigen, schnell begehrte er aufgezogen zu werden. Graf Armannsperg ließ nun die Thurmmauer am Boden durchbrechen; drei Maurer hatten sechs Tage daran zu arbeiten, und noch jetzt erkennt man die wieder vermauerte Oeffnung. Die Gebeine wurden herausgenommen; sie füllten einen großen Wagen mit doppelt über einander gelegten Brettern und wurden im Kirchhof zu Berg, wohin Egg damals eingepfarrt war, begraben.

In den Eisen mußten sie vermodern, die Körper dieser Unglücklichen; fürchterlich wird ihr Todeskampf gewesen sein. Noch ist die ganze Vorrichtung vorhanden, mittels welcher die Armen auf einer hölzernen Platte wie der Eimer in einen Ziehbrunnen hinabgelassen wurden, um hier an Hunger und Durst, an Schrecken und Ungeziefer, auf Gebeinen und Cadavern anderer vor ihnen dem gleichen Loose Verfallener hinzusterben.

Die Phantasie weigert sich, den Gedanken auszudenken, wie diese Unglücklichen in die ewige Nacht der Burgverließe hinabgestürzt wurden und da, umheult, umzischt von Kröten und von Schlangen alle Schrecken des langsamsten Todeskampfes bis zur Neige des Bechers bestanden. Man sagt, der Charakter der Deutschen sei die Gemüthlichkeit, deßwegen soll auch der Charakter der deutschen Geschichte die Gemüthlichkeit sein. Ich glaube wohl, daß den Bewohnern dieser Burgen zuweilen recht gemüthlich zu Muthe gewesen sei, wenn sie wohlbehalten von Raub und Strauß zurückkehrten und das edle Burgfräulein den ankommenden fremden Herren huldsam den schweren Humpen kredenzte; auch mag man alsdann recht gemüthlich in die schöne Natur hinausgeschaut, den Schwänken eines Lustigmachers gehorcht, bei Weib, Wein und Gesang sich viel gemüthlichen Spaß bereitet haben. Aber sollte wohl auch jenen Menschen so gemüthlich zu Muthe gewesen sein, welche, um das väterliche Erbe betrogen, zu bitterer Noth herabgedrückt auf wundem Rücken die Steine herbeischleppen mußten, welche der Gewaltbau des Uebermuthes erforderte? Sollte der Menge wohl so besonders gemüthlich zu Muthe gewesen sein, welche, einst frei, jetzt geknechtet ringen und sich abdarben mußte, was die Gemüthlichkeit dort oben im lustigen Herrenhause bedurfte oder verlangte? Oder gar den Elenden, welche, obgleich so zu sagen doch auch

Menschen, in dem Grausen der Burgverließe verschmachteten und wohl gar oft den Saus und Braus der ritterlichen Gemüthlichkeit zu sich herüber dringen hörten? Ich denke, so schwarze Schatten in dem Bilde einer Zeit, die wir uns so gerne in rosenfarbigem Lichte malen, sollen uns mit der Gegenwart zufriedener machen. Ich lasse jedem gerne sein Urtheil und seinen Geschmack: aber der Genuß ist bequemer als das Erwerben, Begeisterung wohlfeiler als Erkenntniß, Bewunderung gangbarer als Ergründung und gleißnerische Lobrednerei willkommener als die Wahrheit mit ihren schneidigen Widerhacken. Das ist kein schöner und wünschenswerther Zustand, wenn jeder Krautjunker und Stegreifritter auf seinem Felsenneste sich eine Bastille halten kann und die Opfer seiner Rache und seines Frevelmuthes kein Recht und keinen Gesetzesschutz ansprechen können. Der schönste Anblick, den dieses Leben einem denkenden Menschen gewähren kann, ist eine gesellschaftliche Ordnung, in welcher jeder Mensch frei und vom Gesetz beschützt seine Kräfte versuchen und ruhig unter seinem Feigenbaum sich des Ertrages seiner Arbeit freuen kann.

Von dem unter dem Schloßgebäude zu Egg befindlichen Keller führt eine runde, in den Stein gehauene Oeffnung, durch die ein Mann eben durchschliefen kann, in einen etwas tiefer liegenden, in den Sandstein gehauenen unterirdischen Gang, welcher in gerader Richtung gegen den inneren Schloßhof aufsteigt. Er ist nur einige Schritte lang. An seinem Ende führt eine senkrechte ebenso große Oeffnung nach dem Schloßhofe hinauf und eine andere seitwärts zu einem zweiten etwas erhöhten und breiteren Gange. Dieser endet mit einem Rondell, in welchem Sitze in den Felsen gehauen sind, weßhalb die Volkssage hier den Sitz einer geheimen Vehme vermuthet.

Hier auf dieser Burg nun hauste jenes ritterliche Geschlecht der Egger von Egg, deren Reichthum das Turnierbuch des bayerischen Ehrenholdes Johann Holland in folgenden Reimen preist:

Die Ekker von Ekk
haben guet pfenning sekk
gelert, on alle schandt
nach ern in dem lannt.

Die ältere Geschichte dieses Hauses zu schreiben wird dadurch schwierig, daß selbes im Laufe der Zeit sich allmählig bis zu 18 Seitenlinien zertheilt hat. Es gibt Egger von Egg, Egger von Lichtenegg bei Gangkofen, Egger von Käpfing, Egger von Prunn, Markelkofen, Thurn bei Frontenhausen, Pugendorf u. s. f. Was Hormayr in seinem Taschenbuche für vaterländische Geschichte über die Egger von Egg und die Burg mit so viel Pathos vorträgt, ist völlig unbrauchbar, weil er die Linien verwirrt und unbeglaubigte Angaben aufstellt. Ueberhaupt möge ein Jeder sich ja hüten, diesem unredlichsten aller Geschichtsmacher blind zu glauben und ohne sorgfältige Prüfung nachzuerzählen. Gewiß ist nur, daß die Egger von Egg ursprünglich Ministerialen der Grafen von Bogen waren, allmählig sich Reichthum erwarben, fürbaß zu ritterlichen Ehren gelangten und dann hier ihre Burg sich erbaut haben. Man würde sehr irren, wenn man dieß für eine edle Herkunft hielte, denn diese Ministerialen waren von Haus aus unfreie, hörige Leute. Die mächtigen Grafen mußten über ein Dienstgefolge verfügen können, das bei den häufigen Fehden sie in den Stand setzte, das bereits Errungene zu behaupten und auf Kosten Anderer zu mehren. Hätten sie aber freie Leute in Wehrdienst genommen, so würde dieß erstlich viel gekostet haben und wäre nicht einmal sicher gewesen; — sie zogen deßhalb

aus ihrer hörigen Bauernschaft die stärksten und derbsten Bursche heraus, gaben einem Jeden Schwert, Spieß und Schild in die Hand, auf den Kopf einen Helm und dazu ein kleines Lehen (Roß- oder Fußlehen), von welchem der neue Dienstmann leben konnte. Deutschland war voll von solchen Ministerialen; sie saßen auf den Dörfern herum und führten nach diesen Wohnsitzen gewöhnlich ihre Namen: Peter von Egg, Hans von Berg, Kurt von Edenstetten u. dgl. Das klingt adelig, ist es aber mit Nichten. Das, was man jetzt in deutschen Landen niederen Adel nennt, stammt fast durchweg von solchen ehemaligen Ministerialen d. h. Hörigen ab und die Enkel derselben haben, wie Gfrörer treffend bemerkt, keinen Grund, auf die Bürgerlichen, die von Handwerkern und Kaufleuten der Städte herkommen, herabzusehen. Wahrhaft adelig sind in Deutschland nur die Dynastengeschlechter und eine andere Klasse, die man gewöhnlich nicht dafür ansieht, nämlich die Hofbauern, die von Ureltern her auf einem und demselben Hofe als freie Leute sitzen.*)

Ich habe gesagt, daß die Grafen den Hörigen, die sie zu ihrem Wehrdienst nahmen, kleine Lehen gaben. Nun hatte schon König Konrad II. kraft eines Gesetzes vom Jahre 1024 verboten, solche Soldatenlehen je wieder den Söhnen verstorbener Dienstmannen zu entziehen. Durch dieses Edikt verpflichtete Konrad die Grafen, den Söhnen ihrer Soldaten stets das väterliche Lehen zu belassen. Seine Absicht ging dabei ohne Zweifel dahin, den Verband zwischen den Grafen und ihren Dienstleuten zu lockern, letztere unabhängiger von den ersteren zu machen und dadurch die den Königen im Wege stehende

*) Gfrörer, Gregorius VII. und sein Zeitalter. Schaffhausen 1859. S. 528—532.

Macht der erblich gewordenen Grafschaften zu erschüttern. Es war, bemerkt Gfrörer, als ob Konrad II. den Grafen gesagt hätte: wie ihr mir und dem Reiche gethan, so geschehe es euch; habt ihr mich aus der freien Verfügung über die großen Lehen des Reiches verdrängt, so sollt nun auch ihr euere Dienstleute nicht mehr nach Gutbedünken wechseln dürfen.

Nachdem so die Erblichkeit auch dieser kleinen Soldatenlehen eingeführt war, konnte es natürlich nicht mehr fehlen, daß die Wehrmänner der Grafen durch gegenseitige Heirathen, durch gerechte und ungerechte Mittel nach und nach Reichthum erwarben, ihre Lehen vergrößerten, nach dem Beispiele der Grafen sich endlich ebenfalls Burgen bauten und so im Laufe der Zeit sich in den Herrenstand hinaufarbeiteten. Dieß ist denn auch die älteste Geschichte der Egger von Egg. Der erste des Geschlechtes, der urkundlich nachgewiesen werden kann, ist Ulrich der Egger. Er erscheint i. J. 1289 als Zeuge in einer Mettener Urkunde und stirbt laut des Grabsteines den 21. Jänner 1310. Er hinterließ zwei Söhne, Ulrich und Peter. Ulrich II. starb i. J. 1329, Peter I. am 26. Mai 1357.

Dieser Peter von Egg erscheint 1319 als Pfleger von Deggendorf. Im Jahre 1330 stiftet er in die Martinskapelle auf dem Friedhofe zu Metten eine ewige Messe für jeden Montag, Mittwoch und Freitag und einen Jahrtag mit Vigil. Er hatte einen gleichnamigen Sohn Peter II., der nach Angabe des Grabsteines am St. Colomannstag 1343 (1347) in einem Gefechte gegen die Böhmen an der Landesgrenze bei Cham seinen Tod fand. Diesen Vorgang haben Manche so herumgedreht, als ob der junge Egger feig die Flucht ergriffen hätte und dafür von seinem eigenen Vater zum Tode gerichtet worden wäre. Im Jahre 1347 fiel nämlich ein böhmisches Heer

des Gegenkönigs Karl in Bayern ein und Konrad der Chammerauer, welcher damals herzoglicher Pfleger auf der festen Burg Haidstein bei Runding war, übergab treuloser Weise dem Feinde die ihm anvertraute Burg. Auf die Nachricht, daß Ludwig der Brandenburger, Kaiser Ludwigs Sohn, mit einer bayerischen Heerschaar im Anzuge sei, verschwanden die Böhmen schnell wieder aus dem Lande und mit ihnen der verrätherische Chammerauer. Ein Mitschuldiger, der um seine Absichten gewußt, sie aber verschwiegen hatte, wurde nach Aussage der Annalen von Rebdorf verhaftet und mit dem Schwerte hingerichtet. Das kann nun natürlich gar kein anderer gewesen sein, als unser Peter der jüngere von Egg und der Freiherr Joseph von Hormayr, der es überhaupt sehr liebt, mit der Geschichte wie ein Romanschreiber umzuspringen, weiß mit haarsträubender Genauigkeit zu erzählen, wie dem alten Vicedom — dieses Amt verwaltete der Egger damals zu Straubing — gleich dem älteren Brutus selbst das Blut des eigenen Sohnes nicht zu theuer dünkte, um es der Gerechtigkeit zum Opfer zu bringen. Glühend vor Zorn habe er zur Stunde die Gerichtsbühne auf offenem Markte bestiegen, den Sohn, dann den Henker vor sich berufen und mit starker Stimme über den Feldflüchtigen das Todesurtheil gesprochen, welches ohne Verzug vollstreckt werden sollte. Mit hoch erhobenen Händen habe der Jüngling zum Vater gefleht und bei allen Heiligen geschworen, den Fehl zu bessern durch männliche That. Unbeweglich blieb der furchtbare Richter. Das Vaterherz mit Macht bezwingend schrie er auf den Henker: „Verrichte dein Amt" und zu den Füßen des Unerbittlichen rollte das Haupt des Sohnes. Mich wundert es, daß die Birch-Pfeiffer sich dieses hochtragischen Romanes noch nicht bemächtiget hat; aber es ist Jammerschade um

den verschwenderischen Aufwand von Emphase, denn es findet sich nirgends bei einem älteren Schriftsteller eine Angabe, welche die bestimmte Aussage des Grabsteins umstoßen könnte. Wohl aber errichtete Peter von Egg, damals Vicedom in Straubing, in Gemeinschaft mit seinem noch lebenden Sohne Albert und seiner Hausfrau durch Stiftung vom 29. Juni 1349 auf seiner Burg zu Egg eine Kapelle mit einem Beneficium und zwar aus Anlaß des unglücklichen Todes seines geliebten Sohnes und zu dessen Seelenruhe. Kapelle und Beneficium besteht noch.

Neun Jahre nach dem Tode seines Sohnes fiel der alte Egger selbst in Ungnade bei seinem Herrn, dem Herzoge Albert von Straubing-Holland. Man beschuldigte ihn, er habe zu Gunsten des Kaisers Karl IV. bewirkt, daß die Besatzung der uneinnehmbaren bischöflichen Bergfestung Donaustauf freiwillig den Böhmen die Thore öffnete. Der Herzog entsetzte auf diese Anklage hin den vielverdienten Vicedom, der überdieß ehemals sein Hofmeister und Erzieher gewesen war und ihm den schönen Landestheil Straubing verschafft hatte, seines Amtes, worauf dieser sich in seine Burg zu Natternberg einschloß und hier ein ganzes Jahr lang eine übermächtige Belagerung mit der kühnen Standhaftigkeit des Helden aushielt. Aber auch diese Anklage des Verrathes, die von ein paar Schriftstellern gegen den Egger erhoben wird, wird von den meisten und glaubwürdigsten Chronisten so entschieden widersprochen, daß man ihr wohl nicht viel Vertrauen schenken darf. Der Abt Angelus Rumpler von Vormbach schreibt in seiner Chronik: „Der Egger habe dem jungen Fürsten durch seine Weisheit stets die besten Dienste geleistet, habe ihm alle seine Kräfte geweiht, ihn wie einen Sohn geliebt und als seinen rechtmäßigen Herrn

geehrt" (M. B. XVI, 570); ganz ähnlich reden Arempek und Ulrich Onsorg, alle beschuldigen vielmehr den Herzog des Undankes und sagen, die Angehörigen des Vicedoms hätten nur deßwegen zum Kaiser ihre Zuflucht genommen, weil sie dem Groll des Herzogs nicht anders Einhalt thun konnten. Auch die dem Egger eigene Burg Hildegardsberg unterhalb Hofkirchen an der Donau nahm der Herzog in dieser Fehde weg. Die Anstrengungen der Belagerung und wohl noch mehr der Schmerz über die Verkennung seiner Absichten und die schlimme Vergeltung seiner Treue drückten den greisen Helden bald darauf ins Grab. Er starb, wie schon gemeldet, den 26. Mai 1357 und ward in der Familiengruft zu Metten an der Seite seines Vaters und seines ihm vorausgegangenen Sohnes beigesetzt.

Sein überlebender Sohn Albert erscheint als Pfleger zu Mitterfels und später als Vicedom zu Straubing. Wer wird aber glauben, daß ihm wenige Jahre nach dem Tode seines Vaters dessen Amt übertragen worden wäre, wenn Vater und Bruder als Rebellen und Verräther in den Augen der Nation oder der Fürsten gegolten hätten? Er starb am 1. September 1368 und hinterließ zwei Söhne, Ulrich und Georg. Ulrich kaufte im Jahre 1389 von den Herzogen Stephan, Friedrich und Johann die Schlösser Saldenburg, Söldenau und Bainling um 30,200 Goldgulden und gründete die neue Linie der Egger von Saldenburg. Georg behielt das Stammschloß Egg und als er im Monat Juli 1403 kinderlos starb, war der Hauptstamm des Geschlechtes erloschen. Ulrich den Saldenburger finde ich 1399 zum letzten Male, da er für seinen Vater Albert und seine Hausfrau Barbara in der Martinskapelle auf dem Freudhofe zu Metten einen Jahrtag stiftet. In dem Besitze von Saldenburg folgte ihm vor 1410 sein „Vetter" Weimar der Ekker. Dieser hatte einen

Bruder, Peter Ekker zu Steffling, mit dessen Ableben im Jahre 1425 das Geschlecht der Ekker erlosch. Alle später noch erscheinenden Ekker gehören verschiedenen anderen Linien an, die zu der unserigen nie in einem verwandtschaftlichen Verhältnisse gestanden sind.

Nach Georgs Tode ging die Veste Egg i. J. 1403 an Wilhelm Fraunberger von Haag über, denn schon 1405 verleiht derselbe laut einem noch vorhandenen Salbuche von 1589 Erbrechte auf Egger Gütern. Wilhelms Sohn Jörg der Fraunberger stiftet 1412 auf seinem Schlosse zu Egg eine neue Kapelle zu Ehren der heil. drei Könige, zunächst an U. l. Frauen Kapelle. Im Jahre 1427 verkaufte Jörg seine Burg sammt dem Pfleggericht zu Egg um 8000 „ungarisch und tukaten Gulden" an den Herzog Heinrich von Landshut und nun verblieb das Schloß länger als 150 Jahre im Besitz der Landesfürsten, welche es mit Pflegern besetzten und mehrmals pfandweise an ihre Getreuen vergaben. Schon 1428 versetzt Herzog Heinrich Burg und Herrschaft für eine Schuld von 2000 fl. an seinen lieben und treuen Kaspar Hauzendorfer zu Hauzendorf. 1458 erscheint Ritter Jörg der Seiboltsstorfer als herzoglicher Pfleger zu Egg. 1476—1483 ist Pfleger der Graf Sebastian von Ortenburg, 1504 Kaspar Nothhaft zu Wernberg, 1508 Hans von Dachsberg zu Aspach, 1518 Ott der Zengl zu Thannstein (Salbuch). 1523—1528 fertiget mehrmals die edl und vest Fraw Eufemia, Ludwigs von Pinzenau zu Wildenholzen, Hofmarschalls zu Landshut eheliches Gemahel statt ihres annoch unvogtbaren Sohnes Onophrius Nothhaft Erbrechte auf Egger Güter u. dgl. aus. Diese Euphemia war eine Tochter Georgs von Preysing zu Kapfberg und mit Albrecht Nothhaft zu Wernberg auf Aholming und Ratzmannsdorf in erster Ehe verehelicht, dem sie einen einzigen Sohn

Onuphrius gebar. Albrecht starb 1520 und sie heirathete nun jenen Ludwig von Pinzenau. Albrecht Nothhaft scheint die Herrschaft Egg nicht bloß als Pfleger, sondern pfandweise inne gehabt zu haben, denn sonst hätte sein Sohn nicht Erbrechte verleihen und den Besitz fortsetzen können. Ludwig der Pinzenauer schreibt sich 1534 „von Falkenstein und Egg, Vicedom zu Straubing." Wahrscheinlich hatte sein junger Stiefsohn Onuphrius die Gefälligkeit gehabt, frühzeitig wegzusterben. Auch der Pinzenauer starb noch vor 1540 und die Pfandschaft von Egg ging auf den Gemahl seiner Tochter Veronika, Wolf von Maxlrain zum Wallenberg über, der von nun an sich „Wolf Dietrich von Maxlrain zu Maxlrain, Wallenberg, Egg und Aholming" schreibt. In den Erbrechtsbriefen von 1547 nennt er sich Inhaber der Herrschaft Egg, sein Pfleger Burkard Meß nennt ihn Inhaber und Pfandherrn der Burg zu Egg. Endlich 1581 löste Herzog Wilhelm das Schloß wieder ein und verkaufte es unterm 4. Februar desselben Jahres mit allen Zugehörungen vorbehaltlich der landesfürstlichen Hochobrigkeit und des Halsgerichts an den fürstlichen Rath und Kämmerer Karl Kekh zu Prunn um 13,000 Reichsgulden. Des Käufers Sohn, Rudolph Kekh, schrieb sich 1606—1636 Herr von Egg, Loham und Wildenforst. Den 28. November 1633 kam eine Abtheilung schwedischer Truppen über Berg von Deggendorf herauf, plünderte das Schloß und steckte es bei ihrem Abzug in Brand; doch wurde nur der Dachstuhl von den Flammen verzehrt. Der Besitzer wohnte damals zu Findelstein bei Deggendorf. Rudolph Kekh starb i. J. 1636. Ihm folgte sein Bruder Ernst, der jedoch das Schloß nur bis 1648 behauptete. Gegen Ende dieses Jahres finden wir bereits den Grafen Franz von Spaur als Besitzer und auf diesen folgte i. J. 1660

David Freiherr von Wagner zu Sarntheim, der auch Offenberg und Loham besaß. Von ihm gingen diese Güter i. J. 1698 auf den Grafen Anton von Montfort über, der jedoch Egg nur kurze Zeit besaß, denn schon 1719 finden wir Ignaz Freiherrn von Schrenk von Notzing auf Vilsessing, Loham und Mariaposching als Gutseigner. Seine Wittwe Maria Magdalena, geborne von Neuching, schloß 1729 mit den Schrenkischen Erben einen Vertrag, welcher ihr den ausschließlichen Besitz von Egg und Loham zusicherte. 1726 verkaufte Otto Franz von Neuching, der letzte dieses altadeligen Geschlechtes vom Mannsstamm, sein Besitzthum zu Oberneuching, Landgerichts Erding, an seinen Vetter Joh. Ant. Jos. Freiherrn von Armansperg auf Schönberg und Oberprunn, Pfleger zu Dießenstein, der nun bald auch die Schlösser und Hofmarken Egg, Loham, Mariaposching und Degenau durch Tausch und Kauf von den Neuchingischen an sich brachte. Bei dem Geschlechte der Armansperge, welches Churfürst Karl Theodor 1790 in den Grafenstand erhob, ist Egg bis in die neueste Zeit verblieben. Von 1640—1740 sehen wir nach einander nicht weniger als sieben Familien, die Kekh, Spaur, Wagner, Montfort, Schrenk, Neuching und Armansperg im Besitze der Burg einander ablösen. Ich mache darauf aus dem Grunde noch eigens aufmerksam, weil dieser unruhige Güterwechsel eine überall hervortretende Erscheinung jener Zeit und eine Hauptursache des Verfalls und der Verarmung des Adels ist. Von jenen sieben Familien sind außerdem fünf bereits ausgestorben. Die Zahl des güterbesitzenden landtagsmäßigen Adels belief sich nach der Landtafel von 1557 damals in Bayern auf 772; im Zeitraum von 276 Jahren d. h. von 1557 bis 1833 sind nach Lang alle diese Geschlechter bis auf 55 ausgestorben und zwar eine große Anzahl in der tiefsten Armuth.

Im Anfang dieses Jahrhunderts erbte das Schloß Egg der durch seine Geschäftsgewandtheit, sein vielseitiges Wirken und seinen edelfesten Charakter berühmte Staatsmann Joseph Ludwig Graf von Armansperg, ein Mann, dessen Name der Geschichte angehört. Geboren im Jahre 1787, bekleidete er vom Jahre 1813 an bereits bedeutende Aemter im Staate, wurde in der Kammer zum Präsidenten gewählt und gehörte zu den hervorragendsten Mitgliedern der liberalen Parthei. Nach der Thronbesteigung des Königs Ludwig wurde er Minister des Innern, des Auswärtigen und der Finanzen, Staatsrath und lebenslänglicher Reichsrath und hatte den vorzüglichsten Antheil an der Umgestaltung und Besserung des bayerischen Verwaltungswesens. Der Kirche und ihrer freien Lebensregung war er zur Zeit seiner Macht minder hold, was sich aus der Richtung der Zeit und Umgebung, in der er aufgewachsen, genugsam erklärt; doch ist ihm auch von dieser Seite die Achtung nie versagt worden, die seinem geraden, bieder deutschen Wesen gebührte. Als er im Jahre 1831 in einen Conflict mit der Volksvertretung gerieth, hielt er es für ehrenvoller und patriotischer, schnell entschlossen vor dem in der Kammer repräsentirten Willen der Nation sich zu beugen, als durch obstinates Festhalten seiner Stellung die Meinung zu erregen, er möchte etwa mit übermäßiger Treue an einer lieb gewonnenen Vollmacht hangen. Er legte sein Portefeuille nieder und zog sich hieher nach Egg zurück, wo er in der lange entbehrten Ruhe des ländlichen Aufenthaltes die Wahrheit des horazischen „beatus qui procul negotiis“ vollkommen durchzufühlen Gelegenheit hatte. Aber schon im folgenden Jahre entzog ihn der Ruf seines Königs den Freuden ländlicher Muße; er wurde an die Spitze der Regentschaft gestellt, welche dem zum König von

Griechenland erkorenen Prinzen Otto von Bayern beigegeben wurde. Es gehört keine übergroße Einsicht dazu, die unendlichen Schwierigkeiten der Lage in dem neu geschaffenen Lande gegenüber der Eifersucht der vornehmeren Griechen und dem Intriguenspiel der großen Mächte zu begreifen. Dennoch gelang es der Regentschaft, manch nützliche Einrichtung zu schaffen; allen Wünschen vermochte sie freilich nicht gerecht zu werden und keiner menschlichen Kraft würde dieß geglückt sein. 1835 übernahm König Otto persönlich die Regierung, Graf Armansperg aber leitete als Staatskanzler die Geschäfte bis zu seiner 1837 erfolgten Rückkehr nach Bayern. Von nun an wohnte er fast ununterbrochen in seinem Schlosse zu Egg und unterwarf dasselbe einer durchgreifenden Restauration, welche der geschickte Architekt und Bildhauer Ludwig Foltz aus Regensburg leitete. In den architektonischen Grundformen des Gebäudes wurde nichts geändert, sondern nur an das Bestehende angeknüpft und die zierliche Ornamentik des gothischen Styles, welche die alten Bauten mit so malerischem Reize schmückte, allenthalben fast verschwenderisch angebracht. Die vielen kleinen Spitzthürmchen, Söller, Ziergiebel und Gallerieen, das schöne Portal, beträchtliche Theile der Umfassungsmauern, die gesammte Einrichtung des Schlosses und noch manches Andere ist neu, die ganze Physiognomie der Burg und ihrer Umgebung völlig umgestaltet worden. Geschmackvolle Gartenanlagen ziehen sich um das Schloß herum, Allem ist der Stempel des schön gebildeten Geistes aufgedrückt, der hier gewaltet hat. So hat der Graf den Ort zu einem Sitze mannigfachen Genusses eingerichtet, an dem er in einem beneidenswerthen Stillleben den Abend eines reichen Lebenstages zubrachte. Am 3. April 1853 schied er zu München von dieser süßen, freundlichen Gewohnheit des

Daseins und Wirkens und hinterließ seine Güter den Söhnen einer mit dem moldauischen Fürsten Cantakuzenos verheiratheten Tochter. Seine Gemahlin ist ihm in den ersten Tagen dieses Jahres in die Ewigkeit nachgefolgt.

Dieß ist, was ich über die Geschichte des Schlosses Egg habe finden können. Wir haben nun ein Kloster, eine Stadt und eine Burg betrachtet, — gerade die Herzpunkte alles Lebens in den mittleren Zeiten. Denn nichts trieb in Deutschland je feste Wurzeln als diese drei: die aristokratische Erbmacht, das geistliche Stift und die Stadt, bis seit dem 16. Jahrhundert auch die beiden letzteren durch die erstere allmählig völlig aufgespeist worden sind mittelst einer weltbekannten Umwälzung, welche man Kirchenverbesserung zu nennen beliebt hat. Wir haben die beiden letzteren, Kloster und Stadt, Mönchthum und Bürgerthum als Träger der großen civilisatorischen Bewegungen des Mittelalters erkannt; — werden wir nun solches auch von der Burg und dem Ritterwesen sagen können?

Wenn wir im Thale, auf einer schönen Wiese stehend, so hinaufschauen zu den Spitzen und Vorsprüngen der Berge und die Trümmer dieser alten Burgen erblicken, so bewundern wir die Kühnheit dieser Bauten, welche wie Felsenwerke auf Felsen für die Ewigkeit aufgeführt zu sein scheinen. Der bloße Anblick schon der zertrümmerten Besten, wie sie in ihrem Verfalle noch wankellos mit stolzer Festigkeit den Stürmen und Wettern trotzen und so Zeugniß ablegen von der starken Hand ihrer Erbauer, schon dieser bloße Anblick hat etwas Ehrfurchtgebietendes, besonders für unsere modernen Baumeister, die ihre Kartenhäuser auf den beweglichen Flugsand der Zeit bauen. Wir recitiren dann beinahe unwillkürlich jene Strophen eines unserer Dichter, der dieses Gefühl in folgender Weise schön ausdrückt:

In Trümmer sankt ihr unter Schicksalsstreichen,
Doch noch in Trümmern scheint ihr stolz zu stehen,
Verdammend von den Höh'n herabzusehen
Auf eine Welt, die euch nicht kann erreichen.

Ein enger Sinn baut Hütten, die ihm gleichen,
Im Thal, wo nicht der Freiheit Lüfte wehen:
Ihr seht sie bau'n, seht wieder sie vergehen,
Doch ihr steht droben, ewige Todeszeichen.

Und wirklich, wenn man diese oder jene neue Kirche neben einen alten Gottesbau stellt, oder einen modischen Schnickschnackpalast neben solch eine feste Burg der alten Zeit, so muß man ja dem lieben Schultes Recht geben, da er mit Widerwillen von unserer gespreizten Miserabilität in folgenden Versen sich wegwendet:

Wir sind nicht wie die Väter mehr,
Wir schlugen aus der Art,
Ein Zeugniß ist, daß wir nicht bau'n
So hoch, so fest, so zart.

Selbst große Bauten sind gedrückt,
Kein Leben ist im Stein, —
Als wär's ein Zeichen unsrer Zeit,
Die groß ist und doch klein.

An menschlicher Erfindung groß
Und auch im Handel dreist,
Doch wie die Eisenbahn so flach
An wahrem, echtem Geist.

Wenn wir dann dieses Anblickes und dieser Gedanken voll an der steilen Wand hinaufklettern und in die wüsten Massen treten und uns festhalten an den Werkstücken und in das schöne Thal hinabschauen und die Länder verbindenden Straßen verfolgen, wie sie bald sich zeigen und bald verlieren, freundliche Dörfer berühren und lebenvolle Städte, von thätigen Menschen bewohnt, so steigt unsere Bewunderung, unsere Lust und Freude wachsen hoch auf.

Es erscheint uns in diesen Burgen die Wiege oder der Sitz berühmter Geschlechter, die ihren Namen und ihr Wappen mit tiefen, unauslöschlichen Zügen den Marksteinen der Jahrhunderte eingegraben. Die Zauberlampe der Volksüberlieferung hat ihren wundervollen, bilderreichen, vielfarbigen Schein der Abendsonne gleich darüber ausgegossen und wir lauschen ahnungsvoll den Tönen der alten Harfe, die von unbekannter Geisterhand gerührt in seltsamen, geheimnißvollen Akkorden anklingt und Bilder längst vergangener Jahrhunderte vor die Seele führt. Wie viel wissen diese altersgrauen Trümmer uns nicht zu erzählen, wie rufen sie nicht die ganze Zeit des Mittelalters vor unsere Seele, die fehdelustige Welt des hochsinnigen Ritterthums und die Schrecken des Faustrechts. Die dunklen Fenster erhellen sich vor unseren Augen, wir sehen Knappen nnd Ritter beim Festgelag, bei Waffenspiel und Reigen; wir hören den Klang der Becher, der Sang des Minstrels schallt herüber, des Wächters Stimme vom Thurm begrüßt die Heimgekehrten vom Kreuzzug. So pflegen wir heute, aufgenährt mit Rittergeschichten und der duftigen Heimwehpoesie der Romantiker, auf solchen Ruinen zu träumen und das Bild der vergangenen Tage tritt nur in rosenfarbigen Zügen und in dem Lichte poetischen Reizes vor uns. Werden aber auch unsere nicht ritterbürtigen Väter mit diesen Gefühlen zu jenen Burgen hinaufgeschaut haben? Ich zweifle. Die festen Thore der Städte, ihre Wälle und Gräben, die nun eingerissen und verschüttet werden, die dicken Mauern mit ihren drohenden Scharten, die hohen Thürme mit ihren krausen Kämmen, sie sind Zeugen einer gesetzlosen, verwilderten, gewaltsamen Zeit. Aber an Flüssen erbaut oder in den fetten Fluren des Landes, zugänglich und einladend für jeden friedlichen Verkehr sind die Schutz-

wehren menschlichen Fleißes und menschlicher Bestrebungen, Schutzwehren auch des Geistes und der Pflege des Geistes gewesen. Diese furchtbaren Burgen aber auf den öden Höhen, hinter Abgründen und Schlünden, diese Werke ungeheuerer Kosten und unermeßlicher Arbeit — was haben sie eingeschlossen und beschirmt? „Die Gewaltthätigkeit, den Hochmuth, die Widerspenstigkeit, die Menschenverachtung", antwortet mir Luden, und ich denke, er hat Recht. Durch Unterdrückung der kleinen Freien haben die Erbauer dieser Burgen die Macht gewonnen, durch Gewaltthaten haben sie dieselbe vermehrt und befestigt. Ambos oder Hammer! war ihre Loosung, Gesetze und Schranken kannten sie nicht. Da bei der übergroßen Vermehrung seiner Pracht manchem sein Besitz nicht mehr ausreichte, manchem seine barbarische Denkungsart nichts Edleres zeigte, so war die Anzahl derjenigen nicht klein, die sich ordentlich auf Straßenraub verlegten. Man erfand sich zum Scherz eigene Ausdrücke, um die Sache, wenn sie gar zu häßlich war, nicht bei ihrem wahren Namen zu nennen. Auf eine Fehde ausgehen hieß man einen Ritt thun, vom Stegreif oder Sattel leben; dem andern sein Vieh wegtreiben hieß Kochfleisch holen und noch im 15. Jahrhundert ward das westphälische Lied: „Ruten, Roven, dat is khein Schande, dat doint die besten von dem Lande" (Reiten, Rauben, das ist keine Schande, dieß thun die Besten im Lande) gesungen.

Zieht im Thal der reiche Krämer,
Dünkt's dem Heinzen schier genehmer,
Licht' er ihm den Seckel fein,
Denn des Kaisers Freund zu sein.

Ich sitz' frei auf meinem Schloß,
Kaiserstolz, fehlt auch der Troß!
Wenn der Kaiser backenbaust,
Herrscht der Heinz auf eigne Faust.

Ich verlach' die Ritterschaar,
Die in Tugend ganz und gar
Und in güldner Sitten Blitze
Lecken mag am Thronessitze.

Landfried', Ruh', Gerichte scharf,
Magre Red und steife Larv',
Fette Titel, süße Namen,
Kühle Herzen, frumme Damen —
Will's der Kaiser, so so sa
Lacht der Heinze, ha, ha, ha!

Mag nit katzenbuckelnd steh'n,
Schwänzelnd durch die Gassen gehn,
Aergern mich die Bürgerschrammen,
Kauert da das Volk zusammen —
Zünfte, Mauern, streng' Gericht,
Mag's der Kaiser, ich mag's nicht! &c. &c.

In dieser Weise schildert unser braver Trautmann („Petrus Nöckerlein") köstlich die Gesinnung jener hoch gebornen Herren gegen den Landfrieden, den die Kaiser oft genug umsonst auskündeten, bis die Erfindung des Schießpulvers dem ritterlichen Unfug ein Ende machte. Daß solche Menschen mit der gründlichsten Verachtung auf Alles herabsahen, was edlere Menschenbildung bezweckt, ist nun bereits von selbst einleuchtend, und die kurze Periode des ritterlichen Minnegesanges vermag dieses Urtheil keineswegs umzustoßen. Schon im 11. Jahrhundert sagt der Kapellan Wippo in dem an Kaiser Heinrich III. gerichteten Lehrgedichte: *) „Gebiete, o Kaiser, daß alle Wohlhabenden ihre Söhne im Gesetze

*) „Hoc servant Itali post prima crepundia cuncti,
Et sudare scholis mandatur tota juventus;
Solis Teutonicis vacuum vel turpe videtur,
Ut doceant aliquem, nisi clericus accipiatur."
Pertz, M. G. h. XI, 251.

unterrichten; die Italiener halten es so und befinden sich wohl dabei; von Kindesbeinen an werdeu ihre Söhne in die Schule geschickt. Nur die vornehmen Deutschen halten es für schimpflich, Kinder, die nicht für den Klerus bestimmt sind, irgend etwas lernen zu lassen."

Unmaßgeblich glaube ich also, daß die Zeitgenossen die Burgen mit anderen Gefühlen betrachteten, als diejenigen sind, die in den Schilderungen der Romantiker leben. Das Kloster und die Stadt, beide haben eine hohe, civilisatorische Mission erfüllt; schwer dürfte es jedoch sein, die Verdienste historisch aufzuweisen, welche das Geschlecht der Sechszehnahnenkinder um Veredlung der Menschheit in jenen Zeiten sich erworben haben möchte. Wer nicht weiß, was unter den Sechszehnahnenkindern verstanden wird, dem gibt einer aus ihrer eigenen Mitte folgenden Aufschluß:

Wir ackern nicht und pflanzen nicht,
Wir lernen nichts und schaffen nichts,
Wir Sechszehnahnenkinder.
Und doch sprechen wir reiche Ernten an,
Denn von Haus aus sind wir Kammerherrn des Erdrunds,
Wir Sechszehnahnenkinder!
Alle Aemter hoch bezahlt und ohne Müh' und Pflicht,
Sie gebühren uns, den Sechszehnahnenkindern!
Denn unermeßlich ist unser Verdienst,
Nicht genug kann die Welt belohnen
Weder unsere Väter, daß sie uns gezeugt,
Noch unsere Mütter, daß sie uns empfangen haben,
Denn wir allein sind wahrhaft geboren,
Wir Sechszehnahnenkinder,
Und wir allein sind zu jeglichem berechtigt,
Wir Sechszehnahnenkinder! *)

*) Bei Gfrörer, Gregor VII. I, 668.

IV.

Metten — Windberg.

> Wo die Geschichte einst gesessen,
> Auf ihrer großen Wanderfahrt,
> Weilt jetzt mit sinnigem Ermessen
> Ein schönes Weib, die Gegenwart.
>
> Dräxler-Manfred.

Verfolgen wir die Straße von Metten nach Bogen, so gelangen wir in einer halben Stunde nach dem freundlich gelegenen Pfarrdorfe Neuhausen. Die Pfarrei Neuhausen wird zum erstenmal genannt im Jahre 1274, in jener bereits erwähnten Bestätigungsbulle des Papstes Gregor X.; der erste bekannte Pfarrer ist jener Ulrich, der 1317 in Metten als Abt erwählt wurde. Nach Neuhausen waren damals auch die später selbstständigen Pfarreien Metten und Berg (Edenstetten) eingepfarrt. Wie die Pfarrei immer als Vikariat des Klosters Metten erscheint, ist sie auch in neuerer Zeit wieder in dieses Verhältniß versetzt worden. Die Kirche ist im gothischen Style erbaut und gehört nach der glücklichen Restauration, welche ihr zu Theil geworden ist, zu den schönsten und ansprechendsten, die man auf dem Lande nur immer treffen kann.

Eine halbe Stunde von Neuhausen entfernt liegt auf einem mäßig hohen Berge der Weiler Wildenforst, — ein historischer Name. Von hier schrieb sich ein edles Geschlecht, das dreihundert Jahre lang auf der Höhe blieb.

Schon 948 nennt das Turnierbuch einen Reinhard von Wildenforst, der zu Constanz im ritterlichen Waffenspiel die Kraft seiner Lanze versucht haben soll. Freilich gab es damals noch keine Turniere und keine Ritter. Eher möglich wäre die weitere Aussage derselben Quelle, daß ein Conrad von Wildenforst 1165 im Turnei zu Zürich nach dem Ehrendank aus schöner Hand gerungen, doch ist auch dieß zu glauben zur Seligkeit noch nicht unumgänglich nothwendig. Der erste urkundlich sichere Name ist derjenige des Ulrich von Forst, der 1232 als Zeuge in einer Urkunde des Grafen Albert von Bogen vorkommt. Es waren die Forster wie die Egger Ministerialen der Grafen von Bogen; da ich über den mit diesem Namen zu verbindenden Begriff das Nöthige bereits gesagt, kann ich hier darüber hinweggehen. Ein Heinrich von Forst zeugt in einer Urkunde von 1260, Peter von Forst 1289. Peters Bruder Dietrich von Forst erbaut im Jahre 1291 die Andreaskapelle an der Stiftskirche zu Metten als Familiengruft. Dieß beweist, daß damals das Geschlecht bereits reich und angesehen, ja adelig war, denn nur solche Familien haben sich besondere Grabstätten gestiftet. Stammburg, Familiengruft und Wappenschild gehören zusammen. Auch zu Neuhausen hatten die Forster einen Burgsitz, dessen Namen sie zu dem ursprünglichen Namen des Geschlechtes hinzufügten: 1298 nennen die Brüder Philipp und Heinrich Forster sich zum erstenmal von Neuhausen. Ulrich von Forster erscheint als Zeuge in einem Dokument von 1315. Im Jahre 1389 erbauen die Brüder Hartwig und Albert von Wildenforst-Pützen eine Kapelle mit einer Messenstiftung bei der Pfarrkirche zu Neuhausen. Der Stamm erlosch im Jahre 1465 mit Erhard Forster zu Wildenforst und Pützenfels, Pfleger zu Vilshofen. Im Wappen hatten

die Forster einen Baum. Der alte Turnierreimer rühmt von dem Geschlechte:

Die Forster von Wildenforst und von der Putzen
Die thun ihren Leib und Gut nutzen
In Ehren und aller Ehrbarkeit,
Das hat man dickh von inen geseit.

Von ihrem Stammschloß wird keine Spur mehr gesehen.

In einer halben Stunde erreicht man von Neuhausen aus das auf einem hohen Hügel an der Straße gelegene Schloß Offenberg. Da die Höhe, auf der es stattlich



sich hinstreckt, völlig isolirt gegen den Donaustrom vorgeschoben ist, leuchtet das Schloß schon in weiter Ferne dem Wanderer entgegen und gewährt selber aus seinen Fenstern eine sehr schöne Aussicht. Das Donauland liegt da in den schönsten Partieen weithin aufgedeckt vor uns voll Leben und Fruchtbarkeit, man muß es lieb haben

und sich des Anblickes freuen. Anmuthige Gartenanlagen schmücken den südlichen Abhang des Schloßhügels und am Fuße desselben lagert sich behaglich das gleichnamige Dorf. Das Schloß selbst ist ein moderner Bau. Die Offenberger waren wie die Forster und Egger Dienstmannen der Grafen von Bogen und das schon genannte Turnierbuch nennt einen Martin von Offenberg, der 1165 dem Turnier zu Zürich beigewohnt haben soll. Urkundlich sicher ist nur ein gewisser Pernger (Berengar) von Offenberg, der 1325 und 1334 als Zeuge seinen Namen unter Mettener Urkunden setzte. Gegen das Ende des 14. Jahrhunderts müssen jedoch die Offenberger bereits vom Schauplatze verschwunden sein, denn um jene Zeit kommen die Egger als Besitzer der Burg vor. Nach diesen besaß sie Konrad von Nußberg, von dessen Erben sie 1438 Georg der Sattelbogner erkaufte. Dieses Edelgeschlecht hatte seine Stammburg auf dem Sattelbogen, einem Berge in der Pfarrei Loitzendorf, Ldg. Mitterfels, unfern der Straße, welche von Stallwang nach Cham führt. Jahrhunderte hindurch spielt es eine wichtige Rolle im bayerischen Walde und mehrere seiner Sprossen zeichneten sich im Kriege als kühne Haudegen und umsichtige Feldhauptleute aus. War aber Frieden im Lande und fand die ihnen angeborne Neigung zu blutigen Abenteuern keine Nahrung, so liebten sie es überaus, sich Privatkriege mit ihren Nachbarn zu bereiten und den arglos seine Straße ziehenden Kaufmann auszusäckeln. Selbst die Herzoge sahen sich einmal genöthigt, gegen ihren Unfug einzuschreiten und brachen ihnen das gefürchtete Raubnest Liebenstein bei Kötzting. Außer von Offenberg und ihrem Stammschlosse Sattelbogen schrieben sie sich in verschiedenen Zeiten auch noch von Arnschwang, Drachselsried, Geltolfing, Konzell, Lichtenegg, Liebenstein, Miltach, Neuhaus, Plaibach, Ränkam, Roßhaupten, Schön-

berg, Welchenberg, Zant und mehr anderen Burgen des oberen Waldes. Der letzte des Geschlechtes, Sigmund der Sattelboger trat nach einem Leben voll Streit und Kampf am Abend seiner Tage als Laienbruder in das Kloster Oberaltach ein und starb daselbst i. J. 1537.

Georg der Sattelboger, der 1438 Schloß Offenberg an sich gebracht hatte, war vermählt mit Barbara, einer gebornen von Freiberg: diese stiftete 1464 ein Beneficium in der Schloßkapelle. Als Georg kinderlos starb, erhielt Offenberg im Erbwege sein Bruder Hans von Sattelbogen, dessen Hausfrau Elsbeth aus dem Hause der edlen Tannberger war. Er verkaufte das Schloß 1474 an seinen Schwager Moriz von Tannberg, bei dessen Geschlechte es nun bis 1640 blieb. David von Tannberg auf Offenberg und Aurolzmünster (Schloß und Markt bei Ried im Innviertl) war Kämmerer und Günstling des Kaisers Rudolph II., und wurde von demselben nebst seinen Brüdern und Vettern i. J. 1573 in den Freiherrnstand erhoben. Er starb 1589 den 23. April und ward begraben zu Neuhausen, wo sein Denkstein in der Kirche noch zu sehen ist. Karl von Tannberg auf Offenberg schenkte 1612 der Stadt Deggendorf 6000 fl. zum Bau eines Kapuzinerklosters und trat selbst als Mönch ein, nachdem er zuvor auch dem dortigen Spital noch 5500 fl. vermacht hatte. Sein Bruder Georg hatte nur eine Tochter Helena, auf die er das Schloß Offenberg vererbte; sie scheint den Grafen Franz v. Spaur geheirathet zu haben, der 1640 als Herr von von Offenberg vorkömmt. Im Jahre 1656 erwarb das Schloß durch Heirath einer Erbin David Wagner Freiherr von Sarntheim. Dieser David Wagner, ein reicher Kaufherr aus Rottenbuch bei Botzen, ist der Stammvater der jetzt noch blühenden Grafen von Sarntheim. Er kaufte im Jahre 1635 von dem Grafen Sigmund von Thun

das schöne Schloßgut und Dorf Sarntheim, welches sechs Stunden nördlich von Botzen in der schönsten Landschaft gelegen ist und den Kern des bekannten Sarnthales bildet. Im Jahre 1651 wurde er in den Freiherrnstand, sein ganzes Geschlecht 1687 in den Grafenstand erhoben und der bürgerliche Name Wagner mit seinem plebeischen Anklang verschwand durch fürstliche Gunst aus dem Grafentitel. Unser David scheint ein braver Herr gewesen zu sein, wenn anders von den Kindern ein Schluß auf die Eltern erlaubt ist; denn seine Tochter Maria Victoria gründete bei Botzen ein Kloster der Annunciaten-Cölestinen, trat dann selbst in das fertige Kloster als Aebtissin der kontemplirenden Nonnen im schneeweißen Kleide mit himmelblauem Mantel nach der Regel des heiligen Augustin und starb endlich, 71 Jahre alt, im Rufe der Heiligkeit.

Nicht lang blieb Offenberg in der Familie derer von Sarntheim. Nach Davids Tode entspann sich ein Erbprozeß, der 1687 damit endete, daß Graf Anton von Montfort gegen Herausgabe einer Summe Geldes Offenberg bekam. Im Billardzimmer des Schlosses befindet sich noch ein großes Gemälde, welches diesen Grafen Anton mit seiner ganzen Familie vorstellt. Er war geboren 1635 und starb 1706; seine erste Hausfrau war Maria Victoria von Spaur († 1688), die zweite Katharina von Tilly. Von seiner ersten Gemahlin hatte er folgende Kinder: 1) Sebastian, der ihm im Besitze des Schlosses folgte und 1724 kinderlos starb; 2) Johanna Katharina Victoria, geb. 1678, vermählt 1700 an Meinhard Fürsten von Hohenzollern-Hechingen; von ihr stammen die Fürsten von Sigmaringen ab; 3) Maria Theresia Felicitas, geb. 1680, vermählt 1701 mit Karl Frhr. v. Closen; 4) Theresia Franziska Violanta, geb. 1682, vermählt 1701 mit Joh. Gg. Grafen von Königsfeld und 5) Maria Antonia Jo-

sepha, geb. 1685, vermählt 1707 an Joh. Philipp Grafen von Lamberg. Als Graf Sebastian 1724 ohne Leibeserben mit Tod abging, fiel Offenberg seinem Schwager, dem Grafen Joh. Gg. von Königsfeld zu. Das Haus Montfort, eines der ältesten und erlauchtesten Adelsgeschlechter, ist im Anfang unseres Jahrhunderts völlig ausgestorben. Die genealogischen Träumereien, mit denen die hochgebornen Herren im verflossenen Jahrhundert sich gerne narren ließen, sind bekannt. Der Eine knüpfte seinen Stammbaum an Romulus, der andere an die Gracchen, ein Dritter an irgend einen Helden des trojanischen Krieges oder des Argonautenzuges an. Die Grafen von Montfort leiteten ihr Geschlecht in gerader Linie von dem Könige David ab und hielten große Stücke auf ihre Verwandtschaft mit Christus dem Herrn. Auf einem alten Kupferstich ist diese Ahnensucht des gräflichen Hauses treffend persiflirt. Christus hängt am Kreuze; entblößten Hauptes steht darunter durch seinen Wappenschild kenntlich gemacht, ein Graf von Montfort. Vom Munde des Herrn aber geht ein Spruchzettel zum Grafen herab mit den Worten: „bedecken Sie sich, Herr Vetter!“

Der schon genannte Graf von Königsfeld saß auf Offenberg bis zu seinem i. J. 1749 erfolgten Tode und hinterließ aus einer zweiten Ehe mit Maria Antonia Gräfin von Preysing einen Sohn und Erben Christian Grafen von Königsfeld, welcher bis zu seinem 1801 erfolgten Tode Offenberg nebst Wildenforst und Neuhausen, die seit 1693 immer zusammengehörten, besaß. Da er kinderlos starb, brachte das Gut Herr v. Rüdt, Pfleger zu Schwarzach, käuflich an sich, der es jedoch in Folge richterlicher Sentenz i. J. 1803 an Herrn Maximilian von Pronath, der es zu gleicher Zeit gekauft hatte, abtreten mußte. Von den Verdiensten, welche sich dieser

Edle durch die möglich gemachte Wiederherstellung des Klosters Metten erworben hat, ist bereits die Rede gewesen. Er starb im Jahre 1839. Seine Tochter und Erbin Hyacintha hatte das Jahr zuvor dem Grafen Philipp von Hundt ihre Hand gereicht, der gegenwärtig Herr des Schlosses ist und auf demselben in Mitte seiner Familie ein wohlthätiges, schönes Stillleben führt.

Von Offenberg wandern wir weiter nach Welchenberg, das wir in einer Stunde erreichen. Der Weg dahin ist völlig reizlos. Erst bei Welchenberg treten die Vorberge des Waldes wieder näher an den Strom heran und begleiten ihn bis Bogen. Zu Welchenberg auf dem äußersten Vorsprung der Bergkuppe ragte früher eine stattliche Burg, von der man nur mehr spärliche Rudera erblickt. Da hausten die Welchenberger. Ich finde als ersten des Geschlechtes in einer Oberaltacher Urkunde bei Hemauer zum Jahre 1126 einen Altmann von Welinchinberg; er wird als **vir nobilis** bezeichnet.

Ein Rudolph von Welchenberg zeugt 1194 in einer Urkunde des Klosters Windberg (**M. B.** 14, 68), 1224 in einer Niederaltacher Urkunde (**M. B.** 15, 7), ein Heinrich von Welchenberg kommt 1390 als Pfarrer zu Viechtach vor (**M. B.** 14, 68). Nach dieser Zeit verschwinden die Welchenberger und die Sattelboger treten in den Besitz der Burg ein, — ob durch Kauf, Heirath oder Erbschaft finde ich nicht. Von den Sattelbogern ging das Schloß im Anfang des 15. Jahrhunderts an Kaspar Lerchenfelder über. Dieser war fürstlicher Rath zu Straubing und einer der reichsten Männer seiner Zeit.

Die Könige von Portugal und Spanien, der Herzog von Bayern, die Reichsstadt Nürnberg und viele Andere waren mit großen Summen in den Schuldbüchern dieses Geldfürsten eingetragen. 1557 erhielt er die Edelmanns-

freiheit. Außer Welchenberg brachte er auch Brennberg, Eltheim, Gebelkofen, Inkofen, Irnkofen, Köfering und manche andere Güter an sich. Diese Besitzungen vertheilte er in folgender Weise unter seine Söhne: Andreas erhielt Oberbrennberg und Eltheim, Johann Gebelkofen, Kaspar Köfering, Heinrich Welchenberg und Georg Unterbrennberg. Das Geschlecht der Lerchenfeld blüht noch in einer freiherrlichen und einer gräflichen Linie fort. Heinrich Lerchenfeld verkaufte sein Schloß Welchenberg an Pankraz von Pürching. Dessen Sohn Johann von Pürching starb den 13. April 1654 und ward in der Kirche zu Welchenberg begraben. Seine hinterlassene Wittwe Katharina vermachte Welchenberg vier Jahre darauf, i. J. 1658 durch Testament dem Kloster Oberaltach, welches hier eine Propstei errichtete und in derselben beständig mehrere Patres unterhielt. Bei der Klosteraufhebung wurde das Schloßgut vom Staat veräußert und gegenwärtig befindet sich dasselbe im Besitz des Herrn Bierbrauers Schmaus. Dieser ließ das Schloß auf dem Berge abbrechen, so daß man jetzt nur mehr eine Ruine sieht, von welcher ein lustig aufstrebender Baumschlag Besitz genommen hat. „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Von Welchenberg führt uns die Straße nach dem Pfarrdorfe Pfelling am Uferrand der Donau. Auch hier saß ein Ministerialengeschlecht, das von diesem seinem Stammsitze den Namen trug. Die Pfellinger waren auch im inneren Walde begütert und der letzte des Geschlechtes gründete aus seinem Hausgute das Cisterzienserkloster Gotteszell. Freund Lukas wird uns davon weiter unten ein Mehreres erzählen.

Nun geht's auf den Bogenberg. In einer Stunde sind wir auf dem Gipfel desselben und genießen dort eine

herrliche Rundschau. Der Berg erhebt sich zu einer Höhe von 1478′ und drängt sich als mächtiges Vorgebirge des bayerischen Waldes an die Donau heran. Steil und kahl, fast keimlos ist die westliche Fronte desselben dem linken Donauufer zugekehrt, während nach den anderen Seiten hin eine üppige Vegetation über seinen Rücken sich ausbreitet. Den größten Theil Altbayerns beherrschend ragt auf seinem Gipfel die in gothischem Style erbaute Wallfahrtskirche und fast unermeßlich ist die Aussicht, welche



hier dem überraschten Blicke sich darbietet. Nirgends überschaut man so schön wie hier den ganzen Zug des Böhmerwaldes; gegen Süden schweift das Auge ohne Begrenzung über das schöne Land von Altbayern hin und erschaut die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel der steyerischen, salzburgischen und tirolischen Alpen; ostwärts reicht der Blick den Abhängen der Bergkette entlang bis

gegen Passau hinab und gegen Westen über die weite Ebene jenseits der Donau bis Regensburg.

Da, wo jetzt die Wallfahrtskirche mit den Pfarr- und und Schulgebäuden in friedlicher Stille sich erhebt, ragte in grauer Vorzeit die feste Stammburg des mächtigsten und thatenreichsten Dynastengeschlechtes des Bayerwaldes trotzend in das Land hinaus. Von Wörth reichte das Gebiet der Grafen von Bogen am linken Ufer der Donau hinab bis Hildegardsberg und im Norden grenzte es an Böhmen. In diesem Territorium lagen viele Flecken, Klöster und Burgen: Bogen, Hohenbogen, Furth, Regen, Viechtach, Ober- und Niederaltach, Windberg, Mitterfels, Falkenfels, Falkenstein, Weißenßein u. A. Am rechten Donauufer besaßen die Grafen Natternberg und Plattling, in Böhmen die großen Herrschaften Schüttenhofen und Winterberg, in Oesterreich die Grafschaft Wildberg im Voigreiche, dann beträchtliche Güter in Steyermark und Kärnthen. Dabei waren sie Vögte über das Hochstift Regensburg, über die Klöster Obermünster und St. Jakob zu Regensburg, Ober- und Niederaltach, Windberg, Wallersdorf und Prüfening. Kein mächtigeres Banner hat jemals über bayerischer Erde gerauscht, als das, welches man vor den Grafen von Bogen trug, kein Name war geachteter, keiner auch mehr gefürchtet, als dieser. Den Herzogen von Bayern gleichgestellt an Macht und Ansehen, durften sie es wagen, denselben in bewaffnetem Widerstande zu trotzen und durch ihre Fehden hielten sie das Land weithin in Angst und Schrecken. Sie hielten sich auch fürstlichen Hofstaat und die Urkunden nennen uns Edelleute in Menge, die als Marschälle, Truchsessen, Mundschenken rc. bei ihnen des Dienstes warteten. Im Innern ihrer Grafschaft waren sie unabhängige Herren, geboten über Leben und Tod ihrer Unterthanen, forderten

Steuern und Abgaben, erhoben Zölle und riefen zu den Waffen*).

Die Erbauung der Burg, sowie die Entstehung der Grafschaft verliert sich im Dunkel der ältesten Zeiten. Als der erste bekannte Besitzer derselben wird von den Geschichtsforschern gewöhnlich Hartwig I. genannt, welchen sie als einen Sohn des Burggrafen Babo von Regensburg bezeichnen. Dieser Babo erzeugte nicht weniger als dreißig Söhne und acht Töchter. Einst, als besagte Jungen herangewachsen waren, lud Kaiser Heinrich II. den alten Babo zu einer Jagd ein, drückte jedoch den Wunsch aus, derselbe möchte nur mit wenigen Dienern erscheinen. Babo aber erwog, daß er den günstigen Augenblick benützen müsse, um seine Söhne unterzubringen. Er nahm daher alle seine Söhne mit, lauter kräftige, hübsch gewachsene Bursche, indem er einem jeden einen Diener und einen Soldaten beigab. Als der Kaiser den langen Zug daher kommen sah, fragte er mit strengen Worten: warum bringt Ihr so viele? Babo antwortete: ich habe wirklich nur einen Diener und einen Soldaten bei mir, die andern sind meine Söhne und deine Vasallen, o Herr, welche nichts anderes wünschen, als dir treulich zu dienen, wenn es dir anders gefällt, ein gnädiges Auge auf sie zu werfen.

Der Kaiser mußte lachen und versorgte in der Folge alle stattlich mit Lehen und geistlichen Aemtern. So berichtet der Lebensbeschreiber des Erzbischofes Konrad von Salzburg, eines Neffen des Grafen Babo (Pertz XI., 63 ff.). Aventin, der im fünften Buche seiner Jahrbücher

*) Literatur: Augustin Kiefl, der Bogenberg. Passau 1819. Adalb. Müller, der bayer. Wald. S. 343—357. Kalender für kath. Christen. Sulzb. 1847, S. 67—82. Balth. Regler, Azwinischer Bogen. Straub. 1599. Herm. Schollner, stemmatograph. comitum de Pogen in den neuen akadem. Abhandl. IV. Bd.

dasselbe erzählt, beruft sich darauf, daß er dieses „in gar alten Kalendern und Todtengedächtnissen, mit fast alten Buchstaben geschrieben, zu Weltenburg gelesen habe.“ Etliche neuere Schriftsteller erklären diese Angaben über den Kindersegen Babo's für eitel Mährchen, und doch ist der Stempel der Wahrheit dem Berichte auf die Stirne gedrückt. Wo wird ein Geistlicher über die Sippschaft eines Erzbischofes, der noch dazu für einen Heiligen galt, solche Dinge aussagen, wenn sie nicht weltkundig sind! Auch ist eine Vaterschaft von 38 Köpfen nichts Außerordentliches, sobald man nur verschiedene Mütter voraussetzt — und wir kennen wirklich drei Gemahlinen Babo's, Mathilde, Irngarde und Gertrude. Gewisse Fürsten christlicher und mahomedanischer Länder im 18. Jahrhundert haben in dieser Hinsicht noch weit mehr geleistet.

Nichts hindert uns also, vielmehr drängt Alles, die Ueberlieferung von den 32 Baboniden als beglaubigte Geschichte aufzunehmen. Hartwich soll einer dieser Söhne gewesen und vom Kaiser mit der Grafschaft Bogen belehnt worden sein. Damals umfaßte die Grafschaft das Land zwischen der westlichen und östlichen Bogen, zwei Bächen, wovon der eine bei Bogen, der andere bei Deggendorf in die Donau fließt. Hartwig vermählte sich mit Hazaga, einer Tochter des Grafen Thiemo von Neuburg-Vormbach, welche ihm die einträgliche Schirmvogtei über das Hochstift Regensburg zubrachte; 1054 erhielt er von Kaiser Heinrich III. mehrere ansehnliche Kammerhöfe im Nordgau zum Geschenke. Hazaga von Neuburg gebar ihm zwei Söhne: Hartwig II., welcher Kanzler des Kaisers Heinrich III. und Bischof von Bamberg wurde, und Leutpold, der 1051 den erzbischöflichen Stuhl von Mainz bestieg und 1059 starb. Nach dem Tode der Hazaga heirathete Graf Hartwig Bertha, eine Tochter des Königes

Bela I. von Ungarn und zeugte mit ihr noch zwei Söhne, Friedrich und Aswin. Auf dem Bogenberg erbaute er sich seine Stammburg und starb um das Jahr 1074.

Da Hartwigs Söhne erster Ehe bereits im Kirchendienst versorgt waren, erbten Friedrich und Aswin die Grafschaft. So groß war das Ansehen und die Macht der Bogener Dynasten bereits, daß König Heinrich IV., als er 1077 den Herzog Welf von Bayern abgesetzt hatte, ihnen die Beschirmung Niederbayerns übertrug. Zum Lohne für ihre treuen Dienste schenkte er ihnen 1086 bedeutende Güter in der Markgrafschaft Cham, worauf die beiden Brüder das also vermehrte Besitzthum unter einander abtheilten.

Friedrich I. blieb im Besitze von Bogen und behielt die Schirmvogtei über das Hochstift Regensburg. Mit Zustimmung seines Bruders und seiner Gemahlin Adelheid, einer Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen, erhob er das eine halbe Stunde von Bogen entfernte, im Hunnenkrieg (907) zerstörte Benedictinerkloster Oberaltach wieder aus den Ruinen, in welchen es 195 Jahre gelegen war, stattete es mit reichlichen Schankungen aus und legte sich das Schirmrecht über dasselbe bei (1090—1102). Im Jahre 1101 unternahm er mit dem bayerischen Herzoge Welf I. eine Wallfahrt in's gelobte Land und starb zu Jerusalem. Seine Gemahlin, die sächsische Prinzessin Adelheid, hatte ihm drei Söhne und eine Tochter geboren. Ulrich wurde Bischof zu Eichstätt, Hartwig III. und Tuta starben früh und unverehlicht. In Besitz und Würde folgte ihm sein Sohn Friedrich II., ein heftiger, kühner Krieger, hochfahrenden und reizbaren Gemüthes. Als der bayerische Herzog Heinrich der Stolze 1128 in der Stadt Regensburg ein Hofgericht niedersetzte, hielt sich Friedrich in seinen Rechten als Schirmherr des

Hochstifts beeinträchtigt. Sein Zorn entlud sich zuerst gegen den Vorstand dieser Behörde, welcher die Gerechtsame des Herzogs besonders eifrig vertrat. Friedrich lockte den Beamten mit verstellter Freundlichkeit auf sein Gebiet und ließ ihn dann meuchlings ermorden. Diese Frevelthat zu rächen, befehdete der Herzog den Grafen, zerstörte ihm sein Schoß Falkenstein und zog die Domvogtei in Regensburg an sich. Friedrich mußte sich der Uebermacht fügen, lauerte aber auf die Gelegenheit, wieder zu dem Verlorenen zu kommen. Diese ergab sich, als Bischof Kuno i. J. 1132 die Augen schloß. Sogleich eilte der Graf in die Stadt, warb bei der Geistlichkeit und Bürgerschaft und brachte es dahin, daß sein Freund, der Graf Heinrich von Wolfrathshausen zum Bischofe gewählt und die Domvogtei ihm wieder zurückgegeben wurde. Entrüstet darüber griff nun der Herzog zu den Waffen und zog gegen Regensburg, theils um den gegen seinen Willen eingesetzten Bischof zu vertreiben, vorzüglich aber, um den trotzigen Grafen von Bogen zu züchtigen. Ein großer Theil der Stadt ging dabei in Flammen auf, das hochstiftische Gebiet wurde verheert, das feste Schloß Thumstauf überfallen und eingenommen. Der Krieg wüthete noch im Jahre 1133, Markgraf Leopold IV. von Oesterreich half dem Bogener, endlich aber trat Pfalzgraf Otto von Wittelsbach als Vermittler auf und bewirkte, daß Friedrich sich dem Herzoge unterwarf. Er erhielt Verzeihung und scheint von nun an mit dem Herzog in gutem Einvernehmen geblieben zu sein (Ad. Müller a. a. O. S. 352). Als Herzog Heinrich i. J. 1136 seinen Schwiegervater, den Kaiser Lothar II. auf dessen zweiten Römerzuge mit 1500 Helmen begleitete, befand sich auch Friedrich von Bogen mit seinen Reisigen im Zuge und endete sein Leben ferne der Heimath im wälschen Lande bei der

Belagerung von Pavia. Auf ihn folgte sein gleichnamiger Sohn Friedrich III., den er mit Luitgardis, einer Tochter des Herzogs Wladislaus von Böhmen erzeugt hatte. Dieser machte frommen Sinnes im Heere Konrads III. den unglücklichen zweiten Kreuzzug mit und starb auf demselben i. J. 1149. Mit ihm erlosch die Friedrichische Linie der Grafen von Bogen und die Grafschaft kam ganz in die Hände der Nachkommen Aswins.

Aswin, der Sohn Hartwigs I., Bruder Friedrichs I. und Stammvater der zweiten Geschlechtslinie der Grafen von Bogen, empfing von dem väterlichen Erbe unter Anderem die Güter im Nordgau, nahm seinen Sitz in Zeitlarn und nannte sich Graf von Zeitlarn-Bogen. Kaiser Heinrich III. übergab ihm die Schirmvogtei über das reiche Kloster Niederaltach. Graf Aswin war einer der streitbarsten Degen seiner Zeit. In drei großen Feldschlachten schlug er die Czechen, als sie den Nordgau mit Raub und Mordbrand heimsuchten und trieb sie zurück über die Grenzen. Am Alphaltersberge bei Loifling, an der Straße von Straubing nach Cham, wo das letzte Treffen geschehen, hieb er mit seinem Schwerte in eine hochragende Tanne das Zeichen des Kreuzes, und der Baum hieß fortan die Aswins-Tanne. Wie alte Leute wissen wollen, war in der Waldung, die den Berg bedeckt, noch im vorigen Jahrhunderte der umfangreiche Stock der Aswinstanne zu sehen. Von seinen Siegen über die Böhmen ward Aswin der Name „Schrecken der Böhmen.“ Er starb 1105. Seine Gemahlin Luitgard, Gräfin von Windberg, hatte ihm drei Söhne und eine Tochter geboren. Berthold I. wählte das Klosterleben und starb 1141 als Abt des berühmten Klosters St. Blasien im Schwarzwalde; Hartwig starb in jungen Jahren, die Tochter Luitgard vermählte sich mit dem Herzog

Brezislaus von Böhmen und nach dessen Tode mit dem Herzoge von Kärnthen.

Albert I., Aswins dritter Sohn, pflanzte das Geschlecht fort. Er verwandelte i. J. 1125 sein Schloß Windberg unweit Bogen in ein Kloster und setzte sich zum Schirmherrn über dasselbe. Bischof Otto von Bamberg verlieh ihm auch die Vogtei über das von ihm gegründete Kloster Prüfening. Da die Chroniken berichten, Albert habe den bereits von seinem Vater begonnenen Bau einer Residenz auf dem Bogenberge vollendet, so gewinnt es den Anschein, als hätten an der Haupt- und Stammburg zu Bogen beide Linien fortwährend Antheil gehabt. Dieselbe wird, wie das Schloß zu Scheyern und andere eine Ganerbenburg gewesen sein. Albert I. starb 1147 und hinterließ aus der Ehe mit Hedwig, einer gebornen Gräfin von Cilli, drei Söhne und drei Töchter. Albert II., ein trefflicher Jüngling, wurde bei der Belagerung des Schlosses Valley verwundet und starb (1140); Hartwig II. wählte Natternberg zu seinem Sitze und starb kinderlos, die drei Töchter wählten das Kloster.

In der Grafschaft folgte Berthold II., welchem durch das Aussterben der Friedrich'schen Linie i. J. 1149 auch die andere Hälfte der Grafschaft zufiel. Aus der Ehe mit der kärnthischen Prinzessin Luitgarde hinterließ Berthold bei seinem i. J. 1168 erfolgten Tode einen einzigen Sohn, Albert III., der damals erst drei Jahre alt war. Als dieser der Vormundschaft seiner Mutter und seines Oheims Hartwig entwuchs und selbst die Herrschaft übernahm, stand das Haus auf dem Culminationspunkte seiner Macht. Er vermählte sich mit der schönen und geistreichen Ludmilla, einer Tochter des Herzogs Friedrich von Böhmen, Enkelin des Königes Wladislaus II. Kühn und kampflustig, aber auch stolz und gewaltthätig, brachte

Albert III. viel Unheil über das Land. Seinen wilden, hochstrebenden Sinn bezeichnet genugsam der abentheuerliche Einfall, auf der Spitze des Hohenbogen, mehr als dreitausend Fuß über dem Mittelmeere, eine Burg zu erbauen. Um das Jahr 1190 legte er den Grund zu dem Baue, die Unterthanen und die Klöster, deren Schirmherr er war, wurden zur Ausführung des Unternehmens mit schweren Steuern belastet und wahrscheinlich hätte der Graf das Riesendenkmal seines Uebermuthes vollendet, wäre er nicht nach ein paar Jahren vom Kaiser aus dem Lande verwiesen worden. Das Werk gerieth nun in's Stocken und wurde auch später nicht mehr fortgeführt, aber noch im Anfang unseres Jahrhundertes sah man auf der Bergkuppe Ruinen dieser im Entstehen erstickten Zwingburg. Im Jahre 1192 gerieth Albert wegen Grenzstreitigkeiten, Jagdrechten und der Schirmherrschaft über das Kloster Niederaltach in eine heftige Fehde mit den Ortenburger Grafen Heinrich und Rapoto, welchen der Herzog Ludwig von Bayern beistand. Zu Albert hielten Berthold von Andechs, sein Schwager, der Herzog Ottokar von Böhmen und Herzog Leopold von Oesterreich, und ein großer Theil von Bayern wurde nun mit Raub, Mord und Brand erfüllt. So grausam wüthete der Bogener gegen die Ortenburger, daß man in ihren Gebieten fast kein Vieh mehr fand und das Land verödete. Die Ortenburger geriethen in Noth und wurden geschlagen. Zu ihrer Hilfe zog Herzog Ludwig heran, aber er war wider die Uebermacht zu schwach und wurde besiegt. Nun war allgemeine Verwüstung im Lande, jeder Damm der Ordnung durchbrochen, bis Kaiser Heinrich VI., den Gräuel zu enden, auf einem Reichstage zu Regensburg 1193 Landfrieden gebot. Albert von Bogen wurde mit der Reichsacht belegt und nach Apulien verbannt, wo er

gegen zwei Jahre verlebte. Als 1195 die Kaiserin Constantia zu Assisi einen Sohn, den nachmals so mächtigen Friedrich II. gebar, machte sich Graf Albert geschwind als Kurier auf den Weg und brachte dem Kaiser die erste Nachricht von dem freudigen Ereigniß nach Deutschland heraus. Dieß erwirkte ihm Begnadigung. Im Jahre 1197 wallfahrtete er mit einem Kreuzheere nach Palästina, aber kaum zurückgekehrt, griff er wieder zu den Waffen und bekriegte im Bunde mit dem Bischofe Wolfker von Passau auf's Neue die Ortenburger, gegen welche sein alter Groll noch nicht erloschen war. Es wird als ein Glück betrachtet worden sein, da i. J. 1198 der Tod die Erde von dem ruhelosen, unbändigen Manne befreite, der mit 33 Jahren viel zu lange gelebt zu haben schien.

Von seiner Gemahlin Ludmilla hinterließ Albert drei Söhne: Leopold, Berthold III. und Albert IV. Ludmilla, die Blume der Frauen, wurde i. J. 1204, sechs Jahre nach dem Tode ihres ersten Gatten, die Gemahlin des braven Bayerfürsten Ludwigs I. des Kelheimers. Oft, so wird erzählt, ritt der Herzog von Landau an der Isar gen Bogen, um dort Alberts schöne, junge und geistreiche Wittwe zu besuchen und bald fühlte er sich von leidenschaftlicher Liebe zur holden Königstochter hingezogen. Züchtiglich widerstand die reizende Frau jedoch immer seinem Ungestüm; nur als ehrbares Ehegespons wollte sie sein Verlangen erfüllen. Denn so bescheiden sie auch in all ihren Ansprüchen und minniglichster Weiblichkeit war, sich selbst und des Frauengeschlechts heiligen Werth schlug sie doch hoch genug an. Nun wars einmal wieder Lenz geworden und das ist eine gar wundersame Zeit. Da keimts allüberall, was ringen und streben kann, das ringt und strebt heraus zum Licht in Blüthe, Blatt und Blumenzier, die Wasser rinnen flüsternd dahin und was

da lebt und webt, das ruft laut auf sein Verlangen und eröffnet in seligstem Vertrauen der Brust allertiefstes Empfinden. An einem solchen Frühlingstage ritt Ludwig wieder auf den Bogenberg, um heißer und dringender als je um die Gunst ihrer Liebe zu werben. Ludmilla bestimmte ihm einen Tag, an welchem sie der Gewährung seiner Sehnsucht nicht ferner mehr widerstreben wolle. Inzwischen ließ sie nach dem Rathe der Ihrigen drei Ritter an die Tapeten des Gemaches malen und, wie sie am bestimmten Tage den Herzog herbeireiten sah, drei Ritter als Zeugen hinter der Schilderei sich wohl verbergen. Als nun Ludwig um den Sold treuer Minne flehte, wies sie auf das Bild und sagte: „Gelobt mir fröhlich ehrbare Ehe vor diesen drei Rittern." Willig und ohne Bedenken versprach es Ludwig. Aber kaum war der Schwur über seine Lippen, so fiel die Tapete nieder und als lebendige Zeugen traten die drei Ritter hervor. Voll Unmuthes, daß sie ihn überlistet und seinem Worte nicht allein geglaubt, ritt Ludwig davon und kam ein ganzes Jahr nicht wieder. Als aber übereins abermals der Frühling ins Land kam, da siegte in seinem Herzen die Liebe über den Verdruß und er brachte Ludmilla als seine Hausfrau nach Kelheim.

Da sy kamen zusamen bayde,
Da vergassen sy alles ir Laide,
Sy lebten mit einunder eheleich,
Als es zugehörtt den Fürsten reich.
Der edlen Grafen von pogen
Helm, Schilt und wappen
Ist komen an dy hochgeporen Fürsten loblich
Von payren mit erbschafft und namen ewigklich.

So schließt ein Meistersänger aus dem 14. Jahrhundert seine Erzählung (**M. B. XII**, 92). Die beiden

Gatten lebten in glücklicher Ehe und zeugten Söhne und Töchter, bis Ludwig am 14. September 1231 auf der Kelheimer Brücke durch das Messer eines unbekannten Meuchelmörders fiel. Ludmilla stiftete 1232 aus ihrem elterlichen Erbtheile mit Willen ihres Sohnes Otto des Erlauchten das Cisterzienserinen-Kloster Seligenthal zu Landshut, wo sie noch neun Jahre im Schmerze über den herben Verlust ihres lieben Gemahls vertrauerte, bis sie am 15. August 1240 demselben in eine bessere Welt nachfolgte und in der Gruft des von ihr gegründeten Klosters zur letzten Ruhe gebettet wurde.

Die drei jungen Brüder von Bogen hatten nach des Vaters Hingang das väterliche Erbe in Besitz genommen. Leopold wählte den geistlichen Stand, machte der Kirche große Schenkungen und starb als Propst des Stiftes zur alten Kapelle in Regensburg 1221. Berthold **III**. und Albert **IV**. begleiteten i. J. 1217 den Kreuzzug des Königes Andreas von Ungarn nach dem gelobten Lande. Bei der Belagerung von Damiette wollte Berthold am 12. August 1218 mit etwa 40 auserlesenen Kämpfern einen stark befestigten Wasserthurm einnehmen, von welchem aus eiserne Ketten über den Nilstrom hinüberreichten und den Zugang zur Stadt von der Wasserseite aus hinderten. Jedoch die vom Enterschiffe ausgelegte Fallbrücke brach, der Graf und viele der übrigen Helden fanden den Tod in den Wellen. Albert kehrte glücklich in die Heimath zurück und war nun alleiniger Herr in der großen Grafschaft. Er hatte jedoch den unruhigen Sinn seines Vaters geerbt, es litt ihn nicht in der stillen Burg auf dem Bogenberge an der Seite seiner treuen Gemahlin Richizza von Dillingen. Schon nach zwei Jahren nahm er wieder das Kreuz und zog mit seinem Stiefvater, dem Herzoge Ludwig von Bayern, nach dem Morgenlande. Im Mai 1221

landeten sie zu Damiette. Drei Monate wartete dort das gegen 50,000 Mann starke Kreuzheer auf das Nachkommen des Kaisers Friedrich, und als dieser nicht erschien, der Feind sich immer mehr verstärkte und die Ueberschwemmung des Nils hereinbrach, zogen die christlichen Heerschaaren unverrichteter Dinge wieder ab und zertheilten sich in ihre Heimathländer. Auch Albert von Bogen kam wohlbehalten zurück. Im Jahre 1227 brach verjährter Familienhaß wieder zu blutiger Fehde aus, indem Albert den Grafen Rapoto von Ortenburg wegen streitiger Vogteigerechtsame auf's Neue mit Krieg überzog. Auf beiden Seiten standen mächtige Bundesgenossen und das Kriegsfeuer griff fürchterlich um sich. Besonders hatte das Kloster Niederaltach zu leiden. Neben diesem Kloster hatte der Graf von Bogen die feste Burg Lichtenwörth erbaut; diese zerstörte jetzt der Ortenburger von Grund aus. Viele andere Höfe des Klosters gingen in Flammen auf und dazu wurden noch schwere Kriegssteuern erpreßt, bis endlich Herzog Ludwig drohend Beobachtung des Gottesfriedens durchsetzte und den Frieden herstellte. Auch mit dem Bischofe von Passau hatte Graf Albert lange andauernde Streitigkeiten. Graf Aswin hatte, wie wir uns erinnern, die Grafentochter Luitgard von Windberg zur Gemahlin gehabt, welche nach dem Tode ihres Neffen Hermann einen Theil der Grafschaft Windberg erbte und ihrem Gatten zubrachte. Diese Grafschaft erstreckte sich vom Regen bis zur Ilz und von der Donau bis an die böhmische Grenze; die Burg, von der sie den Namen trug, stand auf dem Berge bei Windorf, unweit der Stadt Vilshofen, am linken Ufer der Donau. Ein anderer Theil der Grafschaft kam an die Herren von Vormbach und nach deren Aussterben an die Grafen von Andechs. Im Jahre 1207 verkaufte Herzog Otto von

Andechs-Marano dieses Besitzthum an das Hochstift Passau und nun nahmen die oben erwähnten Streitigkeiten der Bischöfe mit den Bogenern ihren Anfang.

Schon am 1. März 1228 hatte sich Herzog Ludwig von Bayern auf einem Tage zu Landau viele Mühe gegeben, zwischen dem Bischofe Gebhard und seinem Stiefsohne, dem Grafen Albert, eine Ausgleichung herbeizuführen, aber erst zwei Jahre darauf kam die Aussöhnung wirklich zu Stande. Nun hatte der unruhige Bogener keine Fehde mehr und es gefiel ihm also auch nicht länger auf seinen Burgen. Um seinem Gelüste nach Kampf nnd blutigem Abentheuer Genüge zu schaffen, brach er zum drittenmal nach dem gelobten Lande auf. Dießmal jedoch war das Glück nicht mit ihm, er gerieth bei Venedig auf der Adria unter die Seeräuber und mußte froh sein, durch hohes Lösegeld das nackte Leben wieder auskaufen zu können (1234). Als nach ein paar Jahren der österreichische Herzog Friedrich der Streitbare mit dem Kaiser Friedrich II., dem Könige Wenzelaus von Böhmen, dem Herzog Bernhard von Kärnthen, den Bischöfen von Passau und Freising und noch mehreren anderen in einen Krieg verwickelt wurde, zog der tapfere Graf wieder von seiner Burg auf dem Natternberg aus — hier wohnte er am liebsten — und schloß sich dem Babenberger an. In einem Kampfe, den ein einziger Fürst gegen eine so furchtbare Coalition führte, mußte sich ja Ruhm in Hülle und Fülle einernten lassen. In der Ebene vor Wien kam es zur Schlacht und die Tapferkeit des Grafen Albert war es vorzüglich, welche hier den Sieg an das Banner des Herzogs heftete (1237). Mit dem Lorbeer kriegerischen Ruhmes geschmückt zog er in seine Burg zurück. Es war seine letzte große Waffenthat gewesen. Am 15. Jänner 1242 starb er, ohne Kinder zu hinterlassen und sein Andenken ward nicht

gesegnet. Die Grafschaft, welche durch Alberts immerwährende Fehden beinahe verödet war, fiel seinem Stiefbruder, dem Herzoge Otto dem Erlauchten von Bayern zu.

Dieß ist im Abriß die Geschichte eines der mächtigsten Dynastengeschlechter des Landes. Vom Kaiser mit der Grafschaft im Bogengau belehnt hatte Hartwig, der Stammvater des Geschlechtes, nach dem Vorbilde vieler Anderer mit einem kühnen Griff das Lehen in seiner Familie erblich zu machen gewußt und seine Nachfolger waren in Vermehrung des Hausgutes so thätig und glücklich, daß sie unter den Mächtigen des Reiches bald eine hervorragende Stellung einnahmen und mit Königstöchtern den Ehebund schlossen. Sie hörten nun auf, im alten Sinne des Wortes königliche Beamte zu sein, sie waren Grund- und Gerichtsherren, Gaukönige, die Grafschaft war ihr Eigenthum. Ganz Deutschland war damals, nachdem die größeren Lehen erblich geworden waren, in ebenso viele große, mittlere oder mikroskopische souveräne Staaten zerstückelt, als es solche Grafschaften gab, die Kraft des Reiches war dadurch gebrochen. Es war ein Glück, daß nur wenige Dynastengeschlechter sich länger als zwei Jahrhunderte erhielten und durch Aussterben und Anfall die Gebiete wieder zu größeren Machtsprengeln verschmolzen. Auch hier dürfte Homers weltbekanntes Dictum Anwendung finden, wenn gleich in anderm Sinne: *Οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη, εἷς κοίρανος ἔστω.*

Nachdem der letzte Bogener in der Ahnengruft zu Oberaltach ruhte, fielen die verödeten Hallen der Grafenburg dem Schicksale alles Irdischen anheim, so daß man gegenwärtig kaum noch einige Spuren von Ruinen des alten Machtbaues ersieht. Nur die Kapelle überdauerte auch hier den Wechsel der weltlichen Herrlichkeit und erwuchs zum großen, weitgewölbten Gottestempel, während

um sie her die stolz drohende Ritterveste zerbröckelte. In dieser Kapelle hatte die gesegnete Mutter des Heilandes Wurzel gefaßt bei einem geehrten Volke — wie sollte dieses Heiligthum nicht fester stehen, als die Prunkgemächer weltlicher Größe?

Bei Bogen bildet die Donau eine 8000′ lange grasreiche Insel. Im nördlichen Arme des Stromes liegt ein Fels, der sogenannte Frauenstein, von welchem die Sage geht, daß ihn das Wasser noch nie überfluthet habe. Auf diesem fand man nach alter Ueberlieferung eines Morgens ein Marienbild von schwerem Stein, welches von den Wellen stromaufwärts hieher getragen worden war. Dieß geschah i. J. 1104, als Graf Aswin auf dem Bogenberge hausete. Kaum vernahm dieser von dem wundervollen Ereigniß, als er auch sogleich an den Strom hinabging, den himmlischen Gast mit höchster Ehr' und Andacht begrüßte und verordnete, daß das Bild in sein Schloß getragen und in dessen Kapelle beigesetzt werde. Auf dieses Ereigniß bezieht sich nachstehende, am Eingang zur Kirche angebrachte Inschrift:

Schon trug im Jahr elfhundert vier
Der Donau Fluth mit Gottes Segen
Dein Bild Maria! uns entgegen.
In seiner Schloßkapelle hier
Hat Aswin, Bogens frommer Held
Es Dir zur Ehre aufgestellt.

Das Bildniß ist aus weißem Sandstein ausgehauen und stellt Mariä Heimsuchung vor, nämlich die heilige Jungfrau, wie sie über das Gebirge geht, ihre Base Elisabeth zu besuchen. Es ist gegen 5 Schuh hoch, wohlgebildet, mit einer Krone auf dem Haupte und bemalter, noch ganz gut erhaltener Kleidung. Die über den Mantel hinabwallenden Haare sind goldgelb, der Rock blau mit

goldenen Rosetten geblümt, der Mantel roth mit eingewebten goldenen Weizenähren und purpurschillerndem Futter, beide Arme sind im Mantel eingeschlagen, die noch halb von demselben bedeckten Hände ruhen auf dem gesegneten Leibe. Unter dem Herzen ist eine mit einem Strahlennimbus umgebene, länglich viereckige Grube, in welcher das Jesuskind aufrecht stehend mit beigesetzter Bezeichnung des Namens Gottes in eilf Sprachen dargestellt ist. Früher war diese Statue ohne Verhüllung zur Verehrung ausgestellt. Man hat kaum unrecht gehandelt, da man sie in späterer Zeit mit einem Mantel bekleidete und die doch gar zu sinnlich aufgegriffene Vorstellung der Schwangerschaft verhüllte.

Als sich die Kunde von der Einsetzung der Gnadenmutter in die Burgkapelle auf dem Bogenberge verbreitete, kamen bald fromme Verehrer Mariens herbei, um dort ihrer Andacht obzuliegen. Mit jedem Jahre strömten zahlreichere Schaaren herzu und die Kapelle erlangte den Ruf eines ausgezeichneten Gnadenortes, an welchem viele fromme Beter den Lohn ihres Vertrauens zur mächtigen Himmelskaiserin fanden. Bei diesem Andrang der Wallfahrer wurde die Schloßkapelle zu klein und i. J. 1295 wurde unter dem Abte Konrad von Oberaltach eine schöne Kirche und daneben ein Wohngebäude für Geistliche erbaut, wozu die umliegenden Ruinen der gräflichen Burg das Material lieferten. Schon im Jahre 1298 errichtete das Kloster Oberaltach auf dem Berge ein Priorat für Ordenspriester, welche bis zur Klosteraufhebung die Wallfahrt und die Pfarrei besorgten. Zehn Conventualen wohnten stets in diesem Hause. An den Hauptfesten kam der Abt selbst mit dem ganzen Convent auf den Berg, um die Vesper am Vorabende und das feierliche Hochamt am Festtage selbst zu halten.

Außer dem wunderthätigen Bildnisse der gnadenvollen Jungfrau besitzt die Kirche zu Bogenberg noch ein anderes hochverehrtes Kleinod, nämlich einen sehr beträchtlichen Partikel des heiligen Kreuzes, welcher in der Größe außer Rom und Jerusalem vielleicht nirgends seines Gleichen hat, — neun Zoll lang, anderthalb breit und einen Zoll dick, mit einem sechs und einen halben Zoll langen Querbalken, in Kreuzesform gefaßt. Mit diesem großen Stücke beschenkte Papst Honorius III. den Grafen Albert IV. von Bogen, um ihn für seine auf drei Kreuzfahrten gegen die Ungläubigen geleisteten Dienste zu belohnen. Graf Albert brachte es mit vielen andern heiligen Reliquien von Rom nach Hause und schenkte es dem Kloster Oberaltach als einen Ersatz für die vielen Plackereien und Bedrückungen, mit denen er es in seiner Eigenschaft als Schirmvogt oft schnöde gequält hatte. Da in der Folge wegen der Größe dieses Kreuzpartikels Verdacht gegen die Echtheit desselben erregt wurde, sendete das Kloster denselben i. J. 1700 zur Prüfung nach Rom. Da man jedoch fürchtete, derselbe möchte nicht mehr in seiner ganzen Größe zurückkommen, so schnitt man einen beträchtlichen Theil in Mitte der Kreuzung heraus und schickte diesen nach Rom. Er wurde bei der vorgenommenen Untersuchung als vollkommen echt erkannt und zurückgesendet. So hatte man jetzt zwei Kreuzpartikel: der kleinere wurde kostbar gefaßt und im Kloster behalten, der größere auf den Bogenberg heraufgegeben, wo er alljährlich von Kreuzerfindung (3. Mai) bis Kreuzerhöhung (14. Sept.) zur öffentlichen Verehrung ausgesetzt wird.

Außerordentlich wuchs der Zudrang frommer Beter auf den Bogenberg, so daß derselbe als das zweite Altötting in Bayern galt. Aus fernen Gegenden und Ländern strömten voll Vertrauen zahllose Pilgerschaaren herbei,

um hier bei der guten Mutter der Christen Trost und Hilfe in ihren Leiden und Bedrängnissen zu suchen; Könige und Fürsten kamen und brachten reiche Opfergaben dar. Kaiser Sigmund besuchte den Bogenberg i. J. 1430, Kaiser Friedrich **III.** 1459, Kaiser Ferdinand **II.** mit seiner Gemahlin Eleonore und seinem Sohn Ferdinand **III.**, damals König von Ungarn, kam 1630 hieher; unsere alten wittelsbachischen Fürsten knieten gar oft in brünstigem Gebete vor dem Gnadenbilde und noch i. J. 1800 brachte unser vielgeliebter König Ludwig **I.** als Kronprinz hier der Himmelskönigin seine fromme Huldigung dar. 8 Städte, 24 Märkte, 106 Pfarrgemeinden zogen seit 1530 in Prozession mit Kreuz und Fahnen und meist große Wachskerzen opfernd auf den begnadigten Berg und oft konnte man an Einem Tage gegen 15,000 Andächtige zählen. Groß und reich war der Schatz an Gold und Silber, den die Opferwilligkeit der Pilger häufte und die mit einem eigenthümlichen Euphemismus so genannte Säcularisation fand hier eine kostbare Beute. Seit der Klosteraufhebung und besonders in neuester Zeit ist die Wallfahrt sehr in Abnahme gerathen, da die nöthige Zahl von Wallfahrtspriestern nicht mehr vorhanden ist und deßhalb für die Seelen und die geistlichen Bedürfnisse der Andächtigen nicht mehr in erwünschter Weise gesorgt werden kann. Doch ziehen auch jetzt noch alljährlich mehr als 60 Pfarreien in Prozession auf den Bogenberg. Ihre Opfer bestehen meistens in großen, gewichtigen Wachskerzen. Hierin zeichnet sich die Pfarrgemeinde Holzkirchen bei Ortenburg vor Allen aus, welche in Folge eines alten Gelübdes in jedem Jahre eine über fünfzig Fuß hohe, mit rothem Wachs umwundene Stange bringt. Diese Riesenkerze wird aufrecht am Pfingstsonntag Nachmittags von einem einzigen des Vortheils kundigen Manne durch

den ganzen Markt Bogen und über den steilen Berg hinauf vor der Prozession hergetragen. Während dem Zuge ist der Träger von einigen Gefährten umgeben, um das mögliche Fallen zu verhindern.

Die Pfarr- und Wallfahrtskirche ist ein schöner Bau gothischen Styles und erfüllt den Eintretenden geheimnißvoll mit Ehrfurcht und Andacht. Sie ist 163′ lang, 78′ breit, 56′ hoch. Auf der Westseite erhebt sich ein sehr fester, aus Quadern im Sechseck construirter Thurm zu einer Höhe von 185′. Ihre jetzige Gestalt im Innern erhielt die Kirche i. J. 1722 unter dem Abte Benedikt II. von Oberaltach, leider nicht zu ihrem Vortheile. Er beraubte sie des alten gothischen Chores, den geschmacklose Oratorien ersetzten; dann ließ er auch den gothischen Hochaltar, der in Bildhauerarbeit die Kreuzigung Christi darstellte, hinwegschaffen und den jetzigen Hochaltar errichten, auf welchem dann das Gnadenbild aufgestellt wurde. Die Skulpturen des alten Choraltars waren nach Regler „von einer so künstlichen Hand, daß es allen Bildhauern dieser jetzigen Zeit (1679) den Trutz bietet.“ Die in glühender Farbenpracht prangenden Fenster, mit welchen einst der auserlesenste Kern bayerischen Adels der Himmelskönigin ein Geschenk gemacht hatte, wie die in jedem angebrachten Geschlechtswappen verkündeten, wurden durch Fenster von klarem Hüttenglas ersetzt. — Durch ihre hohe Lage ist die Kirche sehr den Launen der Elemente ausgesetzt; oft ist sie von Stürmen abgedacht, vom Blitze schwer beschädiget worden. In den Jahren 1373, 1412, 1415, 1507, 1518, 1533, 1592, 1618, 1652, 1776, 1783, 1803 und 1813 wurden der Thurm, die Kirche und das Priorat durch Stürme und Gewitter theils ganz zerstört, theils mehr oder weniger hart mitgenommen. Zuletzt am 20. April 1803 gerieth um Mittag durch einen

Blitzstrahl das Priorat in Flammen und in einer Stunde war es mit allen Nebengebäuden ein Raub derselben. Nur die Kirche blieb verschont, verlor aber alle ihre kostbaren Ornate und Paramente, welche im Priorate bewahrt waren. Der Pfarrhof wurde in seiner jetzigen Gestalt auf Kosten des Staatsärars hergestellt.

In der Nacht vom 24. zum 25. November 1633 kamen die Räuberrotten des Bernhard von Weinmar, von einem Bürger des Marktes Bogen angeführt, auf den Berg herauf. Alle Conventualen hatten schleunigst die Flucht ergriffen bis auf den einzigen P. Sebastian Oberer, welcher lieber ein Opfer der Grausamkeit werden, als von seiner Kirche weichen wollte. Im Hospitium, erzählt der Abt Veit Höser von Oberaltach als Zeitgenosse, wütheten diese Wildeu nach Gewohnheit, zerbrachen und zerstückten alle Kisten und Kästen und raubten, was ihnen gefiel. Hierauf griffen sie die Kirche an und brachen die außerordentlich fest verschlossene Kirchenthüre, sowie die Schatzkammer mit Hämmern und anderen eisernen Instrumenten auf. Sowie sie im Gottesraube begriffen waren und alle Winkel der Kirche durchliefen, überfielen sie bei dem Altare der Mutter Gottes den P. Sebastian, wütheten wie die wilden Thiere, beschimpften und schlugen ihn mit den Flintenkolben und wiederholten diese Mißhandlungen noch empfindlicher mit Leuchtern, die sie vom Altare raubten; und als er nach vielen Streichen auf den Boden da lag und seine Peiniger selbst um schleunigen Tod bat, weigerten sie sich, ihn zu erhören, schrieen ihm vielmehr zu, er habe noch längere Martern auszustehen und ließen ihn halbtodt in seinem Blute liegen. In der ganzen Kirche wurde Alles zerstört; Orgel und Oratorium nebst Zugehör mußte zur Unterhaltung des Feuers dienen. Das Muttergottesbild wurde

gefunden, seines Schmuckes beraubt und über den Berg hinabgeschleudert. Erst nach langem Suchen ward es in einer Felskluft wieder aufgefunden. — Als im spanischen Erbfolgekriege (1704) die Feinde heranrückten, wurde das Gnadenbild in die Karmelitenkirche nach Straubing geflüchtet, bis die Gefahr wieder vorüber war.

Früher standen in den Umgebungen der Wallfahrtskirche an verschiedeneu Punkten des Berges fünf Kapellen. Auf dem Gottesacker, welcher rings um die Kirche sich herumzieht, standen die Kapellen des hl. Alexius und des hl. Erzengels Michael. In der Alexiuskapelle, deren Wände mit einer Darstellung des Todtentanzes bemalt waren, befand sich auch der Grabstein eines zu seiner Zeit berühmten Rechtsgelehrten, des 1719 verstorbenen kurfürstlichen Pflegers zu Mitterfels Joh. Gabriel Ertl, mit der originellen Umschrift:

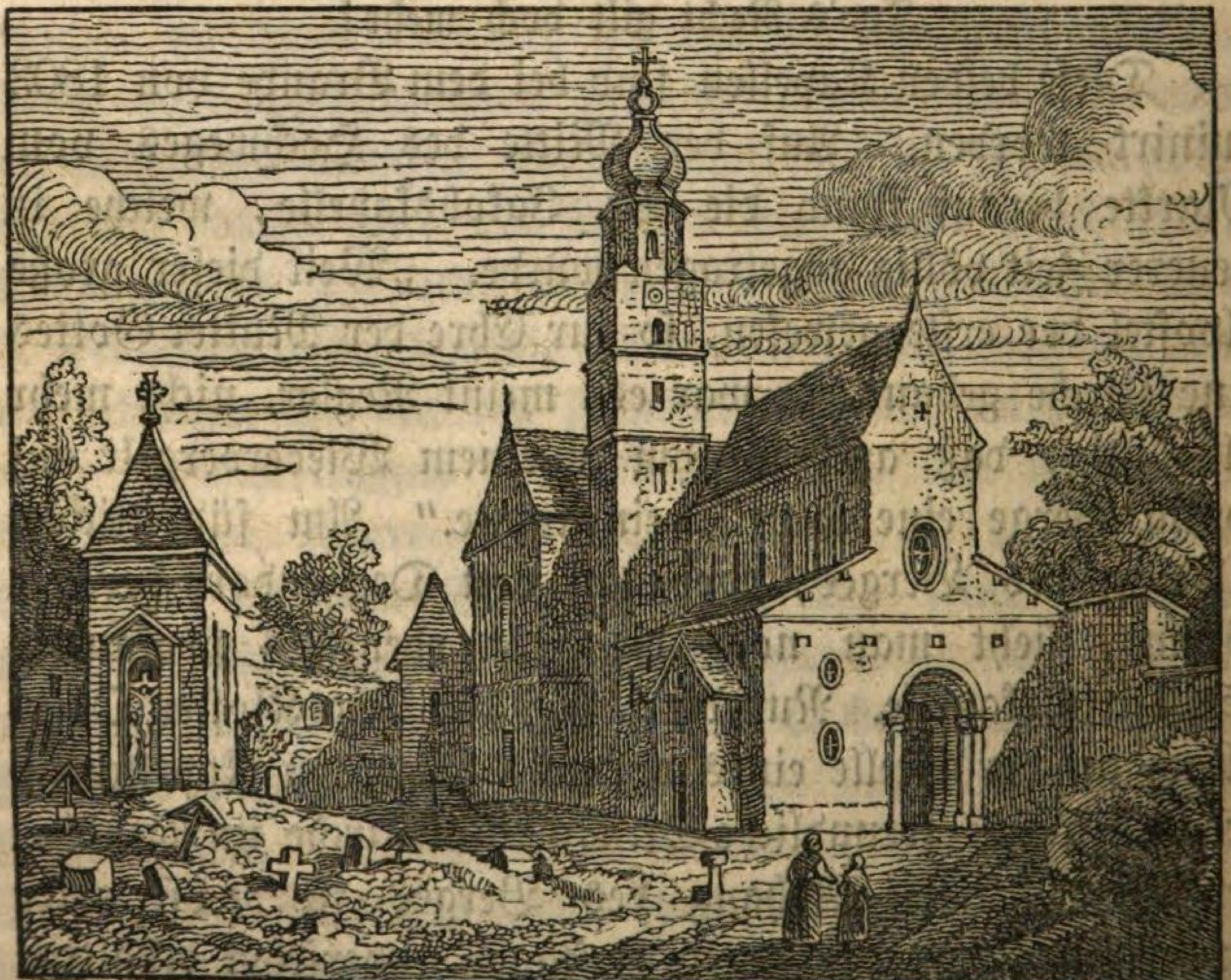
Juri hin, Juri her,
Tod's Recht gilt doch mehr!

Diese beiden Kapellen sind bei dem Brande von 1803 ruinirt worden. Auf der Mitte des Hochweges vom Markte herauf stand die St. Jakobskapelle, welche in neuerer Zeit völlig abgetragen wurde. „Weil dieser große Apostel der erste gewesen, so zur Ehre der Mutter Gottes eine Kirche gebaut, so war es, meint Regler, nicht mehr als billig, daß auch sie ihm zu einem Wiedervergelt auf ihrem Berge eine Kapelle einräumte." Am südöstlichen Abhang des Berges, wo man von Deggendorf heraufkömmt, sieht man noch die jetzt ebenfalls profanirte St. Ulrichskapelle. Nur die i. J. 1463 vom Kloster Oberaltach an der Stelle eines vormals hölzernen Kapellchens erbaute schöne freundliche St. Salvatorskirche im Gehölze, am nordöstlichen Abhang des Berges ist nebst einer Eremitenwohnung in gutem Zustande unversehrt erhalten.

Hinter dem Altare sieht man ein hübsches Glasgemälde und in der Ostmauer ein gutes Basrelief, das Schweißtuch der hl. Veronika vorstellend.

An den westlichen Fuß des Bogenberges schmiegt sich der freundliche Marktflecken Bogen an, so genannt von dem Bogenbache, der hart am Orte vorbeifließt und eine kurze Strecke unterhalb sich in die Donau ergießt. Einst war Bogen dem ihm zu Häupten residirenden Grafengeschlechte unterworfen. Im Jahre 1338 erhielt es die Marktfreiheit. Die Zahl der Häuser ist 182, die der Einwohner ungefähr 1150. Die Kirche im Markte ist eine Filiale von Bogenberg. Der Markt ist seit 1839 Sitz eines Landgerichtes.

Von Bogen aus erreicht man in einer guten Stunde die ehemalige Prämonstratenserabtei Windberg, welche schon von weiten die Blicke auf sich zieht. Die Kloster-



gebäude liegen auf einem freundlichen Hügelvorsprung des bayerischen Waldes. Schon im 10. Jahrhunderte gründeten hier zwei fromme Brüder aus dem Sachsenlande eine Kirche zu Ehren unseres Herrn Jesus Christus, der seligsten Jungfrau Maria und aller Heiligen. Winith war der Name der beiden Brüder und von ihnen erhielt der früher unbewohnte Ort den Namen Winithberg, woraus später Windberg wurde*). Die Grafen von Bogen, in deren Gebiet der Ort lag, erbauten sich hier eine Burg und schlossen Winiths Kapelle in die Ringmauern ein. Auf diesem Schlosse residirte Graf Albert I., den die Chroniken als einen frommen und gottseligen Herrn schildern. Seine Gemahlin Hedwig, eine Tochter des Herzogs Poppo in Kärnthen, Gräfin von Zilli, Pütten, Lambach, Neuburg und Schärding stand ihm in der Frömmigkeit nicht nach. Bei solcher Sinnesart der beiden erlauchten Eheleute kann es nicht auffallen, daß sie den Entschluß faßten, ihre Burg in ein Kloster zu verwandeln. Dieses Opfer, hofften sie, würde ihnen Kühlung in den Flammen des Fegfeuers und eine Stiege zum Himmel bereiten, Aufnahme in die bleibende Wohnung und ewige Vergeltung sicher stellen. An der Stätte, von welcher sonst irdische Streiter mit Schwert und Schild hinausgefahren zu des Krieges blutigem Wagniß, sollten hinfort die himmlischen Kämpfer weilen, wo sonst weltliche Lust getobt, sollte gottgeheiligter Friede mit Gebet

*) Ueber Windberg vgl. M. B. XIV., wo die Regesten von Windberg enthalten sind; die Geschichte des Klosters, die Herr Kooperator Kornmüller in den Verhandl. des histor. Vereines f. Niederb. V., 193—262 veröffentlicht hat und einen Artikel über Windberg im Sulzb. Kalender f. kathol. Christen 1854 von demselben Verfasser, sowie die Nachrichten bei Hundius und Brusch.

und Psalmengesang walten. So beschlossen es Albert und Hedwig. Aber welchem Orden sollten sie ihr Haus übergeben?

Zwei große Männer bewegten damals die Welt, der hl. Bernhard und der hl. Norbert. Größer zwar ist der erstere, eine der merkwürdigsten Erscheinungen seiner Zeit, jeder Zeit und der christlichen Kirche überhaupt. Er vereinigte in sich die Eigenschaften des dem innigsten Leben in Gott sich hingebenden Ordensbruders und des in alle Begegnisse mit seltener Kraft eingreifenden Geschäftsmannes; des über der Leitung eines Klosters in aller Stille waltenden Obern und des nach allen Ländern eilenden Lenkers der großen Weltangelegenheiten. Hier begeistert sein Flammenwort zum Krieg für den Glauben und dort entsinkt bei seiner Friedensmahnung den Gewaffneten das Schwert; an seinen Ausspruch wendet sich der Papst wie der demüthige Ordensbruder; Bisthümer und Erzbisthümer, die ihm angeboten werden, weist er zurück und doch umgibt ihn höheres Ansehen als Bischöfe und Erzbischöfe altberühmter Sitze. Norbert, der andere von diesen zwei einflußreichen Männern, hatte ein merkwürdiges Leben durchgemacht. Sein Vater, Graf von Gennep, rühmte sich, ein Verwandter des Kaisers zu sein und zog mit Hedwig, der Mutter, den kleinen Norbert mit sorglicher Liebe auf. In dem Jungen vereinigten sich die seltensten Gaben; schön und kräftig und großgewachsen besaß er außerordentliche Talente und bildete sie mit großem Fleiße aus. Sein Gemüth war grundgut, aber zum Flattersinn geneigt. Er trat in den geistlichen Stand und ließ sich zum Subdiakon weihen, um ein Kanonikat an der Kirche von Xanten übernehmen zu können. Allein er blieb der Alte, liebte Pracht, Zerstreuung und Wohlleben und wurde viel öfter in der Gesellschaft lustiger Jünglinge,

als im Chore seiner Kirche gesehen. Das Bisthum Cambray, welches ihm sein Vetter, der Kaiser Heinrich V. angetragen hatte, schlug er aus, weil er seiner Freiheit nicht entsagen wollte. Seine Verwandtschaft mit dem Kaiser brachte ihn an dessen Hof und bald war Norbert durch Witz und Humor, Reichthum und Leutseligkeit der Liebling des Hofes. Doch Gott vergaß ihn nicht, der selbst auf sich vergaß. An einem schönen Sommertag des Jahres 1114 hatte sich eine Gesellschaft lustiger Brüder nach Freten, einem schönen Dorfe im Westphälischen, zusammen bestellt, um sich beim Weine gütlich zu thun. Dahin ritt auch Norbert, von einem einzigen Diener begleitet. Doch plötzlich wurde es düster, wetterschwarze Wolken ballten sich immer finsterer zusammen und schwebten unheildrohend über den Reisenden. Fort jagte der Kanoniker sein Pferd mit rasender Eile und nicht achtete er auf die Warnungen seines Dieners, und siehe — so erzählt ein Zeit- und Ordensgenosse — auf einmal flammt es, ein Blitzstrahl zuckt durch die finstere Nacht und fährt vor dem Jüngling in die Erde. Das Roß bäumte sich entsetzt und warf den Reiter ab, so daß er bewußtlos auf der Straße dalag. Als er endlich wieder zur Besinnung kam, da rief ihm eine Stimme zu: „Unglücklicher, was wäre aus dir geworden, wenn der Blitz dich, statt die Erde getroffen hätte? Meide jetzt das Böse und thue das Gute; suche den Frieden und richte nach ihm all dein Thun."

Der Sturm verzog sich und mild strahlte über dem nun reuig gewordenen wieder das liebe Licht der Sonne. Wer Norbert acht Tage nach diesem erschütternden Ereignisse gesehen hätte, der würde ihn nicht mehr erkannt haben. Satt des seidenen, goldverbrämten Gewandes trug er nun ein härenes Bußkleid; statt Wein und süßer

Speisen genoß er nun Wasser und Brod; auf seinen Zügen, die sonst strahlten von Lebenslust und Jugendmuth, lagerte nun sich tiefer Ernst. Sein erster Gang war nach dem Kloster Siegeberg, welches der große Hanno nahe bei Köln als ein Musterkloster des Benediktinerordens gegründet hatte. Zwei Jahre verweilte er hier unter der Leitung des würdigen Abtes Conon und empfing dann aus der Hand des Erzbischofes Friedrich von Köln die Priesterweihe. Vierzig Tage blieb er nun noch in seiner Einsamkeit, dann ging er wieder hervor und erschien bloß in einem gewendeten Schaffelle in seiner Kirche zu Xanten. Hier bestieg er die Kanzel und forderte mit erschütternder Kraft das Kapitel zu würdigerem Wandel auf. Dieß erbitterte die Stiftsherren, sie warfen ihn aus der Kirche hinaus und einer spie ihm ins Gesicht. Geduldig litt Norbert Alles, stellte seine geistliche Würde und Einkünfte seinem Erzbischofe zurück, verschenkte sein reiches Gut unter die Armen und ging nach Frankreich, wo er mit päpstlicher Erlaubniß in Städten und auf dem Lande Bekehrung und Buße predigte. Mit zermalmender Kraft traf sein Wort die Herzen, bei seiner Ankunft wurden die Glocken geläutet, der Hirt verließ die Heerde, der Bauer den Pflug, der Arbeiter sein Geschäft, um die Predigt des Gottesmannes zu hören. Im Jahre 1120 kam er nach Laon. Der dortige Bischof Bartholomäus bereiste selber mit Norbert die stillen abgelegenen Gegenden seiner Diözese, weil dieser ein Kloster zu gründen wünschte. Von verschiedenen Stellen wählte er ein ödes Thal in dem Forste von Coucy mit dem Bemerken, daß dieß die ihm vorgezeichnete Stätte sei: locus praemonstratus, woher der Orden den Namen erhielt. Nachdem Norbert hier dreizehn Gefährten um sich versammelt hatte, gab er ihnen die Regel des hl. Augustin und fügte noch

Bestimmungen über Aufrechthaltung der Zucht bei. Ihre Ordenstracht war weiß, nebst einem Hute von derselben Farbe und einem Skapulier über dem Talar.

Auf solche Weise nahm am Christtag 1121 in dem Waldthale von Coucy der herrliche Orden der Prämonstratenser seinen Anfang. Ueberraschend schnell verbreitete sich die neue Regel. Nach vier Jahren sah Norbert schon neun Abteien, die ihn als geistlichen Obern anerkannten und zur Zeit seiner höchsten Blüthe zählte der Orden 1000 Mannsabteien, 300 Propsteien und 500 Frauenabteien. Graf Gottfried von Kappenberg schenkte seine ganze Grafschaft dem neuen Orden, verwandelte seine Ritterburg in ein Kloster und trat selbst in dasselbe ein. Der heilige Norbert wurde zuletzt noch Erzbischof von Magdeburg und starb dort 1134. Seine Hülle ruht in der Klosterkirche zu Strahow in Prag.

Dem heiligen Norbert nun und seinem Orden schenkte Graf Albert I. von Bogen im Jahre 1125 sein Schloß Windberg. Das Jahr darauf, 1126 bestätigte Papst Honorius II. den Orden. Seiner Stiftung fügte der Gründer noch viele Zehentrechte, Gilten und Besitzungen hinzu, um den Unterhalt der Brüder zu sichern. So erhielt das Kloster Einkünfte in Haslbach, Englmar, Rettenbach, Hilm, Grün, Glashütt, Klinglbach, Breitenfeld, zu Diesried in der Pfarrei Stamsried, bei Runding und dergleichen. Papst Eugen III. bestätigte 1146 die Stiftung. Damals gehörten bereits Sossau, Walpersberg, Fierlbach bei Schneiding, Weinbach, Mengkofen zum Kloster. Der erste Vorsteher war der Priester Rudbertus, der vom Papste Honorius II. mit mehreren Priestern nach Windberg abgeordnet und als Propst eingesetzt wurde (1125 — 1140). Er ließ die Ueberreste des seligen Englmar in das jetzige Pfarrdorf Englmar übertragen und eine Kirche

darüber erbauen. Von da an ward Englmar von zahlreichen Wallfahrern besucht bis auf den heutigen Tag.

Im Jahre 1141 ward als erster Abt dem Kloster vorgesetzt Gebhard v. Bedenburg, ein Magister der freien Künste aus Köln (1141 — 1191.) Bischof Heinrich I. von Regensburg weihte ihn zum Abte. Gebhard war ein Mann voll Frömmigkeit, ausgezeichnet in Wissenschaften, ein kräftiger und umsichtiger Vorsteher seines Klosters, das er zu Ruhm und Ansehen brachte. Zur Förderung des wissenschaftlichen Strebens bei seinen Untergebenen befahl er diesen Bücher auf Pergament abzuschreiben, welche bis zur Aufhebung des Klosters eine Zierde der hiesigen Bibliothek waren. Nicht leicht ein anderes Kloster vermochte so viele diesem Zeitalter entstammende Handschriften aufzuweisen. Bei der Aufhebung des Klosters mußten auch diese Schätze in die Staatsbibliothek in München wandern, wo sich gegenwärtig 159 Pergament-Handschriften und 72 Schriften auf Papier aus der Windberger Bibliothek befinden. Ob dieß Alles ist, ob nicht auch hier ein oder das andere kostbare Stück seinen Weg verfehlt hat, ist noch eine offene Frage.*)

War Abt Gebhard für Mehrung der Liberei besorgt, so nicht minder auch für die Würde des Gotteshauses und die heilige Feier des göttlichen Dienstes. Die Winithkapelle, welche bisher als Kirche gedient hatte, wurde als zu klein und unansehnlich verlassen, und eine neue

*) Ueber die Scriptorien in den Klöstern habe ich oben bereits Einiges angemerkt. Das Beste hierüber enthält in höchst ansprechender Zusammenstellung das treffliche Buch von A. Niedermayer „das Mönchthum in Bajuwarien". Landshut 1859. S. 197 — 219.

große Kirche erbaut, das Kloster neu errichtet und eingeweiht. Im Jahre 1142 legte der eben anwesende Bischof Stilco von Olmütz in Gegenwart des gräflichen Stifters und seiner Familie den Grundstein zum neuen Tempel. 25 Jahre ward daran gebaut. Am 28. November 1167 wurde die neue Kirche durch Bischof Johann von Olmütz zu Ehren der allerseligsten Jungfrau Maria feierlich eingeweiht. Die Kirche ist mit Ausnahme des später aufgesetzten Thurmes ganz von schön behauenen Granitquadern aufgeführt und steht heute noch als eines der schönsten und besterhaltenen Bauwerke der romanischen Periode in Bayern da. Die Ausführung ist durchweg korrekt und besonders zeigen die aus dem gleichen Material gearbeiteten Ornamente eine ungewöhnliche Zierlichkeit. Die Kirche ist mit zwei sinnig ornamentirten Portalen versehen. Im Tympanon des Hauptportals in der Mitte der Westfassade ist dargestellt die allerseligste Jungfrau als Schützerin des Tempels, auf dem Schooße das göttliche Kind, in der rechten Hand den Apfel des wieder gewonnenen Lebens emporhaltend. Ihr zur rechten huldigt in knieender Stellung die Gestalt eines Mannes, zur linken eine Frau, ober beiden erscheinen Sterne. Es ist damit wohl dargestellt, wie der Stifter und die Stifterin durch Erbauung eines ihrer Ehre geweihten Klosters der Himmelsfrau ihre Huldigung bezeugen. Eingeschlossen wird das Portal durch drei Säulen, deren Kapitäler mit schnäbelnden Tauben, mit Löwen, mit einer Vorstellung von Mann und Frau, die sich liebkosen, mit Menschenköpfen und Thiergestalten geziert sind. Schönes Laubwerk umspielt Thiersturz und Architrave und das Eckblatt setzt sich an die Basen an.

Das andere, kleinere Portal an der Nordseite zeigt im Wölbungsfeld die Gestalt eines Mannes, der eben ge-

gen einen ihn bedrohenden Löwen das Schwert zieht. Dadurch ist gesinnbildet der Kampf des Menschensohnes gegen den Satan, der wie ein brüllender Löwe umhergeht. An der Nordseite der Kirche zumal, als dem Orte der Finsterniß mahnt das Bildwerk den Eintretenden, sich zu bergen in dem Zelte des Starken, der die Welt überwunden hat. — Die Kirche selbst ist eine römische Basilika mit vorspringenden Kreuzarmen und drei halbkreisförmigen Chören. Die Länge beträgt 170′, die Breite 55′, in den Kreuzarmen 77′, die Höhe 44′; die Mauer ist 3½′ dick. Die zwei Seitenschiffe sind durch sechs viereckige Pfeiler vom Mittelschiff geschieden. Uebrigens ist das Aussehen der Kirche nicht mehr dasselbe, wie nach dem Baue von 1142. Die erste Aenderung erfuhr sie unter Abt Albert v. Perching (1436 — 1460), welcher sie mit schönen altdeutschen Gewölben zierte, die jedoch später wieder verunstaltet wurden. Unter Abt Bernhard um 1755 erfuhr die Kirche eine wiederholte Veränderung: die Gewölbegurten wurden herausgenommen, und die Wandgemälde in der Weise hergestellt, wie wir sie noch sehen. Dem Abte Augustin (1717 — 1734) verdankt die Kirche die schönen, mit mühsam eingelegter Arbeit aus Nußbaumholz gezierten Chorstühle, sowie die Sakristei ihre in gleicher Weise trefflich fournirten Schränke und Kästen. Von den zehn Altären ist nichts zu sagen. Um so mehr muß erwähnt werden der aus dem 12. Jahrhundert stammende Taufstein, aus Kalkstein gemeißelt und mit rother und schwarzer Farbe übertüncht. Er ist 3′ hoch, hat 4′ im Durchmesser und ruht auf vier Löwenköpfen; ringsum sind die zwölf Apostel in Rundbogennischen angebracht, ober denen eine Bandverzierung herumläuft. Sehr gerühmt wird von den Kennern auch ein in der Nähe der Sakristei hängendes altdeutsches Gemälde auf Goldgrund, die heilige

Mutter Gottes mit dem in einem Buche lesenden Jesukinde darstellend. Der Thurm wurde erst 1416 gebaut.

Im Jahre 1146 erhielt Abt Gebhard, wie schon gemeldet, auch noch die päpstliche Bestätigung für sein Stift, und nun erst konnte dasselbe als fest gegründet gelten. Dem Stifter, Grafen Albert von Bogen, war es noch vergönnt, sein frommes Werk so herrlich heranreifen zu sehen und diese gottgeweihte Stiftung zur Ehre des Herrn und zum Heile der Seelen dauerhaft begründet zu wissen. Aber die Vollendung der neuen Kirche und des Konventes sollte er nicht mehr erleben, denn am 13. Januar 1147 schied er aus der Mitte der Lebenden. Sein Leichnam ward in der Klosterkirche beigesetzt und auch mehrere seiner Nachkommen haben neben ihm ihre Ruhestätte gefunden. Die Ueberreste der gräflichen Todten ruhten unangetastet, bis die Schweden 1634 in wüster Sucht nach schimmerndem Gold die Gruft erbrachen, den Denkstein zerstörten, die Gebeine zerstreuten.

Die Gräfin Hedwig überlebte ihren Gemahl noch um 15 Jahre und war auch nach seinem Tode unablässig bemüht, gute Werke zu thun und fromme Stiftungen zu machen. So stiftete sie denn neben dem Mannskloster hier auch noch ein Kloster für Frauen, die nach der Regel des heiligen Norbert dem Herrn dienen wollten. Im Jahre 1157 weihte Bischof Hartwig von Regensburg die Kirche, welche Hedwig eigens für ihr Frauenkloster erbaut hatte, zu Ehren des heiligen Blasius ein. Später wurde die Blasiuskirche Pfarrkirche und diente als solche bis zur Klosteraufhebung, wo sie dann entweiht, und in einen Stadel verwandelt wurde, bis sie i. J. 1849 gänzlich abgebrochen ward. Solche Doppelklöster, wo Manns- und Weiberkloster entweder unter Einem Dache beisammen waren oder neben einander lagen, gab es schon in älterer

Zeit mehrere, besonders aber wurde dies bei den Prämonstratensern üblich. Daß eine solche Einrichtung mit mancherlei Gefahren verbunden sein mußte, begreift sich; sie konnte sich auch nirgends lange erhalten. Wann in Windberg das Blasiuskloster eingegangen sei, wissen wir so wenig, als wir die Gründe dieser Auflösung kennen. In dem berühmten schwäbischen Prämonstratenserkloster Marchthal bestand einst dieselbe Einrichtung. Im Jahre 1275 wurde der strenge Propst Conrad dessen überdrüssig und er suchte der Nonnen dadurch los zu werden, daß er ihnen für die Zukunft die Aufnahme von Novizen verbot. Der in dieser Sache gefaßte Beschluß hebt nach Crusius schwäbischer Chronik also an: „Wir Konrad, Propst zu Marchthal sammt dem ganzen Convent: wenn wir erwägen, daß die Schalkheit der Weibsleute alle anderen Leichtfertigkeiten übertrifft, so in der Welt zu finden sind, und daß kein Zorn ist über eines Weibes Zorn, und daß alles Ottern- und Drachengift gelinder und heilbarer ist, als der Umgang mit den Weibsen u. s. f." Vielleicht hat der verloren gegangene Beschluß, welcher zu Windberg die Aufhebung des Frauenklosters verfügte, ähnlich gelautet. Da man zählte nach Christi des Herrn Geburt 1162 Jahr, ist Hedwig die Stifterin gottselig verschieden. Abt Gebhard aber, nachdem er in fünfzigjähriger Regierung sich viele Verdienste um sein Kloster erworben hatte, starb am 6. Mai 1191 im Rufe der Heiligkeit.

Ihm folgten 1191 — 1242 in der abteilichen Würde Conrad I., Peter, Ulrich I., Volcmar, Johann I., Conrad II. und Johann II., von denen weiter nichts bekant ist, als daß sie durch die Bedrückungen der Klöstervögte viel zu leiden hatten. Albert der Gründer hatte nämlich sich und seinem Geschlechte die Vogtei über das Kloster in der Art vorbehalten, daß immer der älteste

aus seinen Nachkommen in die Advokatie eintreten sollte. Ich will hier nicht untersuchen, in wie weit dieser Vorbehalt etwa auf die Stiftung des Klosters selbst eingewirkt habe, obwohl es gewiß ist, daß derselbe oft mehr als Frömmigkeit und religiöser Eifer zu dieser Gattung guter Werke angespornt hat. Die Schirmherren, deren Pflicht es war, das Kloster in seinen weltlichen Angelegenheiten bei den weltlichen Gerichten zu vertreten, innerhalb seines Territoriums die bürgerliche Gerichtsbarkeit auszuüben, das Stift gegen Anmaßungen und Gewaltthaten zu schützen, im Namen des Klosters den Heerbann zu leisten und dessen Ministerialen im Kriege anzuführen, — sie hatten schon längst gelernt, dieses Amt zu einer reich strömenden Goldquelle zu machen, die ihnen mehr eintrug, als das Gut, mit dem sie ein Kloster begabten.*) Auch andere erwiesen sich freigebig gegen ein Kloster und beschenkten es mit Gütern, von Allem aber bezog alsdann der Schirmvogt seine Einkünfte. Noch andere Vortheile zogen die Dynastenhäuser jener Zeit aus ihren Klosterstiftungen. Das Mönchthum war durch die Vermählung des Breviers mit der classischen Philologie damals die größte Macht der Zeit, Kern und Mittelpunkt der geistigen Bewegung, und es lief Sturm gegen das willkürliche unbeschränkte Kaiserthum, auf welches die Salier lossteuerten. Bei diesem Kampfe hofften die weltlichen Herren sich Pfeifen zu schneiden und ihre Lehen vollends unabhängig zu machen; deßhalb gingen sie mit dem Mönchthum, welches die öffentliche Meinung beherrschte, ein Bündniß ein und besiegelten dasselbe durch Errichtung von Klöstern,

*) Hurter, Innocenz III. Bd. III. 719 — 754. A. Niedermayer, das Mönchthum in Bajuwarien S. 133. G. Gfrörer, Gregorius VII. Bd. I. 458, 662.

deren Schirmherrschaft sie sich vorbehielten. Von zehn Fällen lag in neun der Großmuth adeliger Klostergründer solch eigennützige Berechnung zu Grunde. Fast jedes mächtigere Dynastengeschlecht gründete sich im 11. oder 12. Jahrhundert sein Hauskloster. Unter diesen Klostergründern kommen nicht wenige, sondern viele vor, die in ihrem sonstigen Leben das evangelische Wort: geben ist seliger als nehmen, keineswegs befolgten. Sie behielten sich eben die Vogtei vor. Die Herren Vögte aber schöpften nicht bloß den Rahm von den Klosterrenten ab, sondern rissen auch häufig das halbe Eigenthum ihrer angeblichen Schützlinge oder noch mehr an sich. Klagen über Mißbrauch der Schirmrechte bilden darum einen stehenden Artikel in den Chroniken der mittelalterlichen Mönche und die Grafen von Bogen geben dazu nicht den wenigsten Anlaß. Niederaltach allein schätzte den Schaden, den es durch den Grafen Albert IV. von Bogen erlitt, außer dem Verlust von Vieh aller Art auf 5000 Pfund, so daß der Abt mit Mönchen und Gesinde das beinahe verwüstete Kloster verlassen, die besten Güter verpfänden oder verkaufen mußte (MB. II., 184).

So viel konnten die Vögte aus dem noch jungen Kloster zu Windberg freilich nicht herauspressen, doch thaten sie eben das Mögliche und das Kloster litt sehr. Als Albert III. nach Italien verbannt war, gedachte er der Unbilden, die er der Stiftung seines Großvaters zugefügt hatte, und um Alles wieder gut zu machen, verschaffte er sich die hl. Leiber des Bischofes Sabinus von Spoleto und der hl. Serena und schenkte sie nach seiner Rückkehr dem Kloster Windberg, wo sie noch jetzt in der Klosterkirche verehrt werden. Eine solche Sühne, die dem mächtigen Verbrecher gar nichts kostete, wird heute vielen höchst eigenthümlich erscheinen; aber sie wurde mit ganz

anderen Augen betrachtet in jener Zeit, welche den Ueberresten der heiligen Freunde Gottes eine für uns fast unglaubliche Verehrung zollte und dabei keineswegs mit ängstlicher Kritik sich abgab. Wenn damals das Kloster Gladstone stolz war, von dem Golde zu besitzen, welches die hl. drei Könige dem Jesuskinde dargebracht, von den fünf Gerstenbroden, die einst das Volk speisten, selbst einen der Steine, die der Teufel dem Heilande anbot, um sie in Gold zu verwandeln und einen Theil des Loches, in welches auf Golgatha das Kreuz gesteckt worden war; wenn Erzbischof Hartwig von Bremen seine Kirche mit dem Schwerte, womit Petrus dem Malchus das Ohr abgehauen, als mit einem großen geistlichen Schatze zu beglücken glaubte; wenn die Kirche von Aegeri in der Schweiz sich glücklich pries, etwas von dem Busche, den Moses brennend gesehen und von der Erde, woraus Gott den ersten Menschen gebildet zu besitzen, wenn Niederaltach einen Partikel der Todtenbahre unserer lieben Frau und ein Stück Erde von dem damasenischen Feld verehrte, „wo der erste Mensch formiret werden,“ so konnten wohl auch die Mönche von Windberg sich durch den Besitz der genannten Reliquien für die Plünderungen und Räubereien des Grafen entschädiget halten. Bald nach seiner Genugthuung starb Albert III.; es war am 16. Dezember 1197. Sein Tod brachte jedoch dem Kloster keine Erleichterung, denn die Söhne Bertold III. und Albert IV., setzten nur da fort, wo es ihr wilder Vater gelassen hatte. Nachdem Albert IV., der in Chroniken als ein rauffüchtiger Wildfang (**homo ferus et bellicosus**) geschildert wird, das Kloster genug gedrückt hatte, faßte auch er den Entschluß, demselben wieder einigen Ersatz zu leisten und verlieh ihm die zwei Pfarreien Viechtach im Walde und Schüttenhofen in Böhmen.

Auch als i. J. 1242 die Grafschaft Bogen und damit auch die Vogtei über Windberg an den Herzog von Bayern kam, wurde die Lage nicht viel besser, denn die fortwährenden Streitigkeiten unter den herzoglichen Brüdern und mit auswärtigen Feinden erschöpften die Geldquellen des Landes und setzten die Besitzungen mannigfaltigem Elend aus. Von den Aebten Heinrich I., Adalbero, Ulrich II., Konrad III. und Heinrich II., welche von 1242—1305 der Abtei vorstanden, ist nichts Bemerkenswerthes aufgezeichnet. Abt Dietrich (1305—1323), welcher wie Konrad III. aus dem Kloster Osterhofen postulirt war, baute die Kirche U. L. Frau auf dem Friedhofe, in welcher bis zur Klosteraufhebung jeden Tag die erste Messe gelesen wurde. Auch suchte Dietrich alle alten Schenkungsurkunden des Klosters zusammen und schrieb sie sammt den Einkünften in ein eigenes Buch. Dieses Buch existirt noch, enthält auf 48 Pergamentblättern die Namen aller zum Kloster geschenkten Güter und ist eine wahre Fundgrube alter Ortsnamen in hiesiger Gegend. Weinberge besaß das Kloster zu Zinzendorf, Zeitldorn und Pillnach in der Pfarrei Pondorf, zu Bogen, sowie zu Breitenseß und Bohenlueg in Oesterreich. Aus dem Buche ersieht man, daß es den Mönchen von Windberg damals so ziemlich gelungen war, den Paktolus in ihren Garten zu leiten. Aber nachhaltig floß er nicht und suchte sich bald einen andern Weg. Im Jahre 1322 erhielt das Kloster das Privilegium, Bier selbst dann brauen zu dürfen, wenn sonst im Lande das Brauen verboten wäre. Wir wissen, daß Metten desselben Vorrechtes sich erfreute.

Berthold (1394—1400) war der letzte Abt von Windberg, der bloß den Hirtenstab, das Pedum, ohne die Infel trug. Sein Nachfolger Nikolaus Joanner (1400—1430) erhielt von Rom für sich und seine Nachfolger das Recht zur

Insel. Derselbe Abt erbaute neben der Pfarrkirche eine kleinere Kirche zu Ehren des hl. Augustin, ließ 1416 den noch jetzt stehenden Kirchthurm errichten und erlangte 1427 von Rom die Erlaubniß, die Pfarrei Viechtach mit Conventualen besetzen zu dürfen. Albert von Perching (1436—1461) versah das Pfarrgotteshaus zum hl. Blasius mit einem neuen zierlichen Hochaltar, führte in der Klosterkirche die schönen gothischen Gewölbe auf, welche sie jetzt noch besitzt und baute die Frauenkirche auf dem Friedhofe von Grund aus neu auf. Unter Abt Ulrich Hummel (1468—1497) brachen für das ohnehin schon etwas verarmte Kloster schwere Zeiten an. Die langwierigen Fehden zwischen dem Löwlerbunde und den bayerischen Herzogen erschöpften die Kassen des Klosters und verheerten die Güter, das Kloster und die Pfarreien mußten Wagen und Pferde stellen und natürlich auch Geld zu ihrem Unterhalte verfügen. Noch um vieles schwieriger aber wurde die Lage während der Regierungszeit des Abtes Paulus (1497—1512), die mit dem unheilvollen Landshuter Erbfolgekrieg zusammenfiel. Wir haben von diesem Abte noch eine Bittschrift an den Herzog Albrecht von Bayern aus dem Jahre 1504, worin derselbe die Noth seines Stiftes beschreibt wie folgt:*) „Ich wollte euerem Begehren gerne Folge thun, aber ich habe und vermag das in Wahrheit an Geld nicht; ich müßte denn aus der Sakristei die silbernen Gefäße und anderen Kleinodien der lieben Heiligen und Patrone des Gotteshauses verkaufen. Aber ich hoffe, es sei meines gnädigen Herren Meinung nicht; setze dieß jedoch in Seiner fürstl. Gnaden Willen, denn das angezeigte Gut ist des Gotteshauses und nicht mein. Ich bin bei sieben Jahren Prälat, hab

*) Die Orthographie ist modernisirt, aber kein Wot vertauscht.

in der Zeit meinem gn. H. mehr, denn meines Gotteshauses Vermögen, unterthäniglich dargestreckt, und nur jetzt am jüngsten wieder 8 Wagenpferde. Aus denen sind etliche abgegangen und ich habe andere Pferde an ihrer Statt in Seiner Gnaden Heer geschickt, und sind noch daselbst, habe dazu Seiner Gn. gegeben 480 Gulden; was und wieviel vorhin, haben Seine fürstl. Gnaden gutes Wissen, deß ich noch Gelter bin. Es ist auch zu wissen, daß ich, derzeit ich Prälat gewesen, viel schwere Jahre gehabt mit Schauer, Verderben des Getreides, Theuerung und sonst merkliche Beschwerung, darin mir meines Gotteshauses arme Leute den Zins nicht haben geben können. Und nun die besten und meisten Gilten, besonders an Getreide verbrannt, des Gotteshauses arme Leute beraubt, geschätzt und in anderer Weise schwer beschädigt, habe dazu an 20 verödete Güter, ungerechnet jene so verbrannt, deren auch sieben sind, und die werden von Tag zu Tag mehr öd, die armen Leute davon gejagt, also daß leider das Gotteshaus in großem Nachtheil, Noth und Verderben steht. Voriges Jahr habe ich etliches Getreide, das mein Vorherr sel. Gedächtniß und ich an 20 Jahre erspart, verkauft, bei 900 Gulden. Dasselbe Geld ist verbaut, wiewohl noch große Baufälle im Gotteshaus (Kloster) sind. Item habe ich im Convent 21 Priester, 1 Laien, 7 Novizen und speise täglich sammt dem Convent an 60 Personen, die Tagwerker hintangesetzt, und muß Alles, was ins Haus gehört, kaufen — Wein, Fische, Fleisch, Schmalz, Käse, Eier, Rosse ꝛc. Ich habe keine Abnutzung, kann nicht um einen Zehner des Jahres verkaufen, ausgenommen das Getreide, was aber auch selten geschehen kann. Allein es spare ein Prälat das etliche Jahre zusammen; wie oben angezeigt, ist das verkaufte Getreide in 20 Jahren erspart worden. Den Weinwachs

des Klosters schätze ich für nichts. Ursache ist: ich wollt' den Wein alle Jahre leichter kaufen als erbauen und von Oesterreich herauffühhren, wenn dessen auf's Höchste acht oder zehn Dreiling werden. Der Bayerwein beträgt auf's Höchste vier Dreilinge. So hat es sich schon begeben, daß mir in drei Jahren gar kein Wein gewachsen ist. Aus all dem mag Männiglich verstehen, daß keine Baarschaft bei dem Gotteshause ist. Damit aber mein gn. Herr meine gutwillige Unterthänigkeit verstehe, so will ich auf meines Gotteshauses Hab und Gut 200 Gulden aufbringen, es sei durch Verkaufen oder andere Wege, und dieselben meinem gnädigen Herrn leihen, obwohl ich und mein Gotteshaus in großem Verderben und Schulden stehen." So waren die Klöster selbst in eigener schweren Bedrängnissen immer bereit, ihrem Landesherrn in der Noth auf jede Weise beizuspringen und selbst den letzten Kreuzer nicht zu sparen. Ich frage, war die Säcularisation eine kluge Maßregel?

Auch unter den folgenden Aebten im 16. Jahrhundert dauert der drückende Nothstand des Klosters fort, und die Geschichte der Aebte, unter denen sich die trefflichsten Männer befanden, meldet fast nur, wie sie Schulden contrahirten. Zu den tüchtigsten Vorstehern des Klosters gehört Abt Andreas Vögele (1598—1631), ein Mann von seltener Frömmigkeit und Gelehrsamkeit, der solches Ansehen genoß, daß er das wichtige Amt eines Generalvisitators seines Ordens für ganz Bayern, Kärnthen, Pfalz und Tyrol erhielt und 25 Jahre lang mit Ruhm verwaltete. Unter ihm wurde am 20. Oktober 1616 die Pfarrei Viechtach gegen die Pfarrei Hunderdorf (mit der Filiale Neukirchen) an den Bischof von Regensburg vertauscht. Dem Abte Andreas war es nämlich nicht entgangen, daß die neue Lehre der sogenannten Reformatoren

auf die in Viechtach exponirten Conventualen Einfluß gewann. Abt Sabinus Aigemann (1631—1634) überkam in schwerer Zeit den Hirtenstab. Die Schweden unter Bernhard von Weimar zogen an der Donau herab, die Kriegssteuern erreichten eine unerträgliche Höhe, nur durch Schuldenmachen konnte Sabinus sie aufbringen. Am 23. November 1633 mußte der Abt sein Kloster verlassen und nach Englmar flüchten; am nämlichen Tage noch kamen die Schweden, raubten, plünderten und brannten. Was sie finden konnten, ward geraubt oder verdorben. Nur in ein elend verwüstetes Haus konnten die Mönche nach dem Abzuge der Feinde wieder einziehen, das Kloster war auf den äußersten Punkt der Noth und des Elendes herabgekommen. Dem guten Abte brach das Herz. 25. Sept. 1634.

In der Prälatur und im Elende folgte Michael Fuchs (1634—1681). Kaum hatte er sein Amt angetreten, so kamen die Schweden wieder, nahmen, was sich noch vorfand, zerstörten nun auch die Gräber der Stifter und andere Grabdenkmäler, mordeten vor den Augen des Abtes zwei Conventualen und führten ihn selbst als Gefangenen mit sich fort. Erst als ein Lösegeld von 2000 fl. aufgebracht war, erhielt er seine Freiheit wieder. Abt Michael brachte nichts desto weniger in den 47 Jahren seiner Amtsführung die Schulden des Klosters noch auf 9000 fl. herunter, allerdings eine für dieses Kloster und diese Zeit immer noch bedeutende Summe. Er bekleidete auch lange Zeit das Amt eines Visitators durch Bayern, Pfalz, Kärnthen und Tyrol und starb am Sonntag Cantate 1681, an welchem Tage er seine priesterliche Secundiz feiern wollte. Als er Wein zu seiner Jubelmesse holen wollte, stürzte er über die Kellertreppe hinab und endete durch diesen Sturz ein an Verdiensten reiches

Leben. Abt Franz Knodt (1691—1717), ebenfalls Visitator der bayerischen Ordensprovinz, erbaute 1695 auf einer benachbarten Anhöhe die schöne und geräumige Wallfahrtskirche Heiligenkreuz. Augustin Schmidbauer (1717—1732) baute das ganze Conventgebäude von Grund aus neu auf, sorgte für eifrige Pflege der Wissenschaften und hob die etwas in Abnahme gekommene Disciplin. Bernhard Strelin (1734—1777), in einem Alter von 34 Jahren zur Infel berufen, der beste unter allen Aebten dieses Stiftes, hob dasselbe in allen Beziehungen und verschaffte ihm eine achtungswerthe Stellung. Er selbst leuchtete in Allem, was gut und edel ist, seinem Convente als das schönste Vorbild voran. „Von ihm, sagt sein Leichenredner, Marianus von Oberaltach, kann man mit vollstem Rechte sagen, was von dem ehrwürdigen Beda geschrieben ist: er hat beständig gelesen, beständig geschrieben, beständig gelehrt; seine zusammengeschriebenen und in Druck gegebenen Betrachtungen, seine geistvollen Anreden, seine eifrigen Predigten und viele hinterlassene Schriften sind Zeugen davon, ja jeder Stein aus den Mauern ruft und beweist, daß Abt Bernhard bis in das späteste Alter beständig fortgearbeitet. Unbeugsam war sein Muth, seine Geduld und Großmuth, obwohl er ansehen mußte, daß sein Kloster durch Krieg, Theuerung und Krankheiten in die kläglichsten Umstände versetzt, — obgleich seine Seele von ehrverletzenden Zungen, Schmähworten und Beschimpfungen schmerzlich durchdrungen wurde. Er bildete durch seine Leitung unter seinen Mitbrüdern Muster der Tugend und Frömmigkeit, der Gelehrsamkeit und des Seeleneifers heran.“ Ueber dem geistlichen Wohle seiner Untergebenen vergaß er das zeitliche Gedeihen des Stiftes nicht; dieses zu fördern ergriff er die weisesten Mittel, suchte die kürzesten Wege und hatte dabei ein

unbegrenztes Vertrauen auf die göttliche Hilfe. Er durchging selbst jedes Quartal alle Rechnungen, und gleichwie er gegen seine Hausgenossen, gegen Freunde und Gäste liebreich, erbaulich und freigebig war, so war er für seine Person in Speise und Trank, in Wohnung und Kleidung sparsam, mäßig und häuslich. Bei seiner klugen Oekonomie vermochte er die hiesigen, wie die einverleibten Kirchen zu verschönern und mit kostbaren Zierden zu bereichern und doch die Schäden des Krieges, der Theuerung und anderer Unglücksfälle wieder zu ersetzen. Wegen seiner ausgezeichneten Eigenschaften wurde er zum Visitator des Ordens durch die bayerische Provinz bestellt, als Verordneter in die löbliche Landschaft aufgenommen, zum Mitgliede der churbayerischen Akademie der Wissenschaften und der arkadischen Akademie zu Rom ernannt. Fromm, wie er gelebt, starb er während eines Aufenthaltes zu München den 6. März 1777. Alles trauerte und jammerte um ihn. Mit ihm ging der Glanz des Klosters für immer zu Grabe. Ihm folgte Joachim Eckmann (1777—1799), ein frommer, milder und freundlicher Herr, aber den immer schwieriger und drückender sich gestaltenden Verhältnissen des Klosters nicht mehr gewachsen, weßhalb er endlich resignirte. Die Wahl des Conventes fiel auf Ignatius Breu (1799 — 1803), der eben so wenig gegen den Strom ungünstiger Zeitverhältnisse zu schwimmen vermochte. Er war der 45. und letzte Abt des Klosters. Drei Jahre trug er die Infel, da erlöste ihn die Säcularisation von der drückenden Bürde.

Am 1. April 1803 aßen die Konventualen zum letztenmale am Klostertisch; des andern Tages zogen sie aus, wohin jeder wollte, hinausgeworfen aus dem bisherigen Asyl ihres irdischen Lebens. Alle Höfe waren um diese

Zeit verkauft, an baarem Gelde im Kloster nichts vorhanden; das zu säcularisirende Klostergut bestand nur in Grund und Boden, Gebäuden, Zehenten, Renten und Kirchenzierden. Die Vollziehung des Aufhebungsbeschlusses geschah auch hier keineswegs mit allzu großer Delikatesse und es kamen Dinge vor, bei welchen man mit Lessing sagen möchte: „wahrlich wer über gewisse Dinge nicht den Verstand verliert, der hat keinen zu verlieren." Was von edlem Metall, an Edelsteinen und werthvollen Paramenten in der Kirche sich vorfand, war auch hier unrettbare Beute des Säcularisationskommissärs. Alle Reliquienkästen wurden des Goldes und Silbers entblößt. Eine große silberne Ampel, sowie eine ausgezeichnete Monstranz von hohem Kunstwerth trug man in die Schmiede und zerschlug sie auf dem Ambos, um sie bequemer verpacken zu können. Die Klosterkirche wurde rein ausgeleert, etliche abgenutzte Meßkleider und andere werthlose Paramente, ein paar hölzerne und messingene Leuchter, dieß war Alles, was sich aus der Säculatisation rettete. So endete denn dieses Stift, nachdem es 678 Jahre gestanden und viel Segen um sich her verbreitet hatte. Die Klostergebäude sammt der Oekonomie wurden verkauft und befinden sich gegenwärtig im Besitz des Freiherrn Anton v. Schrenk zu Haggn. Die Prälatenwohnung wurde zum Pfarrhof bestimmt, die Klosterrichterwohnung zum Schulhaus umgewandelt, die übrigen Gebäude kamen an Gewerbtreibende und Kleingütler. Die Klosterkirche wurde als Pfarrkirche verwendet, alle übrigen Kirchen und Kapellen auf den Abbruch oder zu Scheunen verkauft. Das Kloster zählte bei der Aufhebung 27 Konventualen und drei Novizkleriker.

Ein schlimmer Nachtfrost, den ein gerechter Himmel über Bayern gesandt, hat alles ertödtet, die alte Herr-

lichkeit ist ausgestorben, die segensvollen Früchte, die aus diesem Kloster für das Land hervorgingen, sind vernichtet und bald werden auch die letzten Zeugen derselben ins Grab gesunken sein.

Von den 3000 Klöstern, welche der Prämonstratenserorden einst gezählt, bestehen nur noch zehn Abteien in Oesterreich. Es sind dieß Schlegel und Geras im Erzherzogthum, Selau, Tepl und Strahof in Böhmen, Neuerisch in Mähren, Wiltau in Tyrol, Csorn und Jaszow in Ungarn und Zwierzinic in Galizien. Alle übrigen Häuser des Ordens in Frankreich, Belgien, Spanien, Deutschland sind wie Windberg dem Loose der Aufhebung verfallen.

Verlassen wir eine Stätte, die so düstere Erinnerungen wach ruft und wenden wir nns zurück nach Metten. Den Rückweg nehmen wir über Schwarzach und besteigen von da aus noch den Degenberg,

Wo weithin schon die altersgrauen
Zinnen uns entgegenschauen,
Leuchtend in der Sonne Gold;
Wo in wild zerfallnen Trümmern
Bei des Abendrothes Glimmern
Durchs Geklüft der Uhu grollt;
Wo in offnen Mauerritzen
Bleiche Nachtgedanken sitzen,
Wo in dunklen Tannenkronen
Mährchenhafte Stimmen wohnen.

In einer halben Stunde erreichen wir von Schwarzach aus die Anhöhe, auf welcher einst die Veste Degenberg, der stolze Stammsitz der Degenberger, thronte. Burg und Herrschaft trugen vor Zeiten die Grafen von Bogen von dem Hochstifte Passau zu Lehen, und die Burgmänner, welche sie dort einsetzten, sind die Stammväter der nach der Hand so mächtig gewordenen Degenberger.

Das Turnierbuch führt als ersten des Geschlechtes einen Siegbot Degenberger auf, der 996 auf einem ritterlichen Fechtspiel zu Braunschweig zur Helmschau verordnet gewesen sei. Wilbalt vom Degenberg erlangt den Dank im eilften Turnier zu Köln 1179 und im Jahr 1197 ist er Turniervogt zu Nürnberg. Welchen Glauben diese Nachrichten des Turnierschreibers verdienen, habe ich an einem andern Orte angedeutet. Nach dem Erlöschen des Bogener Hauses brachten die Degenberger allmälig die meisten Schlösser und Güter der unteren Grafschaft als Lehen oder Pfandschaft an sich und hoben ihren Einfluß besonders auch dadurch, daß sie mit den angesehensten Familien des Landes sich verschwägerten und den bayerischen Herzogen als Räthe, Vicedome und Pfleger dienten. Nach dem Aussterben der Dynastenfamilien hatte der bayerische Wald kein mächtigeres Edelgeschlecht aufzuweisen, als das der Degenberger, welche in den Bezirken der jetzigen Landgerichte Bogen, Regen, Viechtach und Mitterfels reich begütert waren. Von ihrem Reichthum machten sie guten Gebrauch und verpflichteten sich besonders die benachbarten Klöster durch Wohlthaten zu ewiger Dankbarkeit, die sich in eifriger Fürbitte noch lange nach ihrem Tode bewährte. Das Nekrologium des Klosters Metten zählt vier Glieder der Familie unter den Wohlthätern auf, für welche am Todestage Gebete dargebracht wurden. Eberwein von Degenberg, Vicedom zu Straubing, erhielt 1308 von den niederbayrischen Herzogen auf Lebenszeit die Veste Weißenstein bei Regen als Pfandschaft für ein Darlehen. Seine Nachkommen wußten sich jedoch auch nach seinem Tode im Besitze des Weißensteins zu behaupten, der allgemach ihr Lieblingssitz wurde. Zugleich mit seinem Bruder Hartwig half Eberwein die bekannte ottonische Handfeste erlangen und war Theilhaber jener vor-

nehmen Herren, welche nach Otto's Tode die unmündigen niederbayerischen Prinzen dem schönen Friedrich von Oesterreich anvertrauen wollten. Er war es auch, der die Laurentiuskapelle in der Stiftskirche zu Metten als Familiengrabstätte seines Geschlechtes erbaute und eine tägliche Messe in dieselbe stiftete. 1315 starb er und wurde in der von ihm selbst eingerichteten Gruft zu Metten beigesetzt. Daß er ein recht frommer Herr gewesen und auch seine Kinder in Gottesfurcht und guter Zucht heranzubilden verstand, sieht man an seinem Sohne Rudiger, welcher frühzeitig den Weltfreuden Valet sagte und sich im Kloster Niederaltach mit solchem Eifer dem Dienste Gottes ergab, daß die dortigen Brüder ihn nach dem Absterben des Abtes Friedrich zu ihrem Abte erwählten. Er war zuvor schon vom Kloster des heiligen Vitus bei Neumarkt a. d. Rott als Abt postulirt worden, allein das Vertrauen und die Liebe seiner Mitbrüder rief ihn in die Mutterabtei zurück, der er 1322—1335 mit solcher Weisheit vorstand, daß der Glanz seiner Tugenden den Glanz seiner Abkunft überstrahlte. Auch Rudigers Bruder Hermann trat unter ihm zu Niederaltach ins Noviziat ein.

Hartwig, Rudigers zweiter Bruder, erbte den Degenberg und wurde unter dem Kaiser Ludwig Landhofmeister in Bayern. Ludwig war ihm so zugethan, daß er ihm 1331 alles Land um die Kirche zu Frauenau bei Zwiesel, zwei Meilen in die Breite und drei Meilen in die Länge schenkte. Hartwig gab das ganze Besitzthum welches sich von der Röhrnach bei Kirchdorf bis gegen Böbrach und von dem Fladnitzbache bei Zwiesel bis an die böhmische Grenze erstreckte, i. J. 1341 dem Kloster Niederaltach mit Vorbehalt der Vogtei und des Blutbanns, sowie gegen jährliche Reichung eines Herrenpelzes von Lämmerfällen und zweier Filzschuhe. Dieser Hartwig

brachte 1347 von Kaiser Ludwig auch noch die Mauth zu Zwiesel an sich. Sein Bruder Altmann (Hartmann) war Pfleger zu Natternberg und wirkte bei der Züchtigung der Deggendorfer Juden mit. Hartwig selbst entsagte in seinen alten Tagen der Welt und zog sich in das Kloster Metten zurück, wo er im Jahre des Heiles 1352 gottselig verschied.

Wahrscheinlich ein Sohn Hartwigs war jener Altmann von Degenberg, der 1382—1388 den abteilichen Hirtenstab zu Metten trug. Ein Hans von Degenberg starb 1385, Friedrich von Degenberg 1393, Hans Gewolf zum Degenberg kommt 1368—1397 in Urkunden vor, Wiguleus Gewolf von Degenberg stirbt 1438. Hans der Degenberger zu Altennußberg, Vicedom zu Landshut, erhielt von Herzog Sigmund 1464 den ganzen Winkel Eschelkam, Furth und Neukirchen zum Eigenthum und wurde nach Hundius 1465 von Kaiser Friedrich in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Als ein paar Jahre später die Ritterschaft des Niederlandes bei Straubing und vor dem Walde sich durch einige Anordnungen des Herzogs Albrecht in ihren Vorrechten gekränkt fühlte und in ihrer Aufregung zum Schutze der bedrängten Freiheiten den sogenannten Böcklerbund schloß, war dieser Hans einer der vornehmsten und mächtigsten unter den Verbündeten. Er, sein Bruder Gewolf und der Ritter Johann von Nußberg standen an der Spitze der Liga. Den Herzog Albrecht nannte der Hans verächtlich nur den Federfechter und Schulmeister, den Niemand zu fürchten brauche. Aber er irrte sich. Kaum ward der Herzog der Bewegungen im Niederlande inne, als er ein allgemeines Aufgebot erließ und mit seinen Getreuen den Rittern des Bundes ungesäumt zu Leibe rückte. Binnen wenigen Wochen brach er die festesten Burgen des Bayerwaldes,

vor allen aber den Degenberg. Dessen ward er auf ganz leichte Weise Meister und das erging so: Jörg von Taxstein hatte kurz zuvor dem Degenberger abgesagt und in dessen Abwesenheit mit achtzig Berittenen und hundert Knechten zu Fuß das Schloß halb mit Sturm, halb mit List in seine Gewalt bekommen. Als nun der Degenberger vernahm, Jörg von Taxstein habe hinter seinem Rücken das Schloß gewonnen, bot er die Seinen auf und rückte mit zweihundert Reisigen an. Er konnte aber sein Eigenthum nimmer erobern, denn der Taxsteiner und die Seinen wehrten sich aufs tapferste, schossen gewaltig mit Pfeilen heraus und schleuderten die größten Steine herab, daß die unten elendigen Todes starben. Mittlerweile sich nun der Degenberger ein Weniges zurückzog und neues Aufgebot ergehen ließ, besann sich Ritter Jörg von Taxstein nicht lange und verkündete dem Herzog Albert, er wolle ihm das Schloß zu Handen stellen. Der war des Vorschlages ganz froh und schickte an St. Johann des Täufers Tag den Georg Lerchenfeld, des inneren Rathes zu Straubing Beisitzer, mit starkem reisigen Zeug vor das Schloß, der die ganze Veste verbrennen und weiters durch seine Leute niederreißen ließ. So kam der Degenberg zu Falle und durfte nie mehr aufgerichtet werden. Dazu mußten sich die Ritter später bei der Aussöhnung mit dem Herzoge ausdrücklich verpflichten.

Das schlimmste war dazumal für den Degenberger, daß er in den Verdacht der hussitischen Ketzerei kam und deßhalb mit dem päpstlichen Banne belegt wurde. Da zog sich Alles von ihm zurück und kein Mensch mochte ihm mehr helfen. Auch ließ der Herzog große Donnerbüchsen spielen, welche in die Ringmauern der Burgen klafterbreite Lücken rissen und den Rittern die Ueber-

zeugung aufzwangen, daß der vermaledeiten Erfindung des Freiburger Mönches gegenüber das Ritterthum nicht länger mehr auf seine stolzen Bergvesten trotzen dürfe. Der Herzog brach eine Burg nach der andern in Trümmer, den Haidstein, Weißenstein, die Saldenburg, Kallenberg und Nußberg, die Ritter verloren den Muth und gaben den Widerstand auf (1468).

Die Degenberger kamen wieder vollständig zu Gnaden und hießen nach wie vor Erbhofmeister in Bayern. Im folgenden Jahrhundert waren sie nahe daran, sich reichsfrei zu machen, und nur an dem nachdrücklichen Widerstreben der Landesfürsten scheiterte ihr Vorhaben. Da sie den Degenberg nicht mehr aufbauen durften, bauten sie sich in dem nahen Dorfe Schwarzach ein neues Schloß, welches zum Theil noch erhalten ist. Hier übten sie jenes wichtige Monopol aus, welches Hans der jüngere von Degenberg, Vicedom zu Straubing, von Herzog Wilhelm **IV.** um das Jahr 1520 erlangt hatte, und nach welchem im bayerischen Walde Niemand als nur sie allein weißes Bier (Weizenbier) brauen durfte. Als i. J. 1511 die Herren von Aichberg ausstarben, erbten die Degenberger die Grafschaft Hals, welche jene vor 26 Jahren von den Leuchtenbergern erkauft hatten. Zu dieser Grafschaft gehörten damals noch der Markt Hals, 5 Edelsitze, 18 Vogteien, 13 adelige Afterlehen, 82 Höfe, 46 Güter, 82 Huben, 25 Zehente, bei 66 Sölden, Mühlen, Tafernen, Schmieden, außerdem große Waldungen, Fischwässer, Weiden, Gärten und Aecker. Das war wohl eine schöne Erbschaft. Dennoch konnten die Degenberger sich nicht damit vertragen. Sie verkauften die Grafschaft i. J. 1517 an die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Bayern, denn sie hatten lieber blankes Geld in ihren Händen. Am 10. Juni 1602 starb der letzte

des Stammes, Freiherr Hans Sigmund, Erbhofmeister in Bayern und fürstlicher Rath zu Straubing. In der Pfarrkirche zu Schwarzach senkte man ihn zur Gruft, denn ihr Erbbegräbniß zu Metten hatten sie in der letzten Zeit aufgegeben. An der Friedhofmauer zu Schwarzach sieht man noch zwei Grabmäler dieser weiland hochgebietenden Herren. Ihre Güter und Mannslehen fielen dem Landesfürsten anheim.

Von Schwarzach gelangen wir über Offenberg in dritthalb Stunden wieder nach Metten zurück.

V.

Metten — Gotteszell.

§. 1.

Metten — Achslach.

> Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
> Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand,
> Sei immerhin unscheinbar, unbekannt,
> Mein Herz bleibt ewig doch vor Allen dir gewogen,
> Fühlt überall nach dir sich hingezogen,
> Fühlt selbst im höchsten Glück sich doch aus dir verbannt:
> O möchte wenigstens mich nicht die Ahnung trügen,
> Bei meinen Vätern einst in deinem Schooß zu liegen!
>
> Wielands Oberon.

Haben wir uns bisher an dem Saume der Vorberge des bayerischen Waldes aufgehalten, so übersteigen wir nun den ersten Berggürtel und durchwandern auch noch einen kleinen Theil dieser von der Natur bei Austheilung ihrer schönen Gaben so hoch bevorzugten Landschaft. Von Metten aus erreichen wir, die Straße in nördlicher Richtung verfolgend, in einer Stunde das Pfarrdorf Edenstetten, welches auf einem mäßigen Hügel am

westlichen Fuße der hohen Hilling angenehm hingebaut ist. Vor Zeiten schrieb sich auch nach diesem Orte ein Geschlecht von Ministerialen der Bogener Grafen. Noch 1366—1402 kommt Jörg der Hell von Edenstetten öfters in Urkunden als Zeuge vor, aber um diese Zeit zogen sie sich in die Stadt Deggendorf zurück und verloren sich unter der dortigen Bürgerschaft. Bereits 1408 ist Hans Hell von Edenstetten in Deggendorf ansäßig und 1452 finde ich einen Hans Hell im Besitze des Schlosses Loham. Die dem hl. Nikolaus geweihte Pfarrkirche wird schon im Jahre 1287 genannt, ist aber für die Bedürfnisse der ziemlich bedeutenden Pfarrei viel zu klein und wird deßhalb gegenwärtig vergrößert. Weiland war sie eben nicht Pfarrkirche, sondern nur eine Filiale der Pfarrei Berg. Im Jahre 1805 wurde die Pfarrei Edenstetten errichtet. 1833 übergab man sie dem Kloster Metten, welches dieselbe durch zwei exponirte Conventualen pastorirt. Die Lage des Ortes wird dadurch am besten bezeichnet, daß man im Sommer Edenstetten, im Winter hingegen Oedenstetten schreibt.

Hinter Edenstetten steigt die Straße allmählig bergan und wir wandern an der östlichen Seitenwand eines schönen Thaleinschnittes hinan, wo ringsum die anmuthigsten Landschaftsbilder in reizendster Abwechslung unseren Sinnen sich darstellen. Die Ortschaften, welche hier angebaut sind, erreichen kaum die Bedeutung von Dörfern. Einzeln oder in kleinen Gruppen stehen die größtentheils von Holz gezimmerten Häuser im Thale und an den Hängen, meist halb versteckt hinter Gebüschen von Obstbäumen. Das Obst gedeiht vortrefflich in dem sonnigen, windstillen Thale und bildet eine hauptsächliche Einnahmsquelle für die Bewohner. Nach einer Stunde langen wir bei der weithin sichtbaren Linde auf Kaltegg

an, wo eine herrliche Aussicht uns mehr als hinlänglich für den wenig beschwerlichen Marsch entschädigt. Hier findet sich auch ein Wirthshaus, in welchem bescheidene Anforderungen jederzeit Befriedigung finden.

Von Kaltegg aus steigen wir zum Hirschenstein hinan. Der Weg dahin führt durch einen schönen Tannen- und Buchenwald und alle Reize der ewig schöpferischen Waldnatur umgeben hier den einsamen Wanderer. Was gibt es Erquickenderes, als stundenlang allein so hinzuwandeln in heiliger Natur, wenn Mittagssonnenschein das Waldesgrün durchdringt und jeder Baum ein Leuchter ist und jedes Blatt ein Lichtlein, wie grün, wie sonnig, wie warm, wie duftig! Wo ist ein Bau so herrlich, wie solch ein Gewölbe von Baumzweigen und Sonnenschein und Sommerhimmel darüber! Wo sind Arabesken, wie das Laubwerk des Waldes, das anmuthig sich bewegt von Licht zu Schatten und von Schatten zu Licht! Wo ist Weihrauch wie dieser süße Duft aus Blatt und Blüthe, und wo ist Musik, wie das Säuseln des Windes in Blättern und Zweigen und wie das lustige Concert der tausend Vögelein und wie das fröhliche Rauschen des Waldbaches am Felsenhang. Wenn mir nicht die Naturexaltation in die Seele hinein zuwider wäre, so könnte mich eine solche Wanderung zum Weinen bringen, so groß erscheint da der Schöpfer in seinen Werken. Aber wir finden in uns selber Wunder genug und werden in uns selber auf Gottes Dasein und Wirken und Willen so sehr aufmerksam gemacht, daß wir die sausende, brausende, singende und klingende Waldwelt nicht einmal nöthig haben. Aber schön über Alles ists halt doch im Wald und ich denke mir immer mit dem wackeren Wandsbecker Boten:

Wenn hier nur kahler Boden wär',
Wo jetzt die Bäume stehn,
Das wäre doch bei meiner Ehr,
Ihr Herrn, nicht halb so schön.

Denn wäre um uns her kein Baum
Und über uns kein Zweig,
Dann wäre hier ein öder Raum
Und ich marschirte gleich.

So bin ich wie ein Fisch im Meer
Und bleibe gerne hier,
Vivant die Bäume um uns her,
Der Zweig hier über mir!

Und zählen kann ein Mensch sie nicht,
Sind ihrer gar zu viel,
Und jeder macht es grün und dicht,
Und jeder macht es kühl.

Und jeder steht so stolz und kühn
Und streckt sich hoch hinan,
Dünkt sich, die Stelle sei für ihn
Und thut sehr wohl daran.

So sind wir in lauter Waldfreude auf dem Hirschenstein angekommen. Den Gipfel desselben krönt ein aus starken Baumstämmen aufgezimmertes Signal mit einem Schaugange, zu welchem eine Freitreppe hinaufführt. Wer dem Schwindel ausgesetzt ist, dem ist die Ersteigung dieses Gerüstes nicht anzurathen. Aber auf demselben, welche unvergleichliche Aussicht! 3760′ (bayerisches Maaß) über dem Spiegel des Mittelmeers stehend überschauen wir hier alles Land von Regensburg bis in die salzburgischen

Alpen hinein. Besonders verfolgt das Auge nirgends so weit wie hier den Lauf der sonnentrotzenden Donau durch Bayern und tief unter uns sehen wir das herrliche Altbayern wie eine Landkarte ausgebreitet mit seiner reizenden Mannigfaltigkeit von Städten und Dörfern, Fluren und Wäldern, Bergen und Thälern und fruchtreichem Flachland. Es ist ein wonniges Schauen! Man weiß sich nicht zu trennen von dem lieblichen Bilde. — Wollt ihr wissen, woher der Hirschenstein seinen Namen habe? Eine kleine Strecke westlich von dem Steine, auf welchem das Signal sich aufbaut, steht ein Felsblock von gewaltiger Höhe, auf welchen man von der einen Seite fast ebenen Schrittes hineintreten kann, während er auf der entgegengesetzten Seite ganz senkrecht abfällt. Ueber diesen Felsen sprang' zu Olims Zeiten, von der Meute verfolgt, ein Prachtexemplar von einem Sechzehnender und zerschmetterte sich im Sturz von der schwindelnden Höhe. Von der Zeit an erhielt der Stein und der ganze Berg den Namen Hirschenstein. — Vom Signal weg führt ein menschenfreundlicher Fußsteig in nördlicher Richtung nach der Oedenwies, wo die von der Bergwanderung Ermüdeten im Hause des Forstwarts einen gastlichen Ruheplatz und erfrischende Labung finden.

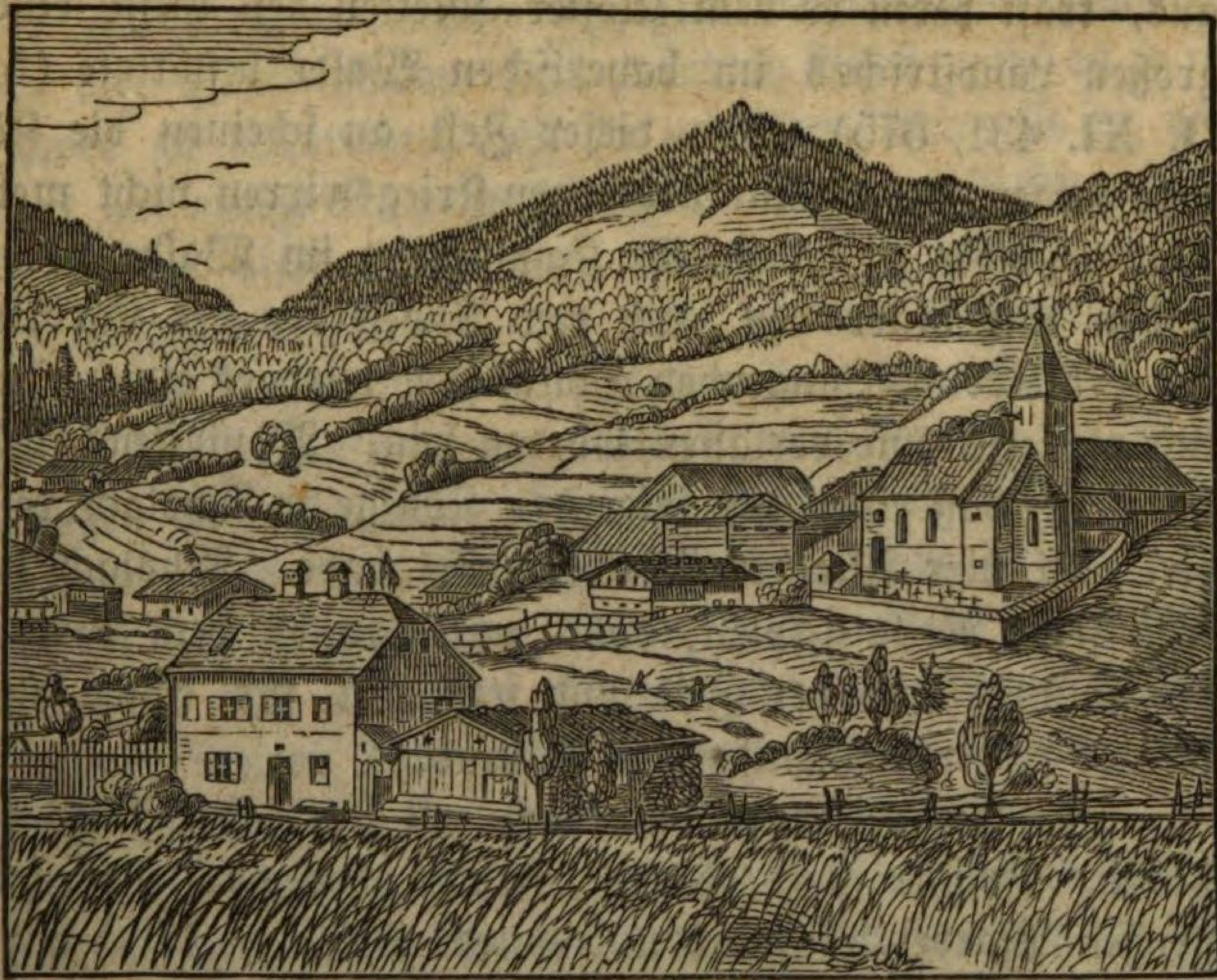
Wenn man vom Hirschenstein den Blick gegen Norden und Osten wendet, so haftet derselbe auf den Thälern des Bayerwaldes und den über dieselben sich erhebenden Bergen. Unter den näher liegenden Parthieen übertrifft Alles das Thal von Achslach, ein Smaragd, hellgrün und funkelnd im Rahmen der schönsten Berge. Dahin begeben wir uns. Ein dichter Buchenwald nimmt uns auch auf der Thalfahrt wieder auf in seine kühlenden Schatten und rasch geht's hinab, denn langsam kann man da kaum gehen. Das ist die vis inertiae, sagen die Physiker.

Durch die Buchenwipfel aber rauscht der Wind als wenn er sagen wollte:

Täglich macht der Herr die Rund',
Sucht die Seinen unverdrossen,
Aber überall verschlossen
Trifft er Thür' und Herzensgrund,
Und er wendet sich voll Trauer:
Niemand ist, der mit mir wacht
Nur der Wald vernimmt's mit Schauer,
Rauschet fromm bei Tag und Nacht.

Schnellen Schrittes geht's weiter, bis wir am Saume des Waldes auf einen freien Bühel gelangt sind; zwischen hohen schlanken Tannen blicken wir ins Thal hinab, aus welchem uns das Pfarrdorf Achslach im goldenen Strahl der Abendsonne freundlich entgegenwinkt. Aus den Kaminen der ländlichen Häuser steigen Rauchwölklein gerade auf. Die Hausmütter kochen eben das Nachtmahl und morgen wird's wieder schön, denn, wie gesagt, der Rauch steigt gerade gen Himmel. Wir sagen nun dem lieben Walde, der uns heute so viele Freude gemacht hat, Lebewohl und wenden uns dem Dorfe zu, das wir nach kurzer Wanderung erreichen.

Achslach ist ein kleines, unansehnliches Dörflein, es besteht nur aus zehn Wohnhäusern; dennoch erhält es keineswegs bloß aus dem Grunde einen besonderen Abschnitt in diesem Buche, weil dieses Thal es ist, „wo der Knabe fröhlich aufgeblüht, wo tausend Freudenspuren mich umgeben, wo alle Bäume mir und Quellen leben.“ Das Thal von Achslach ist mit so zaubervollem Reize von der gütigen Natur geschmückt, daß schon deutsche Kaiser es vor tausend anderen zu ihrem sommerlichen Aufenthalte wählten — und wo hätten sie ein angenehmeres Plätzchen finden können auf Gottes schöner Erde, als dieses stille Thal,



am Fuße des Hirschensteines? Die dampfenden, brausenden Wälder auf den Berghöhen bargen die Fülle des edlen Wildes und boten die erwünschteste Jagdgelegenheit, die forellennährende Teißnach gewährte zur angenehmen Abwechslung das Vergnügen des Fischfanges, und wenn sie zu idyllischen Träumereien oder — was kaum zu glauben ist — zu sentimentaler Naturbewunderng sich gestimmt fühlten, so war ihnen auch dazu in den romantischen Umgebungen des Ortes Stoff genug gegeben. Hier also suchten die Beherrscher des Reiches Ruhe von den Sorgen und Mühen der Machtpflege, entzogen sich dem Dunstkreise des Hoflebens und stärkten ihre Nerven im Genusse der reinen Bergluft und der anstrengenden Uebung der Jagd. Hier fertigte im Jahre 882 Karl der Dicke, welcher der letzte die ganze Macht Karls des Großen noch einmal in sich vereinigte, eine noch vorhandene Urkunde

aus, kraft deren er dem Kloster Metten den Besitz eines großen Landstriches im bayerischen Walde bestätigte (M. B. XI. 431, 575). Von dieser Zeit an scheinen die Könige wegen der ununterbrochenen Kriegswirren nicht mehr Zeit gefunden zu haben, ihr Kammergut im Walde zu besuchen und unter den nach dem Aussterben der Karolinger zur Krone gelangenden Dynastieen wird es etwa gänzlich vergessen und verlassen worden sein. Wenigstens finde ich nicht, daß einer der folgenden Könige in Achslach residirt und hier Akte der Macht geübt habe. Achslach hat früh seine Rolle gespielt, dann unterlag es dem Wechsel des Glückes und der Zeit und jetzt gilt für dessen Geschichte das verhängnißvolle: fuimus.

Zur Pfarrei wurde Achslach erst im Jahre 1823 erhoben. Früher war es eine Filiale der noch jetzt sehr großen Pfarrei Viechtach und wurde 1652 — 1760 durch excurrirende Conventualen des Klosters Gotteszell, seit 1760 durch einen Expositus von Viechtach pastorirt.

Die Pfarrei erstreckt sich in einer freundlichen, fruchtbaren Thalniederung zwei Stunden in die Länge und zählt bei 1300 Seelen. Die Schweden fanden auch hieher den Weg und sie stehen noch immer in verfluchtem Andenken bei den Thalbewohnern Wo wäre übrigens ein Platz in Deutschland, wo sich nicht schauerliche Erinnerungen an die Anwesenheit dieser nordischen Barbaren erhalten hätten? Der damalige Abt Veit Höser von Oberaltach wurde durch den Anzug der Schweden aus seinem Kloster vertrieben und irrte zwei Monate lang flüchtig im bayerischen Walde umher. Was er dabei selbst gesehen und erfahren, hat er getreulich aufgezeichnet und es wird immer an der Zeit sein, daß wir seine Schilderung von dem Elende jener Jahre uns wieder ins Gedächtniß rufen. Ueberall kamen sie hin, schreibt er, die Plätze moch-

ten noch so abgelegen und verborgen, noch so unwegsam und unzugänglich sein; sie verjagten die Einwohner, schleppten ihre Habseligkeiten fort, raubten Alles und es wäre schwer zu beschreiben, wie sie wütheten, wenn sie da und dort auf einige Einwohner stießen. Ich sage stießen; denn sie trafen nicht leicht einen Menschen in seinem eigenen Hause an, wenn sie dieselben nicht wider Vermuthen darin überfielen. Die Leute fürchteten ihre Grausamkeit und wenn sie ihre Ankunft voraussahen, verließen sie die Wohnungen und flüchteten sich auf Berge, in Wälder und Höhlen. Es war traurig anzusehen, wie Eltern ohne Kinder und Kinder ohne Eltern, Familienväter und Mütter ganz von einander getrennt und wie fremde Mütter fremder Kinder Führerinen waren. Einige trugen Säuglinge auf den Armen, andere waren krank und matt. Jetzt erschienen schwache Greise, auf ihren Wanderstab gestützt, bald wieder andere, welche in der Eile zusammengerafften Hausrath auf dem Rücken daherschleppten; hier sah man halb Nackte, ohne Sack und Stock, dort schwer Verwundete oder Verstümmelte im Elend umherirren. Wer aber den Schweden in die Hände fiel, der wurde ergriffen und durch Marter gezwungen, seine eigenen verborgenen Habseligkeiten oder die Anderer zu zeigen. Eine Gattung dieser Martern war der Schwedentrunk. Die Soldaten banden ihrem Opfer die Hände auf den Rücken, die Füße zusammen und warfen es dann rücklings nieder. Dann nahmen sie einen Besenstiel oder sonst einen dicken Prügel und stießen ihn mit socher Gewalt in den Mund des zu Boden gestreckten, daß meistens die Zähne mit einbrachen. Während ihm nun so das Holz im Munde steckte, nahmen sie kaltes, warmes oder faules Wasser, Urin, Mistjauche oder was für eine Flüssigkeit eben bei der Hand war, vermischten es mit Koth und allerlei Unflath, je

nachdem es ihnen der Muthwille eingab und leiteten diesen stinkenden Trank neben dem aufrecht stehenden Holze in den Mund und Schlund des Hingestreckten, bis der Mensch wie ein Wassersüchtiger aufschwoll und zu ersticken schien. Dann zogen sie ihm das Holz heraus, sprangen mit gleichen Füßen auf dessen aufgeschwollenen Bauch und bewirkten dadurch, daß die martervoll eingegossene Flüssigkeit unter noch größerer Marter aus dem Munde mit häufigem Blute vermischt, wieder herausquoll. Andere marterten sie durch Zusammenpressen der Finger. Sie legten die Fingerspitzen derselben bis an die Nägel zwischen ihre Flinten und preßten sie so stark zusammen, daß aus den feinsten Aederchen das Blut hervorspritzte. Anderen umwanden diese Unmenschen den Kopf bis an die Stirne mit seidenen oder leinenen Fäden und zogen diese so lange und immer fester zusammen, bis die Augäpfel aus ihren Sitzen traten und auf gräßliche Art aus den Höhlen hervorquollen. So sah Höser selbst Viele martern. Anderen warfen sie einen Strick um den Hals, zogen sie in die Höhe, ließen sie längere Zeit hängen und endlich halb todt herunterschnellen. Hierauf stachen sie dieselben mit Nadeln, hingen sie kopfüber an den Beinen auf oder schlugen sie bis zur Ohnmacht. Manche banden sie an die Sättel ihrer Pferde, rissen sie durch schlammige Wege mit sich fort und entstalteten sie nicht nur durch Schläge und Wunden, sondern machten sich bisweilen auch die Kurzweile, sie nieder zu metzeln. Am grausamsten verfuhren sie mit den Geistlichen und Adeligen, wo sie solche in ihre Gewalt bekamen. Kein Einwohner war mehr unter seinem Dache sicher; daher entflohen sie überall aus ihren Wohnungen und flüchteten auf die Berge, in Wälder und Höhlen, obgleich sie auch dort der Kälte wegen — es war im Winter 1633 — es nicht lange aushalten konnten.

Machten sie Feuer, so verrieth sie der in die Höhe steigende Rauch; begaben sie sich in verborgene Winkel, so waren sie auch da nicht sicher, denn jene Bösewichte hatten, damit ihnen ja kein Mensch entgehe, in allen Gebüschen, Forsten und Waldungen förmliche Treibjagen veranstaltet. Sie ordneten eine Reihe Musquetiere; diese begaben sich in einer gewissen Entfernung von einander in den Wald, ließen vor sich her geübte Jagdhunde laufen, reizten diese mit Geschrei zum Bellen und brachten es so weit, daß sie Gebüsche und finstere Höhlen durchsuchten, die unwegsamsten Plätze durchschlichen, verborgene Menschen ausspürten, durch ihr Gebelle verriethen und hervorzugehen nöthigten. Die Musketiere ihrerseits schossen mit Kugeln in das dichtere Gebüsche und zwangen die Leute, welche allenfalls darin versteckt waren, hervorzugehen. Diejenigen, welche zuvor gleich auf das Jagdgeschrei die Flucht ergriffen und aus dem Walde sprangen, fielen unter die Reiter, welche das Gehölz von außen in geordneten Abtheilungen umzingelten, so daß die geängstigten Leute, wo sie nur immer hinaus wollten, in die Schlingen dieser Jäger liefen.*) So hausten diese Schweden in den unglücklichen deutschen Ländern — und gerade diese deutschen Länder vergötterten später den schwedischen Attila Gustav Adolph, und Bernhard von Weimar, einer der verworfensten Vaterlandsverräther und Räuberhauptleute, von denen die Muse der Geschichte mit Erröthen Kunde gibt, er fand in Deutschland einen Biographen, der ihn den Großen nannte. Der Name dieses gelehrten Menschen soll in diesem Buche nicht genannt werden. Aber

*) Tagebuch des Abtes Höser, herausgegeben von Mussinan unter dem Titel: „Schicksal Straubings und d. bayer. Waldes im dreißigjähr. Krieg." Straub. 1813.

gibt es denn eine Tiefe der Selbstwegwerfung und sittlichen Versunkenheit, in die nicht Deutsche hinabgefallen wären?

Ja, so hausten die Schweden in den deutschen Ländern, so insbesondere im bayerischen Walde, so auch in unserem Achslach. Noch 1648, als der westphälische Friede bereits fertig war, rückte eine Abtheilung des schwedischen Heeres von Böhmen her in den bayerischen Wald ein und einer Compagnie gefiel es in dem schönen Thale an der Teißnach so wohl, daß sie nach dem Friedensschlusse in demselben zurückblieb, die Gegend auf das empörendste brandschatzte und sich völlig als Herr im Lande betrachtete. Ein volles Jahr duldeten die Achslacher die rechtlose Bedrückung. Nirgends fanden sie Schutz. Da beschlossen sie, sich selbst von ihren Drängern zu befreien. Das westlich von Achslach gelegene, von seinen Einwohnern gänzlich verlassene Dorf Wolfertsried hatten die Schweden in Besitz genommen und von hier aus terrorisirten sie das umliegende Land. Da versammelten sich die Mitglieder der Gemeinde, der Plage müde, endlich einmal in stiller Nacht bei ihrem Vorsteher auf dem Hienhard und pflogen Rath über die die Mittel, wie sie sich die Tyrannen vom Halse schaffen könnten. Tapfere, kühn beherzte Männer, wie die Achslacher zu allen Zeiten gewesen sind, verachten Dolch und hinterlistigen Ueberfall, die meisten stimmten für keck offenen Angriff. Der klug abwägende Vorstand hatte Mühe, ihnen die Ungleichheit der Kräfte einzureden, — sie hätten keine ordentlichen Kampfwaffen, wären ohne Uebung und in zu geringer Minderzahl. Wenn sie nicht in listigem Ueberrumpeln ihr Heil suchten, wäre nicht die geringste Hoffnung des Gelingens gegeben. Sie könnten ruhig sein im Gewissen, fügte er bei, denn keine Rücksicht sei gegen Räuber zu beobachten, die nach dem Friedensschlusse noch marodirend im feindlichen Lande zurückblieben; sie könnten

ruhig sein wegen ihrer Mannesehre, deren Glanz durch Erlegung elenden Raubgesindels keine Befleckung erfahre, vielmehr neuen Ruhm und den Dank der Nachbarschaft in allen Thälern des gequälten Bezirkes; sie sollten gedenken ihrer Gattinen, ihrer Töchter, deren Ehre sie vor Gefährdung sichern, ihrer Söhne, denen sie eine ruhige Zukunft erkämpfen müßten. Es sei ein heiliger Kampf für Heerd und Freiheit, vor Gott und Menschen gerecht. Da endlich ergaben sich die wackeren Männer dem Gebote der eisernen Nothwendigkeit. In der nächsten Nacht, so ward's beschlossen, sollten sie alle zur bestimmten Stunde bewaffnet vor Wolfertsried versammelt sein. Die Häuser wurden abgetheilt, auf ein gegebenes Zeichen sollte jede Rotte in das ihr zugelooste Haus eindringen und alle Bewohner desselben in den Tod richten. So geschah's. Um die nächste Mitternachtsstunde standen die Verschworenen auf der Wiese vor Wolfertsried im Kreise um den Vorstand vom Hienhard, mit gerade geschlagenen Sensen, eisernen Gabeln, Heumessern und den verschiedenartigsten friedlichen Werkzeugen zum Werke der Befreiung bewaffnet. Der Führer gab das verabredete Zeichen und eine Viertelstunde später war das Thal von seinen Drängern befreit. Nur Einer hatte Gelegenheit zur Flucht gefunden. Im Walde hinter dem Dorfe gruben die Alliirten eine tiefe und weite Grube; da hinein warfen sie die Leichen, die bereits ganz teufelschwarz geworden waren, und bedeckten dieselben mit Erde. Diese Stelle heißt noch heute das Schwedenloch. Wer dort am Tage vorbeigeht, schlägt ein großes Kreuz, und wenn ihrer mehrere sind, gehen sie lautlos. In der Nacht aber geht Niemand vorbei, denn es ist eine verwunschene Stätte und gar nicht geheuer. Leute, die sich im Walde verirrten und ans Schwedenloch geriethen, hörten Höllenspektakel wie von Kämpfenden und dumpftönende

Klagen und sahen nichts. Der Führer der Coalition zur Befreiung aber, der Bauer vom Hienhard, starb im hohen Alter eines plötzlichen und unversehenen Todes, ebenso sein Sohn und sein Enkel und Urenkel. Den einzigen Sohn des letzteren habe ich selbst noch wohl gekannt. Es war ein trefflicher Alter von biederem Charakter, frohem Humor und frommer Gesinnung. An jedem Morgen, den Gott bescheerte, ging er in die eine Viertelstunde von seinem Hofe entfernte Pfarrkirche zur heiligen Messe; da hielt ihn keine Ungunst der Witterung ab, „und wenn es Beile regnete, sagte er, so hielte ich ein Brett über den Kopf und ginge." „Ich bin alt, äußerte er oft, unser Herrgott kann mir alle Tage den Tod zuschicken und wenn der kommt, so kommt er unangemeldet. So ist's bei meinem Vater, Großvater und Urgroßvater gewesen, das machen die Schweden." Der Mann hat sich in seiner Ahnung nicht betrogen. Im Winter 1857 starb er eines schnellen, aber sanften und guten Todes. Sein Name und Stamm erlosch, denn er war Junggeselle geblieben. So rächten sich die Schweden bis in's vierte Glied.

Ich kann nicht von Achslach scheiden, ohne wenigstens einige Züge aus dem erfreulichen Bilde treuer, reiner Volksgesittung vorzuführen, wie sie sich in diesem Thale noch am wahrsten und in der ursprünglichsten Gestalt kundgibt. O es ruht noch viel des Guten und Hoffnung gebenden, besonders in jenem Theile des Volkes, den man das „gemeine" nennt, und es liegt für den Freund der Menschheit ein ganz eigenthümlicher Reiz in der Betrachtung der mannigfaltigen Sitten und Gebräuche, Ueberlieferungen und Freuden solcher unverfälschten Menschen, die im steten Verkehr mit der schönen Natur die edle, durch keine Schminke und keinen täuschenden Firniß entstellte Wahrheit der Menschennatur bewahrt und im immerwäh-

renden Anblick der großen Werke Gottes ein offenes Herz für Religion in Gesinnung und That sich gerettet haben. Dieser Theil der Nation mit seiner gesunden Kraft, mit seinem lange noch nicht erschöpften Fond biederer Sitte, mit seiner unbefangenen Religosität und seinem ächt conservativen Festhalten am Bestehenden ist zumeist noch der Träger unserer Hoffnungen für die Zukunft, die feste Reserve für die Erhaltung und Kräftigung der Gesellschaft. Wohl ist auch der Kern des Volkes an vielen Orten schon angefressen von dem zerstörenden Gifte des Neuerungsgeistes und der Modesucht, welche überall bei dem Schnitt der Kleider das Werk der Umgestaltung beginnt und dann zu Sitten und Grundsätzen übergeht, die ewig fest stehen sollten; — doch hat dieser Einfluß des Zeitgeistes gerade hier im Walde und zumeist in Achslach verhältnißmäßig erst geringere Fortschritte gemacht, da die festen Umhegungen der Berge seinem Eindringen länger widerstanden. Möchte nur, was von rechter Vätersitte noch übrig ist, als ein kostbares Erbtheil auch wieder allseitig mehr Beachtung finden und der zerstörende Einfluß neologischer Träumereien und Grundsätze überall möglichst ferngehalten werden, damit man nicht über kurz oder lang nur mehr in den todten Depositorien der Bücher verzeichnet finde, wie es unsere Alten hielten.

Mein gelehrter Freund, Herr Joseph Lukas, wird uns zum Schlusse dieses Büchleins noch einige anmuthige Detailzeichnungen von Sitten und Gebräuchen der Wäldler schenken, weßhalb ich mich hier auf allgemeinere Züge beschränken darf. Wie alle Wäldler sind auch die Achslacher treue Söhne ihrer Kirche und diese fromme Anhänglichkeit gibt ihrem ganzen Leben eine besondere Weihe. Während in ihren Häusern eine ärmliche Einfachheit sie gar nicht anficht, ist ihnen für die würdige Ausschmückung ihrer

Kirche kein Opfer zu schwer. In Zeit von drei Jahren hat diese arme Pfarrgemeinde über tausend Gulden für ihre Kirche zusammengesteuert, und dieselbe trotz ihrer entsetzlich abgeschmackten Bauart durch Reinlichkeit und gut angewendete Zier zu einer der ansprechendsten Landkirchen gemacht. Nirgends findet man auf dem Lande eine so erhebende Feier der kirchlichen Festzeiten wie hier, wo die ganze Gemeinde einträchtig darauf hinwirkt; nirgends ist die Kirche mehr so sichtbar der Mittelpunkt der Pfarrei, nirgends steht der Priester in höherer Achtung. Ist dies nicht werth, daß man davon rede? Wenn man von der bayerischen Nation überall rühmen hört, daß sie ihrem Fürsten und Vaterlande innigst ergeben, daß sie einfach, aufrichtig, bieder, tapfer, verständig, gutmüthig, worthaltend, daß sie stolz auf sich selbst und eines der wohlerhaltensten deutschen Völker sei, so ist sie dies ja allein durch ihre Geistlichen geworden und geblieben, denn durch diese allein ist sie seit einem Jahrtausend gebildet worden. Nirgends sieht man ferner so häufig wie hier an allen Straßen die Feldkreuze. Ist nicht auch dieß werth, daß man davon rede? Diese Kruzifixe am Wege sind ein religiöses Bedürfniß für das Volk oder mit anderen Worten für die Christen. Auch der Geist des besseren Menschen wird fort und fort erdwärts niedergezogen, er leidet unaufhörlich an Vergeßlichkeit für Gott und das Göttliche; darum ist es von hohem Werth, wenn selbst die Sinnenwelt ihn erinnert, sein Denken nach Innen und nach Oben zu richten. Ein besseres Zeichen aber gibt es nicht, als das Kreuz; es erinnert den Christen auf die unmittelbarste und nachdrücklichste Weise an die Grundwahrheiten und Grundforderungen seiner Religion. Und der Allwissende weiß ohne Zweifel von unendlich vielen frommen Gedanken und guten Entschließungen, welche die stille und tiefe Pre-

digt der Kreuze an den Landstraßen schon bewirkt hat. Mit Recht nennt darum Alban Stolz diese Kruzifixe an den Wegen abbreviirte Laienevangelien. Hier im Walde steht die Zeit noch in verfluchtem Andenken, da auf höheren Befehl allenthalben die Kreuze ausgerissen und die Feldkapellen zerstört wurden. Darein setzte man vor einigen Jahrzehenten die Reinigung, Erfrischung und Aufklärung des Christenthums, daß man „das Zeichen des Menschensohnes" von dem Erdboden zu vertilgen unternahm.

Ich habe die Sittenschilderung dieser Bevölkerung mit einer Andeutung ihres lebendig frommen Glaubens begonnen. Ist dies in der Ordnung? Ich glaube es. Wenn man denken würde, daß man gute Sitten ohne Religion erhalten könne, so würde man einen kolossalen Unsinn denken; denn Sitten ohne Religion arten auch immer in ein fades Heidenthum aus und erzeugen stets alle Arten offener und heimlicher Gräuel. Gerade darum also, weil die Leute hier vor Allem gute Christen sind, sind sie auch brave Menschen, gute Staatsbürger und treue Unterthanen und gilt von ihnen die Schilderung eines wackeren deutschen Dichters:

Gerade Tugend, nicht gemein,
Und Friede in den Hütten,
Und bei dem Volke Fröhlichsein
Und alte deutsche Sitten.

Die Männer sind hier, jung und alt
Gut, vaterländisch, tüchtig,
Und bieder, treu und kühn und kalt,
Die Weiber keusch und züchtig.

Es ist vielleicht keine Gegend im Walde, wo die Leute in Wohnung, Tracht und Lebensart noch so treu an die Sitte der Väter sich hielten, wie hier in dem freundlichen

Thale von Achslach. Es hat einen eigenen Reiz, diese einfachen, meist hölzernen Häuser im Innern zu besichtigen, wo die Mode mit ihren Grillen, der Prunk ohne innerlichen Gehalt noch keine Herrschaft übt. Die feurigen Lobreden alterthümlichen Hausrathes und angeerbter Nüchternheit, die wir bei Horaz und Juvenal nie ohne innere Bewegung lesen, finden wir hier treu befolgt, und was an gewandter Lebensart fehlt, ersetzt ein reicher Fond von Gemüthlichkeit, Wahrheit und religiöser Gesinnung. Die bäuerliche Sitte ist treuherzig, anspruchslos und weit geschmeidiger, als man es in solcher Bergeinsamkeit erwarten sollte; Sparsamkeit, Maßhaltung und vergnügte Zufriedenheit bei knappem Haushalt ist allgemein, nachbarliches Wohlwollen in wechselseitiger Aushilfe eine gewöhnliche Erscheinung. Nirgends gibt es weniger wilde Ehen und uneheliche Kinder, als hier, nirgends werden sie vom Volke mit schwererer Mackel belegt, und dieß zeugt wieder von dem gesunden Gefühl dieser einfachen Thalleute. Die Ehre ist ein überaus starkes Mittel, um dem Laster zu steuern und die Tugend zu erhalten, und wo die Ehre ihren Werth verliert, müssen die Strafen nothwendig grausam werden.

Es gibt hier wenige große Dörfer, dagegen viele vollkommen abgerundete Einödhöfe und dieser Umstand trägt viel dazu bei, die alte Sitte in großer Abgeschlossenheit zu bewahren. Auch die Familienhaftigkeit wird dadurch trefflich gefördert; es gibt nirgends mehr glückliche, weniger unfriedliche Ehen. Welchen Einfluß dieß auf die Erziehung der Kinder übe, ist einleuchtend. Nichts ist erquickender, als wenn man unter diese Bauernkinder tritt, wenn sie vor dem Schulhause zwischen der vor- und nachmittägigen Lernzeit die Mittagsruhe im warmen Sonnenstrahle genießen, fröhlich und hochmunter gelaunt,

obgleich nur Brod und Wasser ihre Tafel im Freien gedeckt hat. Die Schönheit und Kraft dieser Jugend voll Leben und Gesundheit, unbefleckt und zart wie aus den heimlichen Stellen eines Gewächshauses wirkt ungemein wohlthuend auf den durch lange Zeit solchen Anblickes Entwöhnten. Kein böser Lufthauch hat diese untadelige Blumenfülle noch versehrt, darum kommen sie so unbefangen her und umringen Einen voll Neugierde mit den offensten Augen von der Welt und ihre Antworten sind so verständig und kindlich naiv und man sieht, daß ihr Inneres im schönsten Einklang mit der gesunden Außenseite steht. Größeren Beweis für die Gesundheit und gute Sitte einer Bevölkerung gibt es nicht, als diese Blume schöner Kindheit mit dem unbenaschten Kelche.

Weil ich eben auf die Kinder zu reden komme, so kommen mir natürlich meine eigenen Kinderjahre und Kinderfreuden in den Sinn. Gerade die hervorragendste und lieblichste dieser Kinderfreuden hat Mißverstand seitdem abgeschafft und ich kann mir deßhalb die Freude nicht versagen, sie hier in Kürze noch zu schildern. Das schönste Fest im ganzen kirchlichen Festkreise ist das Frohnleichnamsfest, der Kranzltag — wer zweifelt daran? Da war es auch bei uns Knaben schon den Abend zuvor ein wunderbar frohes Leben, ein Regen und Bewegen, auf der Wiese und in den Feldern und im Garten die schönsten Blumen zusammen zu suchen und Kränze zu binden, für den Kranzlbaum. Ihr müßt nämlich wissen daß fast jeder Hofbauer einen der längsten jungen Fichtenbäume um Pfingsten aus seinem Holze herausholt und abrindet; am Vorabend des Kranzltages wird derselbe mit Kränzen und Blumengewinden geschmückt und im Hofraum aufgestellt. Am Festtage selbst war bei uns Buben dann

nach dem Morgengebete das erste, daß die Mutter uns das Dodenhemd bringen mußte. Wenn nämlich ein Kind geboren ist, bringt die Dod (Pathin) für dasselbe unter den Dodengeschenken auch ein Hemd von der schönsten Leinwand, so groß, daß dasselbe dem kleinen Pathen nach zwanzig Jahren passen wird. Dieses Dodenhemd nun wurde von uns über die ganze übrige Festtagsgalla angezogen und mit einem breiten rothseidenen Bande um die Mitte zusammengegürtet; ein gleiches Band wurde um den linken Arm geschlungen, wobei langflatternde Maschen die Hauptsache waren. Ein Kranz von künstlichen Blumen auf dem Haupte vervollständigte die Ausrüstung des Prangenden. So eilten die Knaben zur Kirche und so machten sie die Prozession mit, ein Abbild der großen Prozession des Lammes im Himmel, welche ja auch von den reinen Seelen „in weißen Kleidern" begleitet wird. War dieser Brauch nicht schön und voll tiefen, heiligen Sinnes?

So ist's bei den Achslachern. Ein tiefchristliches, streng sittliches, genügsames, biederes und dabei frumm frohes Völklein, das sind sie. Man kann sie nicht treffender schildern, als mit den Worten eines edlen deutschen Dichters:

Da lebt der Herr noch in dem Volke
Und ist sein Licht und seine Wolke,
Da spricht man noch von Gottes Segen,
Da steht das Kreuz auf allen Wegen
Und ruht daran der Wandrer aus,
So heimisch, wie im eignen Haus;
Da fühlt er sich in Gottes Hut
Und schöpfet Trost und Kraft und Muth
Am späten Abend, früh am Morgen,
In allem Kummer, allen Sorgen.

Da wird kein neues Haus gebaut,
Es wird dem Schutz des Herrn vertraut;
Kein Acker wird, kein Feld bestellt,
Kein Baum gepflanzt, das Kreuz gesellt
Zugleich dazu auch seinen Segen.
Des Kreuzes heil'ges Zeichen galt
Für Arm und Reich, für Jung und Alt
Von je als Weihe aller Kräfte
Und aller Arbeit und Geschäfte.

Wo es aber in der Art bestellt ist, da wäre es schön, selbst wenn die Erde keine Früchte hervorsproßte und vom Himmel die Sonne nie milden Schein verliehe. Hier aber hat Gott für gute Menschen auch einen pardiesischen Wohnort geschaffen und darum pflichte ich dem braven Claudius bei und sage:

Schön ist die Welt, schön ist die Flur,
Und unser Wald vor Allen
Ist schön, ein Liebling der Natur,
Voll Freud' und Nachtigallen.

Und wer es widersprechen will,
Der komm' und hör' und sehe,
Und seh' und hör' und schweige still
Und schäme sich und gehe.

Und nun Adieu, meine lieben, freundlichen und — wenn ihr bis hieher gelesen habt — äußerst geduldigen Leser. Ich trete hier ab und überlasse euch einen anderen Mentor, der euch besser unterhalten wird. Mein lieber gelehrter Freund, Herr Joseph Lukas, wird euch nach Ruhmannsfelden und Gotteszell führen und, verlaßt euch darauf, die schönsten Geschichten aus alter und neuer Zeit erzählen.

§. 2.
Ruhmannsfelden.

Es öffnet sich schwarz ein finsteres Thor,
Du glaubst dich im Reiche der Schatten,
Da thut sich ein lachend Gelände hervor,
Wo der Herbst und der Frühling sich gatten;
Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual,
Möcht ich fliehen in dieses glückselige Thal.

Schiller.

Von Achslach läuft eine Vicinalstraße mit der Teißnach nach Osten. Nach einer Viertelstunde breitet sich ein schöner Tannenwald über den Weg: träumerisch nicken die Wipfel dieser hundertjährigen Riesen durcheinander, schaarenweise streifen die Raben hindurch und in das unheimliche Dunkel rauscht der stürmische Waldbach, der fernab seinen jungen Muth an den Rädern einer Mühle entflammt. Bald lüftet sich der schwarze Schleier und es lacht dem überraschten Wanderer eine liebliche Gebirgslandschaft entgegen. Was ist das für ein Ort, der dort aus dem Obstbaumwäldchen glänzt, wie eine Perle, eingeflochten ins Haar? Es ist der Markt Ruhmannsfelden. Reizend auf einen sanften Bühel hingelehnt ruht er gleich einer Jungfrau, die still im Sonntagsstaat sich freut. Ihr zu Häupten steht in hehrer Größe der König des Waldes, der Arber; zu ihren Füßen wacht der Hirschenstein, vom Osten grüßt der Rachel herab. „Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual möchte ich fliehen in dieses glückselige Thal.“ — Hier stand in alten Zeiten eine starke Ritterburg und es müssen gar gewaltige Herren darauf gehaust haben, denn sie waren turnierfähig. Ein Arnold von Ruhmannsfelden



stach auf dem 10. Turnier mit, welches 1165 zu Zürich von Welpho, Herzogen in Bayern, abgehalten worden ist. Von da ab schweigen die Urkunden wieder, und wahrscheinlich ist bald darauf das Wappen der Ruhmannsfeldener mit dem letzten Sprossen des Geschlechtes zerbrochen in die Gruft gesunken, da hundert Jahre später die Herren von Pfelling im Besitze der Burg erscheinen, nach deren Aussterben sie um das Jahr 1290 an die Herzoge von Bayern übergeht. Von den Herzogen Otto, Ludwig und Stefan gelangt sie 1295 durch Kauf an das Kloster Aldersbach, nachdem schon ein paar Jahre zuvor durch Heinerich von Niederbayern ein Theil der Vorwerke abgetragen und zur Erweiterung des Klosters Gotteszell benützt worden war. Von da an sank die Burg der Zeit an Herz. Jetzt zeichnen nur noch spärliche Ueberreste alter Kellergewölbe und von lustigem Grün überzogene

Schutthügel die Stelle des alten Edelsitzes, und wo einst Ritter und Roß sich getummelt, treibt muthwillig das Eichhörnchen sein Spiel. —

Die oft gemachte Bemerkung, daß die Alten ein wundersam feines Gefühl in der Wahl ihrer Bauplätze geleitet habe, bestätigt sich in überraschender Weise auch hier. Obschon nämlich der Schloßberg nur die Höhe eines mäßigen Hügels erreicht, gewährt er doch eine Fernsicht, wie keine zweite im ganzen Thale zu finden ist. Der Hirschenstein, der Arber, der Rachel ꝛc. präsentiren sich in ihren großartigsten Ansichten; die Burg Weißenstein, diese Krone des Pfahles, leuchtet am östlichen Horizont auf; von Norden droht die Veste Neunußberg herüber; im Westen träumt das alte Schloß Linden und im Süden winkt freundlich das Kloster Gotteszell. Ein immergrüner Fichtenwald umgürtet die Lenden des Bühels, an dessen steil abstürzendem Rücken die Teißnach brausend vorüberschäumt; der Fuß des Berges aber ruht auf fettem Wiesgrund und ringsum liegen Felsen zertrümmert, als hätten Riesen ihr furchtbares Spiel hier getrieben. Die Riesen zwar haben nun ausgespielt; die Zwerge aber spielen noch fort. Viel weiß das Volk zu erzählen von den Kniffen, durch welche sich diese schelmische Sippschaft bisher den hier verborgenen Schatz gegen glückliche Finder zu bewahren verstand. Einmal durchfurchte der Knecht eines Bürgers von Ruhmannsfelden den zum Acker gewordenen Garten des Schlosses. Plötzlich prallte der Pflug an einen harten, schweren Körper, der dadurch etwas gehoben wurde. Bei näherer Untersuchung überzeugte sich der glückliche Bursche, daß eine schwere, eiserne Küste das Hemmniß gewesen, und was konnte diese anderes enthalten als eitel Gold? Sogleich machte er sich daran, den Schatz näher an das Tageslicht zu ziehen. Nun aber

umkreischte ein Zug rabenähnlicher Vögel die bestürzt schnaubenden Pferde. Energisch trieb sie der kräftige Fuhrmann zur Ruhe. Schon war der Deckel gesprengt, das rothe Gold lachte ihm entgegen — da hörte er hoch vom Berge den wohlbekannten Pfiff seines Herrn, der drohend seinen Stock dem Säumigen zeigte. Nichts konnte diesen von seinem Glücke trennen. Da merkte er zu seinem Verdrusse, daß der erzürnte Herr ihm raschen Schrittes nahe. Nun war es klar, daß er fortackern mußte, denn wenn sein Herr den Fund entdeckte, so nahm er denselben für sich in Anspruch und er ging dann leer aus. Der Knecht pflügte also einstweilen, als ob nichts geschehen wäre, weiter, in der Hoffnung, daß sein Herr sich bald wieder entfernen würde. Kaum aber hatten sich die Pferde zwei Schritte fortbewegt, sank der Schatz hinter ihm unter schauerlichem Getöse in die Tiefe, aus der ein höhnisches Lachen drang; es war das Hohngelächter der Zwerge. Der drohende Herr aber war verschwunden. Der arme Knecht hatte vergessen, irgend etwas Geweihtes, einen Rosenkranz, eine Brosame u. dgl. bei der Küste zurückzulassen, dann wäre der Schatz gebannt gewesen. Nun ruht er aber wieder in dem unterirdischen Gange, welcher das Schloß in Ruhmannsfelden mit dem fernen Linden verbindet. Dort leben die Zwerge ein lustiges Leben zwischen ungezählten Fässern uralten Weines, die da aufgespeichert liegen. Wohl sind die Reife vor Alter gesprungen, aber der kostbare Wein hält sich selbst. Am Schalttage geborne Kinder sind vor den Angriffen dieser Kobolde nicht sicher, schon manches wohnt bei ihnen ihm unterirdischen Gange. Die „Landshuter Zeitung" brachte 1854 ein auf diesen Glauben sich beziehendes Gedicht, welches sich an die Mündung des Schlufes bei Linden knüpft und so lautet:

Siehst du dort die altersgrauen
Zinnen zu uns niederschauen,
Eingehüllt in dunklen Flor?
Siehst du aus den stolzen Hallen
Jene Frau herniederwallen
Durch das thurmgekrönte Thor?

„Wohl bemerk' ich in der Ferne
„Bei dem fahlen Licht der Sterne
„Die zerfall'nen Trümmer stehn;
„Wo der Pfad sich niederneiget,
„Da erblick' ich tief gebeuget
„Eine schwarze Dame gehn."

Siehst du sie dort in den Linden
Nicht das schöne Kindlein finden,
Das sie an ihr Herze drückt?
Siehst du sie nun wieder eilen
Bis sie in den hohen Säulen
Sich dem kecken Blick entrückt?

„Allerdings seh' ich die Linden
„Um die Ritterburg sich winden,
„Deren Rest in Trümmer bricht.
„Auch die Burgfrau seh' ich gehen
„Dorten auf des Walles Höhen,
„Doch das Kindlein seh' ich nicht."

Um die Burg zu Ruhmannsfelden herum hatte sich schon frühe eine kleine Ortschaft angesiedelt. Diese verkauften i. J. 1295 die Herzoge Otto, Ludwig und Stefan, „um die Last ihrer Schulden zu erleichtern," nach sorgfältiger Berathung mit ihren Edlen und Freiherren, mit allen Wäldern, Fischwassern, Wassern, Wegen und Stegen, Gilten, Viehweiden, Mühlen und aller Jurisdiction, die

3 Fälle der **lex Cornelia** ausgenommen, um 400 Pfund Regensburger Münz an das Kloster Aldersbach. Unter dem Krummstabe war auch in Ruhmannsfelden gut leben und der Ort blühte rasch empor, ungeachtet gerade in dieser Periode der „schwarze Tod" auch in Ruhmannsfelden schrecklich wüthete und die Flagellanten auch hier ihr Unwesen trieben. Noch jetzt nach 500 Jahren erzählen die Leute von den schrecklichen Verwüstungen, welche diese Seuche anrichtete und von der unglaublichen Verrücktheit der Flagellanten. So viele Opfer forderte die Pest in Ruhmannsfelden, daß zwei neue Begräbnißplätze gewählt werden mußlen: „das Grab" und das „Siechet", die ihre Namen und ihren unheimlichen Charakter bis auf den heutigen Tag vererbt haben. Trotz dem war der Ort bald wieder im Aufschwunge begriffen, für Aldersbach jedoch brachte er wenig Nutzen, theils aus dem angeführten Grunde, theils auch weil die feindlichen Böhmen durch immerwährende Einfälle vielen Schaden anrichteten. Die Böhmen waren überhaupt das ganze Mittelalter hindurch mit den bayerischen Waldbewohnern in einem fortwährenden Grenzkriege begriffen, noch im vorigen Jahrhundert entstanden bei Gelegenheit der Kirchweih auf dem Arber regelmäßig Schlägereien zwischen den beiden Nationen, und wer da Sieger blieb, warf den Gegner in den See. „Böhmak" gilt heute noch als häßliches Schimpfwort. — J. J. 1445 wurden zwischen Aldersbach und Gotteszell Unterhandlungen eingeleitet, durch welche ersteres die „villa" Ruhmannsfelden gegen näher gelegene Güter an Gotteszell vertauschen wollte. Der Generalabt Johannes von Morimond delegirte die Aebte von Ebrach und Heilbron den Tausch zu begutachten. Die Unterhandlungen spannen sich bis gegen 1503 herab, in welchem Jahre Albrecht der Weise den Tausch

bestätigte. Gotteszell gab mehrere Güter, welche auf dem Gebiete Herzog Georg des Reichen lagen und erhielt dafür den „Markt“ Ruhmannsfelden mit allen seinen Attinentien und der vollen Jurisdiction. Die Bürger wurden des Gehorsams gegen Aldersbach entbunden und gelobten dem Herrn Abt von Gotteszell Gehorsam. Aldersbach behielt sich nur den Pfarrhof und die pfarrlichen Rechte in Ruhmannsfelden zu eigen, wohin von der incorporirten Pfarrei Geierstal ein Expositus geschickt wurde. In der letzten Zeit der Regierung Aldersbachs also hatte sich Ruhmannsfelden zum Markte emporgeschwungen, so milde hatten die Söhne dieses altehrwürdigen Mutterstiftes gewaltet. Unter Gotteszell ging die Sache nicht mehr so gut. Wahrscheinlich war es diesem ärmeren Convente nicht möglich, so reiche Begünstigungen zu gewähren, wie Aldersbach es vermocht hatte, und darum waren die verwöhnten Bürger mit dem neuen Regiment weniger zufrieden. Schon 1511 bekennen die Herzoge Wolfgang und Wilhelm, daß sich lange Zeit Spannung und Trennung gehalten zwischen dem Ehrwürdigen in Gott, Herrn Abt Michaeln zu Gotteszell einerseits und dem Rathe des Marktes Ruhmannsfelden anderstheils. Die Bürger wollten ein eigenes Siegel führen; die Steuern vermindert wissen; nimmer scharrwerchen, den Bluembesuch (die Weide) auf der Gemeindewiese frei haben, das Haus, das der Prälat im Markte besaß, nicht nur nicht mehr unterhalten, sondern sogar besteuern. Der Prozeß wurde mit großer Hartnäckigkeit geführt: der Convent des Klosters rüstete dazu seinen Abt mit unbedingten Vollmachten aus; die von Ruhmannsfelden thaten dasselbe mit dreien aus ihrer Mitte. Die Herzoge entschieden: das angemaßte Siegel sei zu vertilgen und dafür das Klostersiegel zu gebrauchen; zu Steuerexecutoren müsse der Abt 4 Bürger

des Marktes (Rathsgeschworne) ernennen; vom Scharrwerchen sollte der Markt frei sein; der Bluembesuch wurde für die Zeit vor Georgi und nach Michaeli gestattet; das Prälatenhaus blieb nach altem Herkommen von jeder Last frei und mußte aus der Marktskasse unterhalten werden. Die erbitterten Bürger aber gaben sich mit diesem Bescheide nichts weniger als zufrieden, sondern führten ihr Siegel fort; wählten eigenmächtig zu den vieren noch zehn hinzu und gerirten sich beinahe selbstständig; es kam soweit, daß Herzog Ludwig 1516 mit Execution drohte. Eine Zeit lang hielten sie nun Ruhe; anno 1519 aber erregten sie einen Aufstand, beschädigten die Güter des Prälaten, wählten sich einen unabhängigen Rath und brachten die Landsteuer ein. Der Abt wollte die Rädelsführer einziehen lassen, die Bürger widersetzten sich. Nun ließ der Herzog das Gericht in Viechtach einschreiten. Der Markt mußte dem Kloster 50 fl. Entschädigung zahlen, die Bürger durften ferner auf keinem Landtage mehr erscheinen und mußten geloben, den Klosterrichter bei eventuellen Unruhen zu unterstützen, statt sich ihm zu widersetzen, widrigenfalls sie eine Pön von 100 Pfund Pfennigen und Leibstrafe zu gewärtigen hätten. Wer die Geschichte des Bauernkrieges kennt, wird diese Zustände erklärlich finden. Zündstoff war auch in Bayern genug aufgehäuft; wer weiß, wozu es gekommen wäre, wenn unser Regentenhaus nicht Wittelsbach geheißen hätte. Anno 1522 loderte der Markt in hellen Flammen auf. Die Urkunden schweigen zwar darüber, aber es ist wahrscheinlich, daß der Brand bei einem neuen Rumor entstanden sei. Durch dieses Unglück war die Kraft der Bürgerschaft auf lange Zeit geschwächt; erst um 1540 fing die Revolution aufs Neue zu spucken an: die Leibesstrafen mußten verschärft werden; indessen

wurde den Bürgern auch gestattet, von den vier Rathsgeschwornen zwei selbst zu erwählen. Darauf kamen wieder friedlichere, bessere Jahre: der Markt wurde mit festen Thurmwerken versehen und 1566 ein ganz neues Viertel, das sogenannte „kalte Eck", aus zwölf Häusern bestehend, angelegt. Daß nicht etwa die Härte der Mönche Schuld an den bisherigen Aufständen war, mag auch daraus erhellen, daß von dieser neuerbauten Straße der Markt 24 Pfennige, der Prälat aber nur einen Pfennig per Haus als Steuer nahm. Kaum war der frühere Wohlstand wieder hergestellt, so gingen die Unruhen wieder an. Gewöhnlich kamen bei den gemeinen Tänzen Unordnungen vor; schritt dann der Klosterrichter ein, so nahmen die Bürger Parthei gegen ihn, und er mußte verhöhnt abziehen. Da befahl der Abt i. J. 1566, daß die gewöhnlichen Tanzmusiken alle auf dem Tuchhause*) abzuhalten seien. Dieses war ein hohes, geräumiges Gebäude, das dem Markte gehörte, zu öffentlichen Versammlungen, Hochzeiten 2c. benützt wurde und von allen Seiten frei stand. Erhob sich nun wieder ein Rumor, so ließ der Klosterrichter das Haus umringen und wurde so eher Meister. Mit Mühe fügten sich die Bürger; bald aber brach ihr Unmuth wieder los und es kam noch mehrmals zu Widerspenstigkeiten, vorzüglich wenn sie in Kriegszeiten Wache halten oder irgend einmal Steuern zahlen sollten. Endlich erbat sich das Kloster den Ritter Jakob von Degenberg auf Weißenstein zum Vogt über den unruhigen Ort. Dieser Edelmann verleidete mit seinen Mannen den Störigen das Revoltiren ein für allemal: von dieser Zeit an fanden keine Zu-

*) Ob von dergleichen Häusern nicht die Bezeichnung „liederliches Tuch" statt liederlicher Mensch herzuleiten sein möchte?

sammenrottungen mehr statt. Kaum aber war der Frieden im Innern hergestellt, so kam der Krieg von Außen. Von 1632 bis 1648 erlitt der Markt durch schwedische Armaden, Plünderung und Brand die für die damalige Zeit ungeheuere Summe von 50,000 fl. Nachdem die Schweden abgezogen waren, stritten sie sich lange mit den Viechtachern herum, mit denen sie betreffs zur Zeit der feindlichen Invasionen gemachter Schulden uneins geworden waren. Die Gehässigkeit nahm allmählig einen drohenden Charakter an, besonders weil die Viechtacher sich herausnahmen, jene von Ruhmannsfelden verächtlich „Hofmärkler" zu nennen. Da schritt die Regierung in Straubing ein und verbot 1673 den Viechtachern bei empfindlicher Strafe, ihre Nachbarn ferners zu reizen. Um das Jahr 1686 spukte in Ruhmannsfelden auch das Lutherthum und hatte hartnäckige Anhänger dort. Gegen Ausgang des 17. Jahrhunderts hatten die Bürger endlich Vertrauen zu ihrem geistlichen Oberherrn gewonnen. Der Abt half dem Glücke des Marktes nach Kräften auf, dieser erwiederte ihm treue Anhänglichkeit. So lief das ganze 18. Jahrhundert ruhig vorüber, nur Trenk und seine Panduren stehen auch aus dieser Zeit im verfluchten Andenken. Vorzüglich schwangen sich die Gewerke empor, so daß sich die Viechtachter und Deggendorfer vielfach beeinträchtiget fühlten. Es scheint aus den Urkunden hervorzugehen, daß Ruhmannsfelden zu Klosters Zeiten viel gewerbiger war, als selbst heute. Sogar ein weißes Bräuhaus hatte es damals, das sein Bier weithin versendete. Die französischen Kriege brachen herein und auch Ruhmannsfelden begann die Feinheit der gallischen Freunde zu fühlen. Am 15. August 1806 feierte die französische Besatzung ein großartiges Fest zu Ehren Napoleons. Alle Häuser und auch die Kirche mußten

beleuchtet werden; mitten auf dem Marktplatze stand ein kolossales Transparent; der bayerische Löwe schmückte das Consol des gewaltigen Corsen. Mit Unmuth duldeten die Bürger diese Demüthigung. Als aber die Musikbande die französische Nationalhymne spielte und die Bürgerschaft nahe daran war, ein auf den Dränger ausgebrachtes Hoch erwiedern zu müssen: da flog ein Stein mitten durch die papierene Großthuerei, die alsbald in Rauch aufging Der Name des muthigen Patrioten, der den Wurf geschleudert, ward Niemanden bekannt.

Im Jahre 1803 war auch Gotteszell der Säcularisation erlegen. Dieses Kloster hatte seit 1659 auch die pfarrlichen Rechte und den Pfarrhof in Ruhmannsfelden von Aldersbach an sich gebracht und ein Schulhaus daneben gebaut. Die humane Aufhebungscommission confiscirte auch diese Güter des Klosters und verkaufte sie. Da aber ein Markt doch nicht ohne Seelsorge und ohne Schule sein konnte, so wurde 1805 ein Pfarrer, ein Kaplan und ein Schullehrer angestellt und für diese alle ein schlechtes Haus gekauft, worin auch Schule gehalten werden mußte. Man war wie eingepfercht, und diese Wirthschaft steht beinahe noch in eben so gutem Andenken wie die Panduren. Die Kinder gingen lieber nach Gotteszell zum Einsiedler in die Schule. Die Verfassung des Marktes wurde einstweilen beim Alten belassen, an die Stelle des Klosterrichters trat ein Marktsoberer. Am 17. Juni 1819 jedoch wurde magistratische Verfassung eingeführt. Da verzehrte am 1. Juli 1820 eine Feuersbrunst die bessere Hälfte des Marktes, auch das alte Tuechhaus stürzte zusammen. Dieses Unglück traf die Bürgerschaft schwer; ein unterstützendes Kloster existirte nimmer und so blieb das Tuechhaus in Trümmern und an die Stelle der magistratischen Ver-

fassung trat am 10. October 1825 eine Marktsgemeinde unter dem Landgerichte Viechtach.

Den Markt schmückt gegenwärtig eine geräumige Kirche, welche dem heiligen Laurentius geweiht ist. Mitten im Markte auf einem Hügel sich erhebend, zeigt sie sich dem ersten Blicke als ein Kind der Neuzeit. Der Brand von 1820 hatte auch die Kirche zerstört; sie muß ein starker Bau von gothischer Grundanlage gewesen sein, wie aus einigen Spuren am Thurme, der nur ausgebessert wurde, hervorzugehen scheint. Acht Jahre blieb das Gotteshaus im Schutte liegen. Der gegenwärtige Bau ward 1828 aus den Ueberschüssen des Kirchenvermögens sämmtlicher Kirchen des Unterdonaukreises vom Baumeister Hofstetter „im neueren Style" aufgeführt. Es ist die Kirche in großartigen Dimensionen dreischiffig angelegt und macht ihrem Meister Ehre; denn in einer der Baukunst höchst ungünstigen Zeit entstanden, ist sie dennoch fest gebaut, solid gewölbt, einfach, würdig und geschmackvoll, den Hochaltar ziert ein werthvolles Gemälde von Jos. von Lens, eine Scene aus der heiligen Kindheit vorstellend. Es ist ein Geschenk Sr. Majestät König Ludwigs und befand sich ehedem in der Gemäldegallerie zu Augsburg. Die beiden Seitenaltarblätter scheinen einer Münchnerschule, vielleicht Schlottauer, zu entstammen. Ein neuer Kreuzweg, nach den Entwürfen von Führich auf Messinggewebe von einem Sohne des Marktes, Leopold Baumann, gemalt, befindet sich in den Seitenschiffen.

In Ruhmannsfelden erblickte auch im vorigen Jahrhunderte ein großer, heiliger Mann zum erstenmale das Licht der Welt. Sein Name wird zwar in den bayerischen Annalen vergebens gesucht; glänzt aber hell unter den Aposteln Amerikas. Wir haben einen Brief von ihm, einen einzigen zwar, der jedoch hinreicht, uns das groß-

artigste Bild eines frommen Missionärs zu zeichnen. Sailer (Briefe aus allen Jahrhunderten) nennt ihn die Krone seiner Sammlung; hier stehe er als eine Ehrensäule dem ehrwürdigen Manne, als ein Talismann seiner geliebten Heimath.

Philadelphia, den 19. Juni 1793.

Liebster Vater, Mutter, Schwestern! armer Bruder Bernard! wer immer von euch noch bei Leben, seid mir tausendmal gegrüßt!

Sehr oft habe ich an euch gedacht, meine Liebsten! wenn ich einsam durch die Tage langen, stillen Wälder Amerikas gewandert bin; wenn ich, wie eine Stimme des Rufenden in der Wüste, den in den Wäldern zerstreuten, nach dem Worte Gottes hungrigen Seelen das Evangelium predigte, dann dachte ich oft an mein liebes, waldiges Ruhmannsfelden, den Ort meiner ersten Jugend, wo meine besten Freunde an mich denken, für mich beten. Oft wünschte ich mich wieder zurück, euch Alle noch einmal in diesem Leben zu sehen; allein meine Wünsche waren nicht genug, mich über den weiten Ocean in eure Arme zurückzuführen. Noch mehr, meine Wünsche, Gott Lob! wollten niemals dem Willen Gottes entgegenstreben. — Es war aber der Wille unsers besten Vaters im Himmel, daß ich mein kurzes Erdenleben zum Besten der amerikanischen Katholiken aufopfern sollte. Und wie gut, unendlich gut ist Gott für seine Kinder! Er war schon zufrieden mit diesem geringen Opfer, mit meinem guten Willen, und will mich nun bald aus dieser mühsamen irdischen Wanderschaft zu sich in die ewige Ruhe hinüberbringen (so hoffe ich in Demuth des Herzens von seiner unendlichen Barmherzigkeit). Liebste Freunde! ich bin nun krank, und nach allem menschlichen Ansehen werden meiner Tage auf Erden nur mehr wenige sein — glaublich, bevor

ihr dieses leset, wird mein Leib schon im stillen Grabe ruhen; allein trösten wir uns Alle mit der herrlichen Aussicht in die Ewigkeit; dort, hoffe ich zu Gott, werden wir Alle einander wieder sehen und nimmer getrennt werden. Meine Krankheit habe ich mir in der letzten Mission durch die sandigen Wege von **Nova Caesarea** an einem heißen Sommertage zugezogen. Schmerzen an der Brust, kurzer Athem, ein trockener Husten, nächtliche auszehrende Schweiße — dieses sind die Wirkungen der Krankheit, wie sie immer dieselbe nennen wollen. Das Beste ist: ich sterbe gerne — der Tod war mir niemals fürchterlich; er ist der süßeste Trost eines leidenden Christen auf Erden: und wer hat nicht zu leiden auf Erden? Er ist der Anfang eines bessern Lebens in einer Welt, wo wir ewig leben werden — wenn wir uns nur bestreben, seinem freundlichen Besuche keine Hindernisse durch unsere Sünden in den Weg zu legen. Erwartet von mir keine lange Beschreibung von unserer Stadt, Land, Nation u. s. w., ihr wißt, in den Augen eines Sterbenden verschwindet die ganze Welt. Mein einziges Geschäft ist nun mit Geduld leiden und selig sterben. Ich hatte einst viele aufrichtige Freunde in dem ruhigen eremitischen Gotteszell — grüßet sie mir alle mit meinem letzten herzlichen Abschiedsgruße. — Ist der fromme, mir ewig verehrungswürdige, in heiliger Einsamkeit ergraute Prälat noch bei Leben, o so saget ihm, ich sei bis an das Ende meines Lebens für seine Freundschaft dankbar gewesen, saget ihm, er habe viel mehr Ursache, mir zu meinem Tode Glück zu wünschen, denn er selbst wisse aus eigener Erfahrung, wie drückend die Inful eines Prälaten, wie schwer der Stab eines geistlichen Hirten sei. Von dieser furchtbaren Last befreiet mich der freundliche Tod. — Dieses scheint euch geheimnißvoll, ich muß mich erklären. Wir haben nur einen Bischof in den

großen weiten Staaten von Amerika; sollte dieser sterben, so müßte wieder ein anderer von der Geistlichkeit erwählet, nach Europa reisen, um die Weihung zu erhalten, deßwegen erlaubte der Papst, einen Coadjutor-Bischof zu wählen, der unserm würdigen Bischof einst nachfolgen sollte. Man wählte im Anfang Mai, und wählte, liebste Eltern! euren armen Lorenz! — Ich sollte noch in diesem Leben ein Bischof sein! Nichts konnte mich mehr beunruhigen, als diese Nachricht. Allein Gott erhörte mein Gebet, er will mich Unwürdigen von dieser schweren Bürde befreien, um einem Würdigeren Platz zu machen. Während mein Name, Geburtsort ꝛc. nach Rom abgeht, um vom Papste die Gutheißung meiner Erwählung zu erlangen, werde ich die ganze Welt verlassen, um ewig auszuruhen von den Leiden meiner irdischen kurzen Pilgrimschaft. Sehet dieß ist eine andere Ursache, warum der Tod mir so süß, so erwünscht kommt. Ich würde die Last eines amerikanischen Bischofes gerne angenommen haben, aber ich würde immer Ursache gehabt haben, zu zittern vor der schweren Verantwortung und wegen meiner geringen Talente — ein schwaches Lichtlein, das vielleicht eine dunkle Zelle beleuchten kann, wenn es an dem Hochaltar eines großen, prächtigen Domes aufgestellt wird, was wird dann folgen! Es braucht keine weitere Erörterung. — Lebet nun ewig wohl ihr Alle! Freunde meines Herzens! Betet für mich, daß mich Gott stärken möge in meinem letzten Kampfe. — Ich bete immer für euch.

Euer

bis in den Tod getreuer, aufrichtig liebender

Lorenz.

Ueberschrift:

Herrn Lorenz Gräffel, kgl. Lederer

in dem Markte Ruhmannsfelden.

Der hochselige Bischof Sailer zählte diesen Mann zu seinen speciellen Freunden. Er hatte mit ihm in Ingolstadt studirt und las obigen Brief nie ohne Thränen der Freundschaft im Auge. Leuchtet das Bild eines heiligen Priesters daraus hervor, so ist noch ein anderer Zug darin unverkennbar, nämlich die unvertilgbare Anhänglichkeit an die waldige Heimath: die Heimathsliebe ist ein unveräußerliches Gut jedes echten Wäldlers.

Die herrliche Umgebung Ruhmannsfeldens ladet zu Ausflügen ein. Einer der schönsten führt zum „Osterbrünnl," einem Wallfahrtskirchlein, etwa tausend Schritte vom Markte entfernt. Es liegt in einer Thalschlucht so duftig, so einsam und still, wie die Königin der Jungfrauen nie ein jungfräulicheres Plätzchen irgendwo zum Wohnsitze sich erwählt haben mag; nur das Rauschen der munter vorbeieilenden Teißnach tönt lieblich in die Kirchenstille herauf. Das Kirchlein wird wohl die ins Thal herabgerückte ehemalige Schloßkapelle sein. Die Muttergottesstatue aus Lindenholz, der gothischen Periode entstammend, dürfte dieß andeuten. Das Glöcklein entstammt dem ehemaligen Rathhause des Marktes. Eine unzählbare Menge von Votiftäfelchen bedeckt die Wände, eine wahre Wolke von Zeugnissen für die von Maria hier mütterlich treu in schweren Nöthen geleistete Hilfe, ewiger Ausdruck inniger Dankgefühle und stets bereiter Trost in den Mißgeschicken des Lebens. Hier sieht der Unglückliche greifbar vor Augen, wohin er um Hilfe sich zu wenden hat, und darum sind diese einfachen Gemälde, denen man meist nicht viel Schule anmerkt, für das Volk ein Buch voll lehrreichen Inhalts. Neben dem Kirchlein quillt die ewige, nie versiegende Quelle des „Osterbrünnels" vom gläubigen Volke als heilkräftig in hoher Achtung gehalten. Wenn die Wallfahrer im Kirchlein betend einige Zeit

ihrer Seelenlust gewidmet, treten sie zum Brünnlein heraus, trinken von seinem frischen Wasser, waschen sich damit und tragen es oft auch andächtig nach Hause voll Vertrauen in seine heilsamen Wirkungen, weil es ja aus heiligem, der mächtigen Himmelskönigin geweihtem Boden sprudelt. Vom Osterbrünnl aus wenden wir uns westwärts und erreichen in einer halben Stunde Gotteszell.

---

§. 3.

Gotteszell.

»Panem otiosa non comedit.«
Proverb. Salomon. 31, 27.

Von Ruhmannsfelden führt eine halbe Wegstunde über „die Hochstraße" nach Gotteszell. Rings von den Rücken der Berge schauen dunkelgrüne Buchenwälder nieder, und wäre auch unbekannt, daß die Buche der Lieblingsbaum der Cistercienser und insbesondere des hl. Bernhard gewesen, so ließen uns schon die Ueberreste ehemaliger Teiche vermuthen, daß da der Orden von Citeaux gewaltet. Und wirklich hier in diesen kühlen Bogengängen von Laubwerk ergingen sich die Männer im weißen Gewande und braunem Scapulier und pflegten in der Hitze des Sommers der Ruhe nach der Feldarbeit. Auffallend gut ist ringsum das Land cultivirt, obschon Gotteszell 1648′ über dem Wasserspiegel liegt. Es ist hier wie an vielen anderen Orten: Die schwielige Hand frommer Ordensbrüder hat die erste Furche gezogen, den ersten Obstbaum gepflanzt, — und heute sind die Mönche verschwunden, eine lustige Bevölkerung leert die Kanne bis zur Neige, ohne an das Gerstenkorn zu denken,

welches vor Jahrhunderten aus der Hand des Mönches in die Furche gefallen und von seinem Schweiße befruchtet worden ist. Besonders die Congregation von Citeaux hatte sich den Ackerbau zur Aufgabe gemacht. Wo war daher ein solcher Orden nothwendiger als gerade in den mittleren Gegenden des bayerischen Waldes, in dessen Thälern traurig ein spärliches Landvolk mit mageren Heerden sich angesiedelt hatte. Es berieth sich also einstmals der edle Ritter Heinrich von Pfelling mit seiner frommen Hausfrau Mechtildis, denen Gott kein Kindlein schenken mochte, dahin, die Söhne des heil. Bernard zu adoptiren und sie als Saamenkörner der Cultur in diese Wälder zu verpflanzen. Er besaß an der Stelle des heutigen Gotteszell einen Meierhof mit Namen Droßlach. Diesen schenkte er im Jahre 1285 mit allen Fischereien, Mühlen und was sonst dazu gehörte dem Kloster Aldersbach als freies Eigenthum, damit daselbst zu Ehren der heil. Großmutter Anna eine Zelle für vorläufig zwei Brüder des Cistercienserordens eingerichtet würde. Der Schwager des Grafen, Bischof Heinrich der Rotenecker von Regensburg, bestätigte mittelst Urkunde vom Jahre 1287 diese Stiftung, gab dem Klösterlein den schönen Namen Gotteszelle, und da der Ort bisher zur Pfarre Geierstal gehört hatte, so eximirte er die Cella Dei von diesem Pfarrverbande. Heinrich von Niederbayern ließ das Schloß Ruhmannsfelden abtragen und die Steine zur Erweiterung des Klösterleins benützen; Heinrich von Pfelling besserte die Fundation durch einen Hof in Soll, in Pometsau, in Eichendorf und große Besitzungen in Pfelling 2c. auf; der Bischof gab den Zehend der Pfarrei Geierstal dazu. Als aber Heinrich von Pfelling starb, wollte Herzog Otto, der nachmals König in Ungarn wurde, seine Schankungen umstoßen, weil aus besonderen Verträgen hervorzugehen schien, daß

die übergebenen Güter dem Herzoge erbweise anheimfallen sollten, daher der Pfellinger nicht befugt gewesen wäre, etwas zum Präjudiz des Hauses Bayern zu vergeben. Die junge Pflanze drohte im Keime erstickt zu werden, doch gelang es, den Herzog umzustimmen, so daß er in einem von Landshut am Sonntage Lätare 1294 gegebenen Gnadenbriefe selbst von seinen Anforderungen abstand, die Fundation bestätigte und beinebens das Kloster in seinen besonderen Schutz nahm. Jetzt gab Mechtildens Bruder, der Bischof auch noch den geistlichen Zehend von Ruhmannsfelden unter der Bedingung, daß binnen Jahresfrest in Gotteszell ein Convent mit 13 Religiosen errichtet werde (1297). Damit war nun der Bestand des Gotteshauses gesichert, obschon es immerhin vorerst noch ein von Aldersbach abhängiges Priorat war, daher alle die genannten Schankungen eigentlich an den Abt von Aldersbach gemacht wurden.

Mit der den geistlichen Corporationen von jeher eigenthümlichen Lebenskraft blühte nun das Stift auf und die Zahl der Mönche stieg auf zwanzig. Da erschien es dem Generalkapitel von Citeaux an der Zeit, Gotteszell zu einer Abtei zu erheben, was auch 1320 geschah; indem Berchtold, ein Mönch aus Aldersbach, zum ersten Abt eingesetzt wurde. Von ihm heißt es in den Urkunden, daß er lobwürdig regiert habe, und die Wahrheit dieses Zeugnisses beweist das Monument, das er sich gesetzt, nämlich die schöne Klosterkirche, welche unter ihm erbaut wurde, und noch heute in ihren Hauptmauern erhalten ist. Nach einer Majuskelinschrift an der Westwand wurde sie 1338 in großartigen Dimensionen dreischiffig angelegt und nach gothischem Style rein und zierlich durchgeführt. Noch heute nach den vielen und harten Schlägen der Zeit macht sie einen erhabenen Eindruck. Auf Berchtold folgte als

Abt Heinrich (1344—1352 ?). Bisher hatte das Kloster viel zu leiden gehabt von den unruhigen Rittern und Herren, in deren Grafschaften seine Güter lagen, daher erwirkte sich Heinrich gleich nach seiner Wahl vom Kaiser Ludwig, dem Bayer, einen Freiheitsbrief folgenden Inhaltes: die Unterthanen des Klosters sollten frei sein von Jedermanns Steuerpflichtigkeit; Niemand sollte sie mit Heerwägen oder Einquartierungen belästigen; für ewige Zeiten solle das Kloster von allen Zöllen befreit sein, und insbesondere seinen Salzbedarf von Schärding und Burghausen zollfrei einführen dürfen; auch die mittlere Gerichtsbarkeit der Ottonischen Handveste wurde dem Kloster zugesichert. Ein Brand verzehrte den Brief, weßhalb der Kaiser ihn noch im selben Jahre erneuerte. Heinrich hatte auch viel zum Kloster gebracht, weßhalb es seinem Nachfolger Jehannes (1352—1365) möglich wurde, den Zehend vieler umliegender Ortschaften zu kaufen. 1362 wurde das Kloster durch furchtbare Regengüsse und Gewitterschäden heimgesucht; alle Elemente, sagt ein Alter, schienen sich zu seinem Untergange vereinigt zu haben. Abt Jakobus (1365—1383) stellte den Verlust wieder her und verbesserte überdies durch mehrere Zehende die Einkünfte des Klosters. Auch Abt Andreas (1383—1423) erweiterte den Zehend. Die Nußberger Albert und Nikolaus auf Kalenberg legirten dem Kloster Besitzungen in Wegmannsried, deßgleichen Peter der Degenberger. Ein Herr Heinerich Junker, Kirchherr zu Böbrach, vermachte dem Kloster verschiedene Besitzungen, dazu sein Haus in Straubing nächst der Judenschule. Unter Abt Georg (1423—1425) kamen Besitzungen zu Kötleinsried ans Kloster und unter Abt Conrad (1425 bis 1431) schenkte Hans der Freundorfer mehrere Ländereien. Johannes II. (1431—1459) sah die Besitzungen des Klosters noch um 2 Höfe erweitert.

So war das Stift nach und nach in den Besitz eines solchen Gütercomplexes gekommen, daß die Regel des heil. Bernhard ihre segensvolle Wirksamkeit frei entfalten konnte. Die Erfahrung bestätigt, daß in dem Maaße der sociale und sittliche Verfall wächst, als die Güterzerstückelung den Grundbesitz atomisirt. Das Mittelalter strebte von Haus aus nach Latifundien, die Cistercienser insbesonders, denn nur dem concentrirten Grundbesitz war es möglich, die länderschaffende agricole Mission von Citeaux zu erfüllen. Wie diese Mission auch in Gotteszell erfüllt wurde, zeigen die volkreichen Dörfer, welche heute überall dort blühen, wo wir das Kloster eine elende Hube in Besitz nehmen sehen, abgesehen von den Ortschaften, die wie **Paterstorf** und **Fraterstorf** schon durch ihren Namen ihren Ursprung verrathen. Abt Johannes sah sich durch seine und seiner Vorgänger weise Oekonomie in den Stand gesetzt, an die Erwerbung Ruhmannsfeldens zu denken; während sich aber die Unterhandlungen hinzogen, starb er. Unter seinem Nachfolger Stefanus (1459—1474) richteten die Hussiten gräuliche Verwüstungen an und eine Horde Taboriten steckte endlich den rothen Hahnen auf's Dach. Die Noth der Bedrängten benützend hatten auch umliegende Herren dem Kloster bedeutenden Schaden zugefügt, weßhalb sich Abt Seifried (1474—1482) nach Rom wendete. Sixtus IV. belegte in einer Bulle an den Abt von Windberg alle die mit dem Banne, welche dem Kloster das Entrissene nicht zurückgeben würden. Da sich aber das Stift demungeachtet nicht erholen konnte, legirte ihm ein Hanns Weber den umfangreichen Auhof, wodurch die äußeren Verhältnisse wieder etwas geordnet waren. Andreas II. (1482 bis 1500) ließ sich vom Herzog Georg die Freiheiten des Klosters auf's Neue bestätigen. Die Schirmvogtei über die Hofmark Pfelling, deren größter Theil durch Legation

des Fundators an Gotteszell gehörte, hatten die Degenberger. Sie vor allen scheinen unter den Bedrängern gewesen zu sein, gegen welche die Bulle des Papstes gerichtet war. Da sie aber fortfuhren, die Rechte des Klosters zu schmälern, so erbat sich der Convent den Schutz des Herzogs Albrecht, der ihn auch „aus angeborner Gütigkeit und fürstlicher Würdigkeit, die ihm Gott von Jugend auf verliehen", zusagte und dafür nur forderte: ein Schaaf Haber jährlich auf den Kasten zu Mitterfels, eine Henne und eine Pfennigsemmel auf St. Margarethentag und zu Weihnachten zwei Hennen.

Abt Michael I. (1500—1532) brachte den Markt Ruhmannsfelden ein. Dieser Abt gab auch 1507, da die Degenberger fortwährend auf ihr Recht Anspruch machten und Besserung versprachen, diesen die Schirmvogtei über Pfelling zurück, die Bedingungen blieben dieselben, nur mußte die Henne am St. Margarethentag gesotten sein. Den Wörth bei Pfelling, der dem Kloster früher abhanden gekommen, kaufte Michael 1524 wieder zurück.

Die bisherigen Aebte waren lauter Religiosen aus Aldersbach gewesen. Petrus (1532 —?) war der erste aus dem Convente Gotteszell. Er regierte gut und hob den Wohlstand des Klosters. Herzog Albrecht bestätigte ihm 1551 die früheren Privilegien und befreite das Kloster von allem Zoll für Wein, so viel es von Nöthen. Entweder war die Wahl dieses Abtes schon auf Grund eines Zerwürfnisses mit dem Mutterkloster Aldersbach erfolgt, oder es waren nachher Verwirrungen eingetreten, denn nach Peters Tod trat ein Interregnum ein und wurde Mathias Krigelmeier von Fürstenfeldbruck als Administrator über das Kloster gesetzt. 1573 begab er sich der Administration und es folgte ihm in derselben Mathias Stoßberger aus Aldersbach, welcher 1582 auch wieder Abt wurde.

Er erhielt vom Herzog Wilhelm das Fischrecht auf der ganzen Teißnach, sowie eine neue Confirmation aller Privilegien. Aber die inneren Zustände zu ordnen, scheint ihm nicht gelungen zu sein, deßhalb zog er sich 1590 nach Raitenhaslach zurück, wo er starb. Diese für das Kloster so traurige Zeit wurde noch trauriger durch die Raubzüge, welche die Lutheraner von Cham aus unternahmen, um das Kloster und andere finstere katholische Orte aufzuhellen.

Achatius, ein Mönch aus Fürstenfeldbruck, wurde zum Administrator bestellt. Er war eine kräftige Natur und richtete in kurzer Zeit das Kloster wieder so auf, daß er nicht nur 1598 zum Abte erwählt werden konnte, sondern bald darauf von Clemens VIII. auch die Inful erhielt. Kurfürst Maximilian d. Gr., der so vielen Klöstern Gutes that, gab auch Gotteszell mehrere Freiheitsbriefe. Ueberhaupt zieht sich der milde Sinn der Herrscher aus dem Hause Wittelsbach wie ein lichter Quell durch die Geschichte des ganzen bayerischen Mönchthums sowohl, als jedes einzelnen Klosters hindurch; die Weisheit dieses Hauses hatte die Bedeutsamkeit jener kirchlichen Corporationen erkannt und die Liebe zu ihrem Volke ließ sie kein Opfer scheuen, diese Herde der Volksbildung und des Volkswohles zu fördern. Mit dem Beistande seines Fürsten nun ward es dem Achatius möglich, das Kloster wieder in guten Stand zu bringen. Insbesondere besserte sich dessen finanzielle Lage in Folge des glücklichen Betriebes seines weißen Bräuhauses, das vorzüglich nach Deggendorf einen solchen Absatz fand, daß sich die Degenberger in ihrem Privilegium, von Schwarzach aus den ganzen Wald mit Waitzenbier versehen zu dürfen, verletzt glaubten.

Unter Abt Michael II., einem Aldersbacher, brannte am 24. März 1629 Morgens 10—11 Uhr das Kloster bis auf den Grund nieder. Bei dieser Gelegenheit geschah ein

Wunder. Ein altes, seit unvordenklicher Zeit verehrtes Bild der hl. Anna, aus Holz geschnitzt, stand auf dem Hochaltar. Der Altar brannte nieder und auch das Bild glaubte man mitverbrannt. Dem war aber nicht so, sondern des andern Tages zog man die Heilige unversehrt „mitten aus den braschlenden Kohlen" und brachte sie in Ermanglung eines besseren Ortes einstweilen in Prozession in einen Weinkeller. Am 23. Juni legte der Abt den neuen Grundstein. Kaum aber hatte sich der junge Bau aus den Trümmern erhoben, so kamen 1633 die Schweden und plünderten das Kloster rein aus. Es mag manchem erwünscht sein, zu sehen, was der schon erwähnte Abt Veit Höser von Oberaltach, der auf seiner Flucht vor den Schweden zweimal hier war, in seinem Tagebuche darüber meldet. „Am 24. November 1633 wanderte er von Englmar mit noch zwei Begleitern über die hohen Gipfel der Berge, durch Gesträuche und dichte finstere Wälder bei unausgesetztem Schneegestöber nach Gotteszell, einem Kloster, welches ringsum von Bergen und Wäldern umgeben ist. Er traf da bereits einige Mönche aus dem Kloster Metten, welche sich ebenfalls hieher geflüchtet hatten und alle wurden von dem Abte Michael auf das freundlichste aufgenommen. Jedoch auch diesem Zufluchtsorte rückte der Feind immer näher und der Prälat von Gotteszell befürchtete nicht ohne Grund auch für sein Stift einen nahen Ueberfall. Er arbeitete also nach Kräften, dem Feinde Hindernisse zu legen; er berief seine und die benachbarten Unterthanen zusammen und munterte sie auf, die engen Durch- und Zugänge dieser Gegend zu verrammeln, Bäume niederzuhauen, dieselben durcheinander auf die Wege hinabzuwerfen und nächtliche Wachen auszustellen. Am 26. Nov. nahm Abt Höser von Gotteszell Abschied und ging nach Viechtach, und schon am folgenden Tag, den

27. Nov., kamen auch die Feinde von Deggendorf her durch abgelegene Waldwege nach Gotteszell. Sie schlugen die unvorsichtige Wache, tödteten 8 Mann von derselben, überfielen dann das Kloster, verwundeten einige Diener und schleppten den Prior nebst reicher Beute mit sich fort. Der Abt und die übrigen Mönche waren mit Mühe entronnen. In Regen, wohin Abt Michael sich geflüchtet hatte, traf er am 1. Dez. wieder mit Höser zusammen und am folgenden Tage kehrten sie mit einander nach Gotteszell zurück. Gleich beim Eintritt begegneten ihnen unter der Klosterpforte zwei Bedienten mit Wunden und verbundenen Köpfen. Dann gingen die Prälaten in die Abtei, besichtigten dieses und die anderen Gebäude, welche nach der vor 4 Jahren erlittenen Feuersbrunst mit großen Kosten wieder errichtet, von Innen mit allen Möbeln wieder versehen, besonders aber mit prächtiger Tischlerarbeit sehr künstlich ausgeschmückt waren. Allein man konnte es nicht ohne Zorn ansehen, wie die neidischen Hände der Räuber Alles verdorben, zertrümmert, zerbrochen und durchlöchert hatten. Auch in der Kirche fanden sich die kunstreich gearbeiteten, zur Verwahrung der Kirchenornate bestimmten Kästen ganz zertrümmert, der Tabernakel des Hochaltares zerbrochen und vor der Sakristei eine ungeheuere, balkenähnliche Stange, womit die Feinde auf die feste, mit Eisen stark beschlagene Thüre mit vereinten Kräften so lange stießen, bis sie aufsprang". (Bei Mussinan a. a. O. p. 25, 36, 48 ff.) Abt Michael lebte noch bis 1638.

Abt Christoph (1638—1651) führte den Bau zu Ende und stellte mit Mühe einige Ordnung her, da kamen 1641 die Schweden unter Banner zu wiederholtenmalen und steckten das Kloster in Brand. Was die Schweden am Leben ließen, raffte eine furchtbare Pest hin, welche die ganze Gegend entvölkerte. Die Seuche überlebten der Abt

und ein einziger Religios. Als dieser nachher auch starb, resignirte auch jener 1651; vielleicht zog er sich in das Haus zurück, welches das Kloster in Deggendorf „auf dem Platz am Eck" besaß und das eine schöne Hauskapelle hatte. Nun stand es bei Aldersbach, entweder das Kloster in Ruinen liegen und mit den Mauern auch dessen Rechte verfallen zu lassen, oder dasselbe wie vor 400 Jahren von Neuem zu besetzen. Es geschah das Letztere. Neue Mönche zogen von Aldersbach her und ihr Abt Gerardus war durch Dispens des Generalkapitels in Citeaux zugleich Abt von Gotteszell und von Aldersbach. Er fing an, die Mauern wieder aus dem Schutte zu erheben. Kurfürst Ferdinand Maria ging ihm an die Hand; das Ordinariat Regensburg überließ ihm die pfarrlichen Rechte von Ruhmannsfelden; auch in Betreff der Expositur Achslach machte Gerard des Klosters Rechte gegen Dr. Prantner, Pfarrer in Viechtach, mit Erfolg geltend. Um auch aus den Waldungen des Klosters Nutzen zu ziehen, baute er auf dem Vogelsang ein Schwaighaus.

Dieser Vogelsang ist ein Bergkegel, der sich südlich vom Kloster beinahe zur Höhe des Hirschensteines erhebt und dessen Gipfel gewiß nicht weniger interessant sich gruppirt als dieser und selbst als der Hausstein. An das Schwaighaus war eine Kapelle angebaut, in der reconvalescente Conventualen, welche dort die reine Bergluft genossen, Messe lasen. Nach der Säcularisation blieb die Schwaige verlassen; die Kapelle stürzte ein, und da deren Dachstuhl mit dem des Hauses verbunden war, wurde dieses auch ruinirt. Jetzt geht nur mehr eine ärmliche Hütte auf dem Vogelsange ihrem Verfalle entgegen. Unerachtet es aber an jeder Gelegenheit zur Erfrischung dort gebricht, ersteigen noch immer viele Reisende den Vogelsang, um die ganz unvergleichliche Fernsicht zu genießen.

Wer in diesem Falle sich befindet, der versäume ja nicht, die Musterwirthschaft des Samsepps zu besichtigen. Auch die Rusel verdanken wir bekanntlich, wie so viele der schönsten Punkte des malerischen Bayerns den Mönchen: die Vertilgung der Klöster ist also selbst vom touristischen Standpunkte aus zu verdammen.

Abt Bonifazius (um 1680) hatte ein großes Privatvermögen zum Kloster gebracht, so daß er, obschon durch Türkensteuern in Anspruch genommen, dennoch die materielle Lage des Klosters sehr heben konnte, während er auch die regularische Disciplin bedeutend besserte. Er war ein Gelehrter; daher that er viel zur Anschaffung einer Bibliothek, wobei ihm das Vermächtniß eines Pfarrers von „Duemetshamb," der seine Bücherei dem Kloster schenkte, vorzüglich gut zu Statten kam. Er selbst übersetzte die 5 Folianten Cistercienser-Annalen des Angelo Manrigue von Burgos ins Deutsche und that überhaupt viel zur Hebung der Wissenschaft. Wilhelm I. (1689 — 1716) schloß mit vielen Klöstern Verbrüderungen und wirkte bei Kaiser Joseph für sein Kloster. Dieser Abt war es, welcher die Klostergebäude vollständig wieder herstellte und zwar großartiger, denn je. Er zahlte sämmtliche Schulden zurück, löste dem Kurfürsten das Schaarwerkgeld ab, schaffte kostbare Paramente an, zahlte dem Kaiser nicht nur bedeutende Hilfsgelder, sondern stellte ihm auch Pferde und Knechte zur Fortbringung seiner Bagage. Er kaufte von einem Grafen Nothaft die Hofmark Eisenstein um 30,000 fl. und brachte überhaupt das Kloster auf den Gipfel seines Glanzes. Seine Person stand in hohem Ansehen; er war Landstand und Steuerer und wurde fast jährlich zur Frohnleichnamsprocession nach München eingeladen. Dafür war er aber auch ein gebietender Herr und gebrauchte von sich den **Pluralis majestaticus**, was

ihm jedoch nicht geduldet wurde. Im Jahre 1709 gab es in den Waldungen am Vogelsange noch Wildschweine, was aus dem Acte einer criminalischen Untersuchung gegen den Klosterhirten hervorgeht, der eines weggewildert hatte. Den von seinem Vorgänger gelegten Keim der Wissenschaft hat auch Wilhelm I. fleißig fortgepflanzt, das Kloster erlangte einen bedeutenden Ruf und Häuser, wie das von Celle, erbaten sich vom Abte einen Conventualen zum Informator, während hinwiederum die Söhne der angesehensten Familien wie z. B. ein Fugger zu Gotteszell in das Noviziat eintraten.

Unter Wilhelm II. 1716 — 1760 blühte das Gotteshaus fort. Vom Ordinariate Regensburg wurde ihm die Befugniß ertheilt, seine Conventualen selbst mit der Cura betrauen zu dürfen. Er gab die Cistercienser-Annalen, die Abt Bonifacius übersetzt hatte, bei Memel et Zunkel in Regensburg in Druck; das Werk fehlt heute in keiner größeren Bibliothek. Im Jahre 1729 beging das Kloster das hundertjährige Jubiläum der wunderbaren Erhaltung des heiligen Annabildes. Die Festlichkeit dauerte acht Tage und entwickelte einen Pomp, wie dieser im Walde vordem unerhört war. „Weilen aber die Klosterkirchen als der Wohnsitz der heiligen Annä sehr schlecht beschaffen her und aussahe, so hat sie der Abt mit Stukador, fresco Gemählen, neuen Hoch- und Seitenaltären sammt einer Kanzel aufs Schönste ausstaffiret." Von einem Herrn Anton Beno Höger von Anzing wurden die zwei heiligen Leiber Dulcissimi und Hilarii um eine hohe Summe gekauft; die Herzogin Amalie, eine geborene Landgräfin von Leuchtenberg, schenkte aus der Schloßkapelle den Leib des heiligen Martin dazu; zugleich gab die hohe Frau zu einem Kirchenornate ihr kostbares Kleid. Ihre Schwester, die Frau Kronprinzessin Josepha von

Sachsen gab ein gleiches. Der Abt ließ später den Ornat in eine höchst kostbare Fassung bringen. Rom hatte für die ganze Octave einen vollkommenen Ablaß bewilligt und so fand das Fest unter ungeheurem Andrang des Volkes statt. Zum Schlusse wurde von Laienbrüdern und Studenten ein symbolisches Festspiel aufgeführt, das uns noch erhalten ist; auch Fragmente des genannten Ornates sind noch da. Von Bonifacius bis zur Säcularisation herrschte in Gotteszell ein reges wissenschaftliches Leben: es waren immer viele Studenten da, denen Unterricht von den Rudimenten bis zur Theologie ertheilt wurde. Unser Decennium noch sah ehemalige Gotteszeller-Zöglinge in einflußreichen Stellungen. Auf Wilhelm II. folgten noch drei Aebte: Nivard, Joseph und Amadeus. Diese Namen bezeugen uns die Denksteine in der Kirche; an näheren Nachrichten über sie fehlt es gänzlich. Daß sie ehrwürdige Männer gewesen, ist gewiß und wird bezeugt durch den angeführten Brief des Bischofes Gräßel, aus Philadelphia.

Das Jahr 1803 verschlang auch Gotteszell. Erwiesen sich die Klosteraufhebungscommissionen auch anderwärts als die Vandalen des 19. Jahrhunderts, so war dieses besonders in dem abgelegenen Gotteszell der Fall. Das Archiv wurde als dummes und vergilbtes Zeug auf den Dünger geworfen, nur ein Regestenbuch wurde aus leichtbegreiflichen Gründen geschont; dasselbe ist die Quelle dieser Darstellung. Die Bibliothek ward verschleudert. Der Schiebkarren voll kostete 24 kr.; noch vor wenigen Jahren haben die **ABCdarii** der Umgegend ihre Pandekten in Pergamentblätter aus der Klosterbibliothek gehüllt und ihre junge Kraft daran geübt.

Die Patres, welche 1729 nach Rom zur Erwirkung von Indulgenzen gereist waren, hatten von dort verschie-

dene Reliquien der heiligen Großeltern Christi, sowie einen Partikel vom Kreuze des Welterlösers mitgebracht. Für diese Heiligthümer wurde nun über den die Westseite des Klosters schützenden Berg eine fortlaufende Reihe von Kapellen gebaut, in denen der Leidensgang Christi plastisch dargestellt war. Auf dem Gipfel des Berges stand ein Kirchlein; darein führte die heilige Stiege, welche nur auf den Knieen erstiegen wurde. Dieser „Calvarienberg" stand bei dem Volke in hohem Ansehen, die Commission befahl ihn zu demoliren. Das Volk stand weinend da und wollte nicht Hand anlegen; der Commissär wüthete; endlich hieb ein Maurer ein. Der Commissär starb eines scheußlichen Todes; der Maurer mußte bei lebendigem Leibe verhungern; die Familie, welche das Klostergut um eine Bagatelle an sich brachte, existirt nicht mehr. Aber das Kloster existirt leider auch nicht mehr und hat auch keine Aussicht, je wieder zu existiren; denn ein großer Brand vom 22. Juli 1830 verzehrte Kirche und Klostergebäude. Die Kirche insbesonders verlor das Gewölbe des Mittelschiffes, das durch den zusammenstürzenden Dachreiter durchgeschlagen wurde. Jetzt tragen die Hochwände ein Gewölbe der allersimpelsten Construction. Auch die Seitengewölbe haben ihre Rippen eingebüßt, wahrscheinlich schon bei der glorreichen Restauration von 1729. Zu allem Ueberflusse wurde noch ein ziemlich großer Musikchor auf eine äußerst unorganische Weise eingefügt; die beiden Seitenschiffe zum guten Theil durch eine Querwand verkürzt und ein Thurm an die Westwand gerückt, der an Abgeschmacktheit seines Gleichen sucht. Nicht leicht hat eine solche Kirche eine solche Behandlung erfahren. Das Bild der heiligen Anna wird noch darin verwahrt; von den drei heiligen Leibern verbrannte **Dulcissimus** in Gotteszell, Martinus in Ruhmannsfelden

1820, Hilarius ist noch in Achslach. Einige gute Gemälde (Mariä Vermählung, heilige drei Könige) zieren die Seitenaltäre; das ehrwürdige Bild des letzten Abtes, der erblindet in Regen starb, hängt an einem Pfeiler. Von den Klostergebäuden ist noch die ehemalige Prälatur, die jetzt als Pfarrhof dient, am besten erhalten. Darin ist das Klosterwappen (Taube mit dem Oelzweige) und ein schönes Plafondgemälde, den Fundator darstellend, sehenswerth; das Uebrige verkümmert im Privatbesitze. Die Anlage des Klosters, insoweit sie noch erkennbar ist, erinnert ganz an die Meiereien des Varro und Columella. Die Wirthschaftsgebäude sind in Form eines Parallelogramms erbaut; durch eine Senkrechte theilt sich der Hof in zwei Quadrate mit zwei Einfahrtsthoren, den Speichern und Ställen auf der einen, den Wohnungen der Brüder auf der andern Seite; letztere selbst gruppiren sich wieder in Quadraten. Das den Cisterciensern eigenthümliche Oratorium liegt im Bereiche des heutigen Schulhauses.

Um Gotteszell schlingt sich ein Kranz von Sagen, hier stehe eine von den vielen. Ueber dem Hochaltare schwebte eine Taube mit einem goldenen Ringlein im Schnabel. Diese Taube war geheimnißvoller Natur: sie wurde am Morgen nach der Todesnacht Heinrichs von Pfelling am Gewölbe schwebend gefunden, das Ringlein galt als der Brautring Mathildens. In der Nacht nun nach dem Abende, da die Mönche zum letztenmale im Chore die Vesper gebetet hatten, flog die Taube wunderbar belebt durch ein geöffnetes Fenster ins Freie. Mit starken Schwingen erhob sie sich hoch in die Luft und wandte sich dem Süden zu. Eben schwebte sie über dem Vogelsang — da schoß vom „kalten Röhrl“ herüber feuersprühend ein wilder Geier wüthend auf sie los. Als ob sie im

Himmel Schutz suchen wollte, stieg die Taube hoch und höher; allein der höllische Falke überholte sie und stieß sie nieder. Da verschwand die Taube. Ihr Ringlein aber war nieder gefallen und hatte sich an den Gipfel einer jungen Tanne wie an einen bräutlichen Finger gesteckt. Diese Tanne wächst nun fort und schon haben sich mehr denn fünfzig Jahresringe um den goldenen Reif gelegt. Wenn der hundertste Jahresring darüber gewachsen sein wird, wird im ganzen Walde kein einzig Bäumchen mehr zu schauen sein weit und breit. Der bayerische Wald wird zum zehntenmal Feld geworden sein; denn neunmal ist er bis jetzt schon Feld und Wald gewesen. Nur diese Tanne auf dem Gipfel des Vogelsangs wird einsam rauschen ernst und feierlich. Alsbald wird auch die Taube wieder kommen und wird sich einnisten in einer hohlen Stelle des Baumes. Nach diesem Allem wird ein Fürst diese Tanne von fernher erblicken und wird kommen, um zu ruhen unter ihrem Schatten. Er findet den Tannenbaum entwurzelt, ein Sturm hat ihn über Nacht umgelegt. Im hohlen Baume findet er die Taube todt; in ihrem Schnabel aber ein goldenes Ringlein und darauf geheimnißvolle Worte. Hierauf wird Gotteszell wieder erbaut und dieser Fürst wird unter den Fittigen der Taube zur Ruhe gelegt werden. Zur Entstehung der Sage mag wohl beigetragen haben der Umstand, daß, wie bereits angeführt, das Kloster Gotteszell die Taube mit dem Oelzweige im Wappen führte.

Auch ein Irrthum sei hier noch bemerkt, den sich viele unserer Topographen und Specialhistoriker zu Schulden kommen ließen: sie sagen nämlich, daß Gotteszell eine Zeit lang Augustinerchorherrnstift gewesen sei. Dieß ist total unrichtig und mag aus einer Namensverwechslung

mit einem gleichnamigen Chorherrenstifte am Rhein erklärt werden.

Von Gotteszell führt jetzt eine ziemlich gute Straße nach Deggendorf. Diese Straße ist noch gar nicht alt, indem vor noch nicht viel mehr denn 30 Jahren einzig ein elender Holzweg die Communication mit der Stadt ermöglichte. Die nothwendigsten Bedürfnisse, Salz, Tabak und dergleichen mußten hereingesäumt, das heißt, einem Pferde über den Rücken gepackt werden. Wagte sich dennoch manchmal ein Karren auf den Weg, so mußte sich der Fuhrmann aus und ein heiser schreien, damit allenfalls ihm begegnende Wagen Halt machen konnten, wo eine breitere Stelle das Ausweichen ermöglichte. Wurde das Aviso versäumt oder überhört und trafen zwei Fuhrwerke in der Gasse zusammen, so mußte einer der Wagen zerlegt und Stück für Stück über den andern übergehoben werden. Eine Prügelei entschied, wessen Wagen zerlegt wurde. Auch die jetzige Straße ist nicht sehr rationell angelegt, indem sie, wahrscheinlich ein paar Wirthshäusern zu lieb, über Berg und Thal unbeschreiblich mühsam sich hinzieht, während sie unten im Wiesengrund beinahe ebenes Terrain gehabt hätte. Doch ist der ganze Weg mit ungemeinen Reizen der Natur geziert. Die Gebirgsbildung erinnert an die Vorberge der Alpen, selbst die Vegetation steht an Ueppigkeit wenig nach. Dörflein an Dörflein, Kirche an Kirche ziehen hin nach dem Gnadendome, der wie ein Bote des Friedens an der Pforte des Waldes steht. Muntere Heerden klettern an den steilen Wandungen des Vogelsanges umher; oben laufen dunkle Wälder drüber hin; ein ernster Kranichzug schwebt hoch in den Lüften. Nach einer Stunde sind wir am „kalten Röhrl". — Kalt überläuft es uns hier, denn nicht geheuer ist die Stelle, an der wir stehen. Nicht die schwarzen Tannen, nicht

das herabstürzende Bächlein ängstigen uns, nein — feurige Männer ohne Köpfe, funkenschnaubende Hunde und andere Ungethüme lösen sich ab mit dem „wilden Gejaide“, des Nachts den Wanderer zu schrecken. Ein daselbst aufgerichtetes Kreuz hat den Spuck gemäßigt, unsere Wälder-vertilger werden ihn bald ganz beseitiget haben; denn nur dem Wildschönen der Natur verdankt diese Stelle ihre grausige Berühmtheit.

Vom kalten Röhrl gelangt man in einer halben Stunde nach dem Dorfe Tatting. Im österreichischen Erbfolgekrieg erschien hier einmal (1744) unvermuthet ein österreichisches Husarenkorps und nahm 5 Bauern des Dorfes gefangen, weil vor einem halben Jahre einmal 4 ihrer Kammeraden in diesem Dorfe erschlagen worden waren. Die Gefangenen wurden lange von Kerker zu Kerker geschleppt und endlich zu Passau zwei derselben enthauptet, einer gerädert, die beiden anderen erlangten gegen ein Lösegeld von 600 fl. ihre Freiheit wieder. — Es ist in diesem Büchlein von den Ausschweifungen und Grausamkeiten der Panduren und anderer österreichischer Völker schon die Rede gewesen. Dagegen thaten sich nun besonders die wackeren Schützen in der Gegend von Grafling, Gotteszell, Achslach u. s. f. zusammen und führten gegen den Feind einen demselben höchst verderblichen Guerillakrieg, wobei sie von der Beschaffenheit der Gegend mit ihren dichten Wäldern und vielen Schluchten unterstützt wurden. Diese kriegerischen Bauern wurden von den Kaiserlichen Schnapphähne genannt; ihre nie das Ziel verfehlende Kugel brachte sicheren Tod jedem Kaiserlichen, den sie vereinzelnt oder in schwacher Umgebung trafen. Daher der Haß und die Rache der österreichischen Husaren. Möge nie eine Zeit mehr kommen, die Bayerns Volk gegen den österreichischen Nachbar verfeindet sähe!

Wenn wir Tatting durchschreiten und weiter wandern, sehen wir jenseits des Thales zu unserer Rechten einen Einödhof mit einem hölzernen Thurm. Das ist der Giggelberg, ein alter Edelsitz, von dem einst ein Herrengeschlecht seinen Namen trug. Im 14. Jahrhunderte zogen die Giggelberger sich nach Deggendorf zurück und verschwinden unter der dortigen Bürgerschaft. — Bald erreichen wir nun das prächtig situirte Pfarrdorf Grafling. Hoch auf dem Berge hingebaut blinkt die Kirche weit hinaus ins Flachland und man hat hier eine bedeutende Fernsicht. In frühen Zeiten war Grafling eine Filiale von Deggendorf, bis im Jahre 1474 Peter Giggelberger zu Deggendorf, ein Sprosse des ebengenannten Geschlechtes, ein Beneficium hieher stiftete. Im 17. Jahrhunderte wurde dieses Curatbeneficium eine Zeit lang von Conventualen des Klosters Metten versehen und dann zur Pfarrei erhoben. Von Grafling an weitet sich das Thal gegen die Donau aus und bietet den erfreulichen Anblick großer Fruchtbarkeit und einer sehr üppigen Vegetation; besonders ist der Graflinger Winkel durch seinen Reichthum an dem besten Obste berühmt. Bei dem Dorfe Tiefenbach verlassen wir die Straße und kehren auf einem Fußpfade über Berg zurück nach Metten.

§. 4.

Sitten und Gebräuche.

Es lächelt die Vergangenheit
Durch der Erinnerung Flor;
In mildem Lichte steigt der Zeit
Verblichnes Bild empor!

Salis.

Zu einem schönen Landschaftsgemälde gehört — wer wüßte das nicht? — nothwendig eine Ruine. Dieses Büchlein hat sich vorgesetzt, die Umgegend Mettens zu zeichnen, nicht bloß das Land, sondern auch das Volk und seine Geschichte. In der Landschaft haben wir Ruinen genug gefunden; es fehlen nur noch ein paar im Gemälde des Volkslebens, daher mögen hier Bruchstücke eigenthümlicher Gebräuche folgen. Es sind, wie gesagt, nur Bruchstücke, theils weil der Raum nicht viel mehr gestattet, theils weil auch wirklich nur mehr Trümmer characteristischer Volksbräuche übrig sind. Gesetzgebung, Administration, Schule und Presse waren und sind ja beflissen, den Aberglauben des Volkes, d. h. sein angestammtes naturwüchsiges Wesen, Sinnen und Denken radikal umzuformen. Von dem noch Uebrigen hier etwas Weniges.

Das hohe Fest der Weihnachten glänzt dem Volke wie ein lichter Stern in der langen Winternacht. Die liebe Jugend macht sich dabei seine besondere Freude. Schon am Tage der hl. Barbara (4. Dezbr.) schneiden sich die Kinder Zweige von den Kirschbäumen, die in Wasser gesteckt und in der Wohnstube aufbewahrt, in der heiligen Nacht unfehlbar blühen müssen. Beim Herannahen des Festes selbst ziehen ein Knabe und ein

Mädchen in zierlichem Schäferkostüme von Haus zu Haus und führen dort folgenden Dialog auf, worauf sie von den Kindern des Hauses freundlich bewirthet werden und von den Eltern ein kleines Geschenk bekommen.

Der Engel.*)

Wos machst du da, du gsteifsta Bua!
Und thuast nöt eini treibm?
Segst nöt, es ist ja s'Thor scho zua,
Du muast heraußen bleibm.
Und da loßt dir der Frost koan Ruah
Der Schnee thuat di voschneibm.

Der Hirte.

Mei, sag mir, wos hast du denn gmacht,
So spat no rum zu geh'n?
Segst nöt, scho lang die schwarze Nacht
Z'höchst oben am Himmel steh'n?
Und rund um halt der Wolf sei Jagd:
Da könnt dir ebbas g'schehn.

Der Engel

Steh auf, steh auf mei lieber Hirt!
Fein gschwind mit mir muaßt geh'n.
Was jetzt dein Aug da schauen wird,
Dös hat koa Mensch no gseh'n.
Ich führ' dich hin zu einer Hürd,
Drin Wunders viel gescheh'n.

---

*) Der Dialog variirt im Volksmunde und ist hin und wieder corrumpirt, was jedoch hier aus der Vergleichung mehrerer Varianten und der Analogie verbessert wurde.

Der Hirte.

Mei geh, wos bild'st denn du dir ei!
Jetzt in der eiteln Nacht
Volast koa Hirt die linde Streu,
Von Fichten überdacht.
Volaßt koa Hirt sei Schäferei,
Dö rund der Wolf bewacht.

Der Engel.

Steh auf, denn i ein Engel bin,
Gott selba hat mi g'schickt;
Leg all dei Furcht und Sorgen hin,
Du bist von Gott beglückt.
Geh, schau den Aronsstecken grün,
Der alle Welt entzückt.

Der Hirte.

Ja nachher wird es wohl gescheh'n,
Daß ich dir thue nahn.
O Engel hold, i bitt dich schön,
Geh du mir nur voran;
I will dir treuli nachi gehn,
Mach mir im Schnee a Bahn!

Der Engel.

Mei lieber Hirt, dös thua i gern,
Laß dö no nët beirrn!
Durt, wo du schauest einen Stern,
Durt hi will i di führn.
Bold wirst du a mit Freuden hörn
Die Engel musizirn.

Der Hirte.

Durt seg i wohl in weiter Fern
Den silberhellen Strahl
Leicht größer als zwo groß Lotern;
Auch laßt sich auf amol
Hoch in den kalten Lüften hörn
A glöckerlheller Schall.

Der Engel.

Der Stern, so glänzet auf dem Feld,
Messias dir anzeigt,
Wie er grad netta auf die Welt
Vom Himmel abasteigt,
Zu büaßen, was der Mensch gefehlt.
Die Schaar der Engel geigt.

Der Hirte.

Wenn dös der kloa Messias wär,
Auf den wir hoffen all,
So war er do a großer Herr,
Wos thät er denn im Stall?
Messias herrscht auf Land und Meer
Und wohnt in güldnem Saal.

Der Engel.

So geh nur in den Stall hinein,
Das Kinderl wohl betracht!
Durt woant der guate Heiland dein
Vor Frost in rauher Nacht.
Schau wie das arme Jesulein
Die Menschenpracht veracht.

Einige Tage darauf erscheinen drei Knaben im königlichen Kostüme, zwei Weiße und ein Mohr, das sind die hl. drei Könige. Einer von ihnen trägt an einem Stabe einen Stern, den er mittelst einer Kurbel herum dreht, um ihn in Bewegung und Glitzern zu versetzen, dabei singen sie eine ganz einfache weiche Melodie:

Wir ziehen herein,
Ganz schnell herein,
Voll Perlein, Gold und Edelstein.
Wir ziehen bald naus
Beim obersten Thor:
Der selbige Stern
Steht auch schon davor.
Der selbige Stern
Der gibt uns klar Schein,
Der leuchtet uns bis
Nach Köllen am Rhein.
Wir ziehen wohl hin
Für Herodes sein Haus,
Herodes schaut eben
Zum Fenster heraus.
Herodes spricht aus Uebermuth:
Kehrt ein ihr drei Herren,
Und nehmet für gut!
Nein, sprach König Kaspar das thun wir nicht;
Denn hier ist unser Bleiben nicht.
Wir treiben den Stern
Von unten herauf, ((rep.)
Sind unser drei Brüder
Hören s' Singen jetzt auf.
Wo lieg'n denn die hl. 3 König begrabm?
Zu Köllen am Rhein da kann mans erfragn. (rep.)

Darauf werden sie beschenkt und bewirthet und zur Dankbarkeit dafür singen sie dem Herrn des Hauses und **seiner** Familie gleich das neue Jahr an:

Was wünsch'n mer dem Herrn
Zum neuen Jahr?
Und was mer ihm wünschen,
Das wird ihm fein wahr!
Wir wollen mer ihm wünschen
An goldenen Tisch,
Und auf jedem Eck
An bratna Fisch;
Und drin in der Mitt
A Kandel voll Wein,
Die hl. 3 König
Die schenken schon ein.
Was wünschn mer der Frau
Zum neuen Jahr?
Und was mer ihr wünschn,
Das wird ihr fein wahr!
Wir wolln mer ihr wünschen
A Wiegerl fürs Bett,
Damit da die Frau glei
Ihr Kinderl drein legt.
Was wünschen mer dem Kinderl
Zum neuen Jahr?
Und was mer ihm wünschn,
Das wird ihm fein wahr!
Wir wollen mer ihm wünschen
Ein goldenen Wagn,
Damit daß dös Kinderl
In Himmel kann fahrn.

Zu guter Letzt zerwerfen sich die drei Weisen noch; warum sie das thun, weiß man eigentlich nicht. Sie disputiren so:

Kasp. König Kaspar bin ich genannt.
Balth. Was, du bist König Kaspar aus Morgenland?
Melch. So reich mir deine rechte Hand!
Kasp. Meine rechte Hand reich' ich dir nicht,
Du bist ein Mohr, dir trau ich nicht!

Um Ostern beginnt die Erde wieder zu neuem Leben zu erstehen: da beginnt dann auch die Zeit des Hirtenlebens und des Gesanges. Hier sei nur ein Blatt aus dem Haine der Schäferpoesie, wie sie im bayerischen Walde blüht, eingeflochten.

Am Morgen nach einem schönen Tage der Osterwoche macht sich der Hirte frühzeitig auf und streut vor die Gehöfte seines Bezirkes verschiedene Blumen, die er sich das Jahr zuvor im Walde gesammelt, und die von der seltensten Art der Waldblumen sind. Kommt er etwa zu spät, so daß er von einem bereits erwachten Bewohner des Hofes schon überrascht wird, so gilt das für ein schlechtes Zeichen seiner Wachsamkeit und er geht leer aus. Hat er aber die Blumen ungesehen vor die Thüre gestreut, so darf er im Herbste wieder kommen und hat Anrecht auf gute Erkenntlichkeit über seinen bedungenen Lohn hinaus. Am Martini-Tag (11. Nov.) erscheint er dann wirklich mit einer Gerte in der Hand, welche aus den nämlichen Blumen gewunden ist, wie er sie um Ostern vor die Thüre gestreut, und sagt:

Jetzt kommt der Hirt
Mit seiner Girt,
Für dieses Jahr
Ists Hüten gar.

Viel Blümel und Halm
Viel Küh und viel Kalm;
Viel Kronwendpirl,
Viel Ochsen und Stirl;
Viel Harwutzl,
Viel Kälberstutzl.

Is naß oder kalt,
Muaß der Hüta in Wald,
Furt treibt er oa Stuck,
Und zwoa bringt er z'ruck.
Hinein treibt ers dürr,
Und soast gengers herfür.
Und für all sei Müh
Hat er schier
Zum täglichen Brod
Nix als die Noth.

Schon hör i d'Schlüßl
Und d'Bäuerin in d' Kammer springa,
Sie wird oan Loab Brod bringa,
Und werden zwoa daraus,
So hab i a nix aus.

Zur Zeit des lieblichen Festes der Pfingsten drängen sich zwei verschiedene Feste zusammen: ein religiöses, die Wahlfahrt zu dem wunderthätigen Marienbilde auf dem Heiligenberg bei Przibram in Böhmen und ein ursprünglich auf heidnisch-christlichem Aberglauben begründetes, jetzt zum Wettkampf der Dorfburschen gewordenes: der Hexentusch oder das Pfingsteln. Der Hexentusch ist halb im Scherz, halb im Ernst gemeint, denn das Volk glaubt noch an Hexen, welche die Kühe Blut statt Milch geben machen und die Felder unfruchtbar zaubern, dennoch ist

die Aufklärung schon zu weit gediehen, um anders als auf diese scherzhafte Weise den Hexen entgegen zu wirken; im Grunde aber gibt die Hexe nur den Vorwand ab, eine beliebte Kraftäußerung anzustellen. Es werden nämlich eigene sehr lange Peitschen dazu angefertigt, welche mit beiden Händen gefaßt und in künstlichen Verschlingungen außerordentlich gewandt über den Kopf geschwungen werden; die Hauptsache dabei ist, die Peitsche nicht zu verschlingen und den Knall am Schlusse mit möglichster Stärke hervorzubringen. Lange vorher werden am Abend in den Waldschluchten, welche den besten Widerhall geben, Vorübungen vorgenommen und es tönt wie Gewehrfeuer durch die stille Nacht. Zur Hauptaufführung aber schleichen zehn bis zwölf Bursche nach dem Abendläuten sich an das Haus einer angeblichen Hexe, erheben plötzlich ihr betäubendes Peitschengeknall und erfreuen sich am Jammern und Zanken der Alten über diese Bosheit. Manchmal ist es aber auch schon vorgekommen, daß einer Jungen, auf die man Pique hatte, die Ehre des Pfingstelns zu Theil wurde.

Hieran möge sich anschließen, was als Volksbrauch die drei Hauptmomente des menschlichen Lebens: Geburt, Trauung und Begräbniß umgibt. Ist ein Kindlein geboren, so wird es dem Gevatter gemeldet, welcher in Begleitung der Gevatterin erscheint, ob nun das Kind ein Knabe oder ein Mädchen ist. Im Zimmer der Wöchnerin wird nun gleich eine kleine Erfrischung eingenommen, bestehend in Meth oder süßem Branntwein mit Backwerk. Sie gehen dann in Begleitung des Vaters und der Hebamme zur Taufe. Ihren Auszug begleiten drei Flintenschüsse, ebenso werden sie auf dem ganzen Wege bei den Häusern ihrer Freunde mit Freudenschüssen begrüßt. Nach der hl. Handlung gehen Vater und Ge-

vatter ins Wirthshaus, die Gevatterin geleitet die Hebamme mit dem Kinde heim, schiebt das Pathengeschenk — meist ein Frauenthaler — unter das Kissen, sagt der Mutter noch einige freundliche Worte und geht dann auch zum Kindelmahl ins Wirthshaus. Der Pathenthaler muß fleißig aufbewahrt werden, denn wenn ihn das Kind später unter seine Baarschaft mischt, so kann diese ihm weder gestohlen, noch durch Wechselgeld verhext werden. Im Wirthshause entwickelt sich nun ein fröhliches Mahl, das gewöhnlich ein heiteres Tänzchen schließt, wobei der Vater die Gevatterin „hobsen" muß, damit das Kind groß und der Flachs lang wird. Ist das Kindlmahl im Hause selbst, wie dieß früher öfter und auch jetzt noch manchmal der Fall ist, so gibt das „Spießrecken" der lieben Dorfjugend einen heiteren Abend. Sie kommen nämlich mit eisernen und hölzernen Gabeln, stecken dieselben durch das Küchenfenster und ziehen sie mit Krapfeln besteckt wieder zurück.

Die Hochzeiten werden so ziemlich in der Art und Weise wie im übrigen Altbayern gefeiert. Ist der Heirathsvertrag bei geistlicher und weltlicher Obrigkeit in Ordnung gebracht, so geht der Hochzeiter mit dem Hochzeitlader ins Hochzeitladen. Jeder trägt am Arme einen Blumenkranz und in der Hand ein Rohr mit einem silbernen Knopfe und roth- und blauseidenen Bändern verzieret. Der Hozeitlader sagt seine Formel her und zeichnet an die Thüre des Geladenen mit Kreide einen Rosmarinzweig, in einer Zitrone steckend, darunter schreibt er den Betrag des Mahlgeldes. Während so der Bräutigam die Gäste sammelt, wird im Hause der Braut der Kammerwagen zugerichtet. Ist Alles fertig, so werden vier der schönsten Pferde vor den Wagen gespannt, auf dem alles größere, meist bunt bemalte Hausgeräthe aufgeschichtet

ist, zu oberst das Brautbett und die Wiege. Kleinere und zerbrechliche Gegenstände werden von den Freundinen der jungen Frau getragen, welche in langem Zug den Wagen umgeben, dessen muthige Pferde mit glänzendem Messingzierrat am Geschirr und rothen Tuchlappen aufgeputzt sind, sowie der Wagenlenker mit seidenen Bändern und einem mächtigen Blumenstrauß. Geht der Zug durch ein anderes Dorf oder Gehöfte, wie meistens der Fall ist bei der Zerstreutheit der Wohnplätze in dem waldigen Gebirge, so haben auch die Bursche dieser Nachbarortschaften der jungen Frau ihre Rolle zu spielen, um den Schmerz darüber auszudrücken, daß sie die Heimath verläßt. Dieß geschieht dadurch, daß sie den Weg mit Stangen sperren und den Hochzeitszug zwingen, mit einer kleinen Gabe den Durchlaß sich zu erkaufen. Hört man einen Kukuk auf diesem Zuge rufen, so bedeutet es Reichthum für das junge Paar; Wachtelschlag bemeldet die Zahl der Kinder. Schlägt die Wachtel aus dem Getreide, so bedeutet es Segen, sitzt sie auf dem Rain zwischen den Feldern, so deutet es Unglück. Hört man donnern, so muß rasch die junge Frau den nächsten schweren Gegenstand zu heben suchen, was ihre Gesundheit und Vollkraft sichert. Bei der Einfahrt in ihren neuen Wohnort sperren die Mädchen dieses Dorfes dem Zuge abermals den Weg, und von Neuem muß ein kleiner Tribut gezahlt werden. Zugleich aber werden sie dann zur Befreundung eingeladen und folgen dem Zuge, welchem der junge Gatte mehrere hundert Schritte von seiner Wohnung entgegen kommt. Die Begleiter helfen dann noch bei der Einrichtung und verbringen bei Schmaus und Tanz den Abend. Am Hochzeitstage selbst wechseln Scherz und Ernst in wohlthuend anregender Weise. Der junge Morgen findet manchmal weite Strecken Weges

mit Sägspähnen bestreut. Diese Wege führen zur Kammer einer jetzt verlassenen Seele, die früher oft einem der Brautleute vielliebe Besuche gemacht oder von ihm sich machen ließ. Unter Scherzen und Sticheln über diese Schikane kommen nun die Hochzeitsgäste zur „Gaglhenn" in das Haus der Brautleute. Diese Gaglhenn ist ein frugales Frühstück von 4 bis 5 Gerichten, womit gestärkt sich der Hochzeitszug auf den Weg zum Pfarrdorfe macht. Die Musikanten sind natürlich auch dabei und führen mit klingendem Spiele den Zug an, der unter lautem Gejauchze der Bursche sich durch den Wiesenrain und am Haage hinzieht. Die Trauung geht in der Kirche angesichts aller Hochzeitsgäste vor sich; sollte sichs schicken, daß die Braut am Brautaltare zur Rechten des Bräutigams zu stehen käme, so wäre dieß ein untrügliches Zeichen von der zukünftigen Herrschaft des Pantoffels. Nach dem Amte ist die Hochzeit im Wirthshaus. Diese vollzieht sich in einem ungeheueren Festessen mit Tanz und Gesang, wobei die Volkspoesie interessante Vertreter gewinnt. Beim Mahle dürfen folgende Speisen nie fehlen: Knödel — wir erinnern uns, daß wir in der Gegend von Deggendorf sind — gerollte Gerste, dürre Zwetschgen, Kreen, Butterbögen, Schweinfleisch und Kraut; das Uebrige kann verschieden sein. Auf einmal, während Alles fröhlich ist und sich gütlich thut, ist oft die Braut weg. Nun geht's über den Bräutigam her, der in Prosa und Poesie aufgezogen wird, daß er seinen besten Schatz so schlecht bewacht habe. Einer der Jugendfreunde der Braut nämlich, der 'früher auch oft um die Dorflinde mit ihr geringelt, macht sich unterdessen mit zwei Musikanten und einigen Gästen in einem anderen Wirthshause zum letztenmale mit ihr lustig, bis der Bräutigam mit klingendem Spiele und großem Gefolge sich aufmacht, die

Geraubte wieder zu holen. Von nun an ist er allein Hahn im Korbe. Jetzt kommen aber auch im Walde die stillen Hochzeiten immer mehr in Aufnahme: der Lärm kommt in der Ehe. Ernster ist die Geselligkeit bei Todtenfällen. Ist eine Leiche im Hause, so werden allsogleich Boten ausgeschickt, um dieß den Freunden und Bekannten der Gegend zu melden. „X X läßt euch bitten, mit seinem Vater u. dgl. am Freitag rc. nach N. N. in die Kirche zu gehen." Abends brennt auch schon auf der Anhöhe hinter dem Dorfe ein lohes Feuer auf, es ist das Stroh, auf dem der Todte siech gelegen und gestorben. Nun weiß die ganze Gegend, daß eine arme Seele abgeschieden sei und betet für dieselbe. Sobald es dann Abend wird und das Tagwerk verrichtet ist, finden sich Verwandte und Bekannte in der Todtenstube zahlreich ein und wachen im Gebete. In Zwischenräumen wird ausgesetzt und man nimmt eine Erfrischung von Bier zu sich, welches die Erben des Verblichenen bestreiten, und lobt dabei seine Tugenden. So gehts fort, bis lange nach Mitternacht und wiederholt sich am andern Tage wieder. Nach der Beerdigung selber spricht man abermals im Wirthshause zu und hält den „Leichentrunk". Das Brett aber, auf dem der Todte die zwei Tage über geruht, wird nun zum Schreiner gebracht, der es anstreicht, mit Geburt- und Sterbetag des Verblichenen nebst einem frommen Verse beschreibt und dann an einem öffentlichen Wege aufstellt. Dieß sind die bunt bemalten Bretter, die man im Walde so häufig an den Straßen und Wegen, besonders an Kreuze angelehnt, sieht und in welchen der Culturhistoriker Riehl die Anfänge der vaterländischen Geschichtschreibung erblickt. Ganz arme Leute schneiden in das Brett einfach drei griechische Kreuze hinein und legen es über einen Graben, der einen Gehsteig durchschneidet,

damit der Wanderer, der sonst hätte über den Graben hüpfen müssen, aus Dankbarkeit dafür nun auch ein Ave fallen läßt, wie er es bei den gemalten Todtenbrettern thut.

Nun noch ein Bräuchlein im Wald und Feld und Haus!

Wer einmal im bayerischen Walde gereist ist, und etwa den Hirschenstein bestiegen hat, dem ist gewiß aufgefallen, daß allen frischabgesägten Stöcken oben drei Kreuze eingehauen waren. Dieß thun die Holzhauer, damit die armen Seelen, welche in diesem Walde büßen müssen, auf solchen Stöcken rasten können, auf andern dürfen sie nicht.

Auf dem Felde wird man nie bemerken, daß ein Rechen oder eine Sense und dergleichen mit aufwärts gerichteten Zähnen und Schneide auf den Boden gelegt wird. Warum? Weil sonst der Teufel die Seelen, welche mit solchen Geräthen ein wenig zu weit über die Marchlinie gelangt haben, über die Schneide hinwegzieht. Man merke, welche Kraft gewöhnliche Vorschriften in solchem Gewande erhielten.

Trittst du in einen Stall, so siehst du überall oben unter dem Balken den Himmelbrand stecken. Das ist die Königskerze, von der es in einem alten Segen heißt:

Unsre liebe Frau geht über Land,
Hat den Himmelbrand in der Hand.

Er wird hineingesteckt, damit dem Vieh nichts Böses zustoße und ist noch eine schwache Erinnerung an die in früheren Zeiten am Büschelfrauentage (15. Aug.) gebräuchliche Kräuterweihe.

Wohl manches Bruchstück alter Bräuche existirt außer den angeführten noch in den stillen Thälern des bayerischen Waldes. Allein wie diese sind sie nur mehr fragmentarische unklare Erinnerungen an vergangene jugend-

lichere Zeiten. Wir in unsern mechanischen Tagen haben kaum mehr einen Begriff von der frommen schwunghaften Phantasie unserer Väter. Jedes Blümlein, jeder Grashalm hatte seine Bedeutung, seine Geschichte. 77 Kräuter z. B. Frauenblecken, Frauenschuh, Frauenmantel, u. s. w. standen zu unserer lieben Frau allein in Beziehung und bildeten gleichsam die Garderobe dieser Maienkönigin. Auch die Heiligen hatten in der Pflanzenwelt zu schaffen: man denke an den Rittersporn, das Elisabethenblümlein. Und an jedes dieser Gräslein schloß sich ein ganzer Sagenkreis. Ebenso war es mit der Thierwelt. Vom Hahne, vom Lamme nicht zu reden, so waren die Schwalben der Muttergottes heilig, weil auch Sie nach Aegypten fliehen mußte und dort manches Liebe von den Schwalben erfuhr. Darum durften sie ungenirt mit den Menschen unter einem Dache wohnen und waren gerne gelitten und wohl bewacht. In unsern modernen Häusern sucht man sie vergeblich; ist ja auch die Mutter Gottes nimmer drin. Auch die ganze Baumwelt war gleichsam belebt. Unter einer Haselnußstaude fand die seligste Jungfrau auf der Flucht nach Aegypten während eines Donnerwetters Schutz, also flüchtete man bei Gewittern unter Haselstauden oder steckte sich einen Haselzweig vor die Brust. Wie um die Feste der Kirche und des Lebens die Dichtung ihren Nymbus zog, kann man wohl aus obigen ärmlichen Ueberresten entnehmen Wenn so ein neuerer Heide zum Himmel aufsieht, was denkt er sich wohl dabei? Welch erbauliche Gedanken wird er fassen beim Anblick der Junonischen Milchstraße, wie er es nennt? Unsere frommen Eltern sahen keine junonische Milchstraße, wohl aber den Weg der Heiligen zum Himmel, die Straße der Waller nach Compostella und dergleichen! Wahrhaftig, was Schiller einst im gottlosen

Sinne von der Natur gesungen, hat nach obiger Auffassung volle Wahrheit:

Da der Dichtung zauberische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand —
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Busen sie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur,
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.

Personen= und Sach=Register.

M.

N.

O.

P.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

Aichinger, Georg

Kloster Metten und seine Umgebungen

Landshut 1859